NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08192268 8

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/wisconsinsdeutsc02hens

Wisconsin's

Deutsch-Amerikaner

bis zum

Schluß des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Wilhelm Hense-Jensen

und

Ernest Brucken.

Zweiter Band.

Milwaukee, 1902.

Im Verlage der Deutschen Gesellschaft.

Druck der Germania.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
258149
ASTOR
R 1903 L

Vorwort zum zweiten Bande.

Verschiedene Umstände machten es dem Verfasser des ersten Bandes, Herrn W. Hense-Jensen, unmöglich, die Arbeit zu Ende zu führen. An seiner Stelle wurde der Unterzeichnete von der Deutschen Gesellschaft mit der Vollendung des Werkes betraut. Er fand die ersten vier Kapitel soweit gediehen, daß einige wenige, nur redaktionelle Aenderungen sie zum Druck bereit machten. Die Kapitel fünf, sechs und sieben enthalten mancherlei Zusätze und Aenderungen des ursprünglichen Entwurfes, sind aber doch im Ganzen das Werk des Herrn Hense-Jensen. Die letzten fünf Kapitel sind in der Hauptsache die Arbeit des Unterzeichneten, obgleich er bei denselben das bereits von seinem Vorgänger gesammelte Material großen Theils benutzt hat.

Wie schon im Vorwort zum ersten Bande ausgedrückt, gebührt aufrichtiger Dank den vielen Freunden, welche durch mannigfaltige Hülfe zum Gelingen der Aufgabe beigetragen haben.

Milwaukee, im August 1902.

Ernest Bruncken.

Inhaltsangabe.

Erstes Kapitel.

Die Dichter der älteren Periode.

Conze — Bielfeld — De Haas — Steinlein — Ruppius — Bella Fiebing — Pflaume — Wallich — Wintermeyer — Anna Christine Wittmann — Puchner — Henricus vom See — Thormälen — Ruhland — Krez Märklin — Zündt — Mathilde Franziska Anneke.....pag. 1—18

Zweites Kapitel.

Poesie und Prosa der heimischen Schule.

Der Uebergang zur neuen Zeit — Henrik und Amalie von Ende — Gugler — Sonbron — Giegold — Siller — Sophie Gudden — Trumpff — Kind — Anna Voigt.....pag. 19—38

Drittes Kapitel.

Die bildenden Künste.

Altmeister Vianden und seine Schüler: Köhler — Marr — Enders und Schade. Die Panorama-Maler: Heine — Lorenz — Michalowsky — Bieberstein — Rohrbur — Peter — Schneider und Schroeder. Raab — Kerl — Frau Jahn-Heynsen — Sprinkmann — Meyer — Müller. Bildhauer und Architekten .....pag. 39—57

Viertes Kapitel.

Weitere politische Kämpfe.

Demoralisierende Zustände. Der Ruf nach Reform. Die Tilden-Hayes-Kampagne. Erstes Auftreten der Sozialisten. Die Staatswahlen von 1877 und 1879. Prinzipientreue der Deutschen. Wisconsin wieder republikanisch. Gouverneur Rusk. Die Germania und ihre Leiter ..... pag. 58—79

Fünftes Kapitel.

Sozialistische und anarchistische Strömungen.

Kommunistische Gemeinschaften. Sozialismus und Anarchismus. Die ersten Strikes. Joe Brucker & Compagnie. Professor Ernst. Paul Grottkau. Das Heumarkt-Attentat in Chicago. Unruhen in Milwaukee. Die Union-Labor-Party — Sen. Cotzhausen und Klassenkämpfe — Die Fusion der Ordnungsparteien — Lokale Wahlen — Die Stellung der deutschen Presse. Sozialismus in neuerer Zeit .....pag. 80—96

Sechstes Kapitel.

Der Höhepunkt politischer Thätigkeit.

Die ersten deutschen Congreßabgeordneten: Deuster und Günther. Die Präsidentenwahl von 1884 — Civildienstreform und Tarifrevision — Cleveland und die deutschen Stimmgeber — Wahlepisoden. Hohe Erwartungen und bittere Täuschung — Schwache Berücksichtigung in der Verleihung von Ehrenämtern. Die Gründung der Deutschen Gesellschaft in 1880. Bankett im Ausstellungs-Gebäude. Die Ford- und Lodge-Bill. Naturalisation und Stimmrecht — Memorial der Deutschen Gesellschaft — Hitzige Kontroversen — Vorlage für eine Conferenz — Fehlschlag übereinstimmender Thätigkeit .....pag. 97—143

Siebentes Kapitel.

Die Bennett-Law Campagne.

Nativistische Strömungen — Angriffe auf Privat- und Gemeindeschulen — Staatliche Controlle — Die Pond-Bill — Das Bennett-Schulgesetz. Gründe der Opposition — Einhelligkeit der deutschen Stimmgeber — Ausnahmen — Die Stellung der Turner. Organisation der Lutheraner und Katholiken — Die große Konvention vom 4. Juni 1890 — Eröffnung der Campagne — Längeres Schwanken auf Demokratischer Seite — Mißgriffe der Republikaner und bedeutungslose Zugeständnisse — Erbitterte Kämpfe, die mit großer Niederlage der Republikaner enden. Demokratischer Siegesjubel. Widerruf des Bennett-Law. Wachsen des lutherischen Einflusses — Verschiebung der politischen Factoren. Die Kirche als Hort und Schirm der deutschen Sprache und deutscher Gesittung .....pag. 144—169

Achtes Kapitel.

Die deutsche Kirche.

Entwickelung der katholischen Kirche — Deutsche Bischöfe — Der katholische Central-Verein — Wochenblätter. Die protestantische Kirche — Die Alt-Lutheraner — Verschiedene Synoden — Primitive Anfänge und rapides Wachsthum — Conservative Richtung — Ihre Schulen und höheren Lehranstalten — Gegenwärtige Blüthe und Einfluß auf das Gesammtwesen .....pag. 170—182

Neuntes Kapitel.

Deutscher Geist in Wissenschaft und Schule.

Die Nüchternheit der Pionierzeit — Das Beispiel der deutschen Privatschule — Amerikanische Universitäten und ihre Eigenart — Deutsche Kräfte an der Staatsuniversität — Germanistische Gesellschaft und Fachbibliothek — Stipendien — Wanderbibliotheken. Der Naturhistorische Verein — Das öffentliche Museum — Henry Rehrling. Deutsche Lehrmethoden — Schulvereine — Der deutsche Unterricht. Das Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrer-Seminar. Freisinnige und Gemeindeschulen. Der Einfluß deutschen Geistes und Wesens....pag. 183—204

Zehntes Kapitel.

Das Volksleben der Gegenwart.

Milwaukee als Großstadt. Klassenunterschiede. Vereinsleben. Charakteristik der Neuzeit. Verein Germania — Der Deutsche Club — Die Deutsche Gesellschaft — Dr. Brehm und Fried. Bodenstedt. Die Feier des Deutschen Tages — Der Deutsche Tag in Racine. Sängerfeste — Orchesterleistungen — Gesang-Vereine — Conservatorien. Die deutsche Bühne . ...pag. 205—224

Elftes Kapitel.

Das letzte Jahrzehnt.

Die zweite Wahl Cleveland's. Nachwirkungen der Bennett Law Campagne — Mayor John C. Koch. Die American Protective Association — Schnelles Wachsthum, schneller Niedergang. Die Frühlingswahl von 1894 in Milwaukee. Die jüngere Generation im Gegensatz zu den alten typischen Repräsentanten. Die Nationalwahl von 1896 — Republikanische Gewinne. — Der Spanische Krieg — Die Colonialpolitik. Alt und Jung — Radikale Unterschiede — Der junge Amerikaner — Nationalcharakter. Bündniß mit England — Protestversammlungen. Die Wahlen von 1898 und 1900. Die Stellung des deutschen Volums . .....pag. 225—249

Zwölftes Kapitel.

Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft.

Rückblick. Unterschied zwischen damals und jetzt. Pionierarbeit — Die Deutschen der ersten und zweiten Periode — Der Höhepunkt des deutschen Einflusses. Gegenwart. Umschwung der letzten Jahre — Schnelle Assimilirung der Eingewanderten — Cosmopolitischer Charakter. Die deutsche Sprache und die deutschen Zeitungen. Das Aufgeben der spezifisch deutschen Eigenart im amerikanischen Volkskörper — Ein anderer Zeitgeist. Die Mission der Deutsch - Amerikaner. Schlußworte .... pag. 250—260

Anhang.

Erster Anhang: Rückblick auf die Frühjahrswahl in 1887, von F. W. v. Cotzhausen . . . . . pag. 261—265
Zweiter Anhang: Naturalization and Right of Suffrage. . . pag. 266—269
Dritter Anhang: Vorlage zur Conferenz der Deutschen Gesellschaften . . . . . pag. 270—277
Vierter Anhang: Namensliste der Comite-Mitglieder in der Bennett Law Campagne . . . . . pag. 278
Fünfter Anhang: Der Kern der Frage. Sen. Cotzhausen's Rede in der Convention vom 4. Juni 1890 pag. 279—296
Sechster Anhang: Platform der Anti-Bennett-Law Staats = Convention . . . . . pag .297—299

Erstes Kapitel.

Die Dichter der älteren Periode.

In dem Strome geistig hervorragender Männer und Frauen, welche im Laufe der Zeit das Schicksal nach Wisconsin führte, befand sich auch eine stattliche Anzahl literarisch und poetisch veranlagter Talente. Die politischen Führer ihrer Volksgenossen, die Journalisten und Zeitungsherausgeber, wurden bereits an früherer Stelle erwähnt; ebenso konnte schon auf einige poetische Blüthen hingewiesen werden, welche den Zeiten politischer Aufregung oder nationaler Begeisterung entsprossen. Naturgemäß hatten bis 1848 und selbst noch später die Bäume im Dichterwalde Wisconsins ziemlich vereinzelt und im Dunkeln gestanden. Sorge und Noth hatten die Geistesschwingen der Dichter gelähmt, so daß sie sich nicht zu kühnem Fluge erheben konnten. Als jedoch der wunderbare geschäftliche Aufschwung des Landes allenthalben die materielle Unabhängigkeit brachte, wenn auch in vielen Fällen nur inbescheidenem Maaße, da griffen die Sänger in die Saiten, und mancher köstliche Strauß Deutsch-Amerikanischer Dichtung erblühte in Wald und Flur.

Die vorachtundvierziger Periode hatte, wie gesagt, nur wenige poetische Talente in Wisconsin gezeitigt. Der dichterisch am höchsten veranlagte Alexander Conze war im mexikanischen Kriege in ein frühes Grab gesunken; die Gelegenheits-Gedichte und politischen Verse des

biedern Heinrich A. Bielfeld konnten auf bleibenden Werth kaum Anspruch machen. Besseres leistete schon Dr. Carl de Haas von Fond du Lac, dessen Verdienste um die Besiedelung Wisconsin's bereits an früherer Stelle erwähnt wurden. „Niahra und Nemarettah", eine Indianersage, ferner „Bilder aus dem Urwaldleben" sowie „Das Todtenschiff" sind die bekanntesten seiner in etwas zu schwerfällige Form gekleideten Gedichte.

Unter diesen älteren dichterisch veranlagten Einwanderern befindet sich auch August Steinlein von La Crosse, obgleich er auch seiner Geistesrichtung nach mehr zu den Achtundvierzigern zu zählen ist. Schon 1843 war der aus Trier stammende Lehrer in New York gelandet. Seine im Verlage von John Ulrich in La Crosse erschienenen „Bunte Blüthen" bieten einen reichhaltigen Kranz von Liebes-, Gelegenheits- und Lehrgedichten. Die darin enthaltenen Wahrheiten weiß der Dichter in schlichte, oft innige Sprache zu kleiden, die umsomehr anspricht, als Steinlein dem Leben die heitere Seite abzugewinnen sucht[1]). Charakteristisch für den "Selfmade man" und die unabhängige Gesinnung des alten Freiheitskämpen ist sein Gedicht „Bau auf dich selbst", das zu den besten Kindern der Muse Steinleins zu rechnen ist:

Bau auf dich selbst! Verlaß dich nie auf Andre,
Daß sie des Lebens Last dir helfen tragen!
Des Kindes Fuß, damit es sicher wandre
Von Stuhl zu Stuhl, muß selbst die Schritte wagen,
Daß festen Tritt's es einst zu gehen wisse
Und man's nicht stets auf Händen tragen müsse!

1) August Steinlein, geboren 1825 in Trier. Wegen seiner freisinnigen Ansichten wurden dem jungen Lehrer manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so daß er 1843 auswanderte. Er wurde Lehrjunge in einer Buchdruckerei und bald Vormann, welche Stelle er zwölf Jahre inne hatte; dann zog er nach Westen und ließ sich 1856 in La Crosse nieder. Hier errang er bald eine angesehene Stellung, wurde Urkundenregistrator, Armenkommissär, Schulrath, und setzte als solcher die Einführung des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen von La Crosse, sowie die kostenfreie Vertheilung von Schulbüchern durch.

Bau auf dich selbst! Mit frohem Selbstvertrauen
Ergreift der Steuermann des Ruders Speichen;
Auf eig'nen Arm und Scharfblick muß er bauen,
Will er im Sturm den sichern Port erreichen; —
Mit Schiffbruch aber würd' die Fahrt wohl enden
Wollt' er sich bittend erst an Andre wenden!

Bau auf dich selbst! Die Menschen sind gar wankend,
Seh'n sie das Glück von dir hinweggezogen.
Wie Mancher, dir sein eigen Wohl verdankend
Hat in dem Unglück dich verlassen und betrogen!
Die Meisten sind ja nur voll Lug und Tücke
Und fragen nichts nach Anderer Geschicke!

Bau auf dich selbst! Trag keines Andern Ketten,
Ob sie vom feinsten Golde auch getrieben;
Kannst du dir nur die eigene Achtung retten,
Ob Bettler, bist ein Krösus du geblieben;
Und ob vom Schicksal noch so sehr geschlagen,
Darfst du das Haupt doch stolz erhoben tragen!

Von den späterhin folgenden Achtundvierzigern tritt durch größere poetisch-literarische Leistung zunächst Otto Ruppius hervor, der eine Anzahl seiner bekannten Romane wie „Das Vermächtniß des Peddlers", „Geld und Geist", „Prairieblumen" und andere während der fünfziger Jahre in Milwaukee vollendete, ehe er in die alte Heimath zurückkehrte. Neben ihm machte sich die geist- und gemüthvolle Bella Fiebing[2]) bemerkbar, deren warm empfundene Gedichte zumeist im New Yorker „Belletristischen Journal" erschienen. Ferner entlockten in der regsamen Kolonie Manitowoc Karl Pflaume (zu dessen ansprechendsten Dichtungen wohl die „Ode auf den Michigan-See" zu zählen ist), sowie Valentin Wintermeyer und Adolph Wallich ihrer Leyer klingende Töne. Auch ihre Lieder erschienen zumeist in den Tageszeitungen oder dem Belletristischen Journal, bis Wallich seine Gedichte unter dem Titel „Alpha" 1872 in Milwaukee herausgab.[3]) Eins der schönsten in dieser

2) Bella Fiebing, geb. Dyckhoff, geb. am 9. März 1823 auf Warmenau bei St. Annen in Hannover, siedelte 1850 nach Amerika über und lebte als Gattin des Friedensrichters Otto Fiebing in Milwaukee. Starb am 2. April 1878.

3) Wallich, früher eine Zeitlang Redakteur des „Wisconsin Demokrat" und Friedensrichter, lebt fast als Einsiedler noch heute in Manitowoc.

Sammlung ist das Gedicht „Vergänglichkeit", das hier eine Stelle finden möge:

Es war noch nie ein Erdentraum
Voll Glück und Seligkeit,
Der sich nicht allzubald vermischt
Mit Schmerz und tiefem Leid:
Der sich nicht losriß von dem Herz,
Das er durch Wahn bethört,
Und das die wilde Leidenschaft
Dann rettungslos verheert. —

Es war noch nie ein frohes Aug',
Das Thränen nicht gefüllt,
Und dessen heiteren Strahl noch nie
Ein Trauerflor umhüllt.
Wir seh'n die schönste Blume blüh'n —
Sie welkt und ist dahin; —
Wir suchen einen Stern und seh'n
Nur Nacht, wo er einst schien.

Es war noch nie ein edles Herz,
Ein Geist voll Werth und Kraft,
Dem für sein hohes Streben nicht
Die Welt nur Pein geschafft. —
Wie oft verbirgt ein Lorbeerkranz
Der hehr die Stirn umflicht,
Ein ödes Herz und einen Geist,
Der in Verzweiflung bricht.

Es war noch nie — und wird nie sein —
Auf Erden eine Zeit,
Wo sich von Wahn und Leidenschaft
Die Menschheit ganz befreit.
Wohl wechselt Alles, doch es wird
Nur schnöder Lüge Raub —
Und weit vom Ziele sinken die
Jahrhunderte in Staub.

Ueber die Genannten aber ragt Anna Christine Wittmann von Manitowoc, Adolph Wittmann's anmuthige Wittwe, die ihrer gedankenreichen Phantasie in vielen formschönen längeren Gedichten die Zügel schießen ließ, weit hervor. Ihre „Phantasien in der Dämmerstunde" sind insbesondere hervorzuheben.[4]) Frau Märchen hat aus

4) Erschienen 1879 bei A. Piening in Manitowoc.

Schein und Wirklichkeit diese Träume gesponnen, in denen sich ein warmes Gemüth, ein kindlich naiver Geist und tiefe Gedanken wiederspiegeln.

In jener poesiereichen Periode eröffnete Moritz Schoeffler von Milwaukee im Sonntagsblatt seines „Banner und „Volksfreund" eine besondere Rubrik, die er „Wisconsins Deutsche Dichterhalle" benannte. Hierher sandten die poetisch veranlagten Männer und Frauen damaliger Zeit ihre Gedichte, die in Folge des Kampfes der freigeistigen Achtundvierziger gegen die Dogmen der Kirchen meistens polemischer und stark radikaler Natur waren. Durch diese „Dichter-Halle" und durch des selbst poetisch veranlagten Bernhard Domschke's „Korsar" (später „Atlas") wurden die Dichter dieser Periode zuerst einem größeren Leserkreise eingeführt, bis ihre später in Buchform erschienenen gesammelten Werke zu bleibenden Monumenten unseres Geisteslebens wurden.

Besonders hervorragend neben den Obenerwähnten sind wohl unter denen, welche die Strömung jener erregten Zeit uns zugeführt, Rudolph Puchner von New Holstein, Edmund Maerklin, Konrad Krez von Sheboygan und Ernst Anton Zündt zu nennen, obgleich auch von anderer Seite uns viel des Anerkennungswerthen geschenkt worden ist.

Rudolph Puchner[5]) ist sowohl als epischer, wie lyrischer Dichter bemerkenswerth. Sein episches Gedicht „Aglaja", das einen Stoff aus den römischen Sklavenaufständen unter Spartacus behandelt, ist in glatten achtfüßigen Jamben geschrieben und kann in Form sowie Inhalt als eine mustergültige Leistung gelten. Dasselbe gilt von seinen poetisch bearbeiteten Indianersagen. Mehr zum Herzen aber spricht Puchner als Lyriker wegen des tiefen Gefühls, welches in einer großen Gruppe seiner Gedichte zum Ausdruck kommt. In plastischer Weise weiß er die Schönheit des noch von ihm in seiner unberührten Pracht

5) Geboren am 24. Januar 1829 in Beutelsbach, Württemberg, wanderte er im Jahre 1849 nach Amerika aus und betrieb in New Holstein, Calumet County, ein kaufmännisches Geschäft, das er noch heute leitet.

geschauten Urwalds zu schildern — die alten Eichen, unter denen er nunmehr ein halbes Jahrhundert gelebt. Was ferner viele Kinder seiner Muse anziehend macht, ist die darin ausgeprägte Anhänglichkeit an das alte Vaterland. Auch ihn hatte, neben Gründen wirthschaftlicher Art, die Achtundvierziger Bewegung in die neue Welt geführt. Kam er auch nicht als politischer Flüchtling, so verließ er die Heimath doch „das Herz bis zum Rande voll" der bitteren Empfindung über die Schmach der dortigen Zustände. Sein Gedicht „Abschied von Deutschland" zeugt durchweg von dieser Stimmung:

„Wir aber zogen hinab den Rhein,
Die Andern lachten und sangen,
Doch mir die Thränen, die Thränen mir
In meine Augen sprangen.

Die Andern tranken froh den Wein,
Der Eine, der schlug die Zither,
Mir war es, als sprängen die Saiten all',
Und der Wein, er schmeckte mir bitter."

Es ist das Schwabenland, aus dem Puchner einst herübergekommen, und ein Schwabe von echtem Schrot und Korn ist er auch im Urwalde Wisconsin's geblieben. Zwar legt er in seinem stimmungsvollen Gedicht „Im Urwald" dem neuen Ansiedler die nachstehende Apostrophe auf die Lippen:

„Und dankerfüllten Auges blickt er jetzt nach oben:
Das will ich, ew'ge Mächte, euch geloben.
Daß ich, wie ich mein deutsches Land geliebt,
Die neue Heimath liebe: willig giebt
Sie mir, und das in vollem, reichen Maß,
Was ich im Vaterlande nie besaß." — —

Aber zum Schluß heißt es dann doch wieder:

„Laß deine Söhne, Deutschland, laß sie ruhig ziehn!
Dir können sie, nie deinem Geist entfliehn,
Nie Dem, was dich vor Andern groß gemacht,
Der deutschen Kunst, der Schönheit hoher Pracht:
Und was das Herz von deinen Söhnen schwellt,
Gehört — nicht dir allein — der ganzen Welt!"

Das ist Rudolph Puchner selbst. Er hat deutsche Art und deutsche Dichtung hinaus unter die Eichen und Föhren Wisconsins getragen und dort in Treue stets gepflegt.

„Das, was ich pflege und was mich durchglüht,
Nur Wenige kennen das deutsche Lied;
Im Walde rauscht es, ein Märchen im Tann,
Und fröhlich dort singt es ein fahrender Mann."

Auf dem Gebiete der Indianersage hat sich ebenfalls Henricus vom See (Wilhelm Dilg[6]) in lieblichen Versen versucht, daneben uns auch eine Reihe stimmungsvoller lyrischer Gedichte übermacht, von denen das folgende, „Ein Abend" betitelt, hier einen Platz finden möge:

„Den Gruß des Scheidens lächelt
Ins Thal
Der Sonne Strahl,
Und meine Stirn umfächelt
So lind
Der Abendwind.

Des Tages Lärm verhallet;
Herein
Bricht Dämmerschein.
Und mählich niederwallet
Die Nacht
In düst'rer Pracht."

Wohlklingend und von gemüthvoller Auffassung sind die literarischen Arbeiten Anton Thormälen's.[7])

6) Wilhelm Dilg wurde 1837 zu Bingen am Rhein geboren; folgte 1849 seinem Vater ins Exil, lernte das Drechslerhandwerk in Milwaukee und wurde später Reisender für die Buchhandlung von J. P. Höger & Sons. Sein bei der letzteren Firma verlegter Band „Gedichte" erschien im Jahre 1866. Siedelte später nach Wiesbaden über.

7) Anton Thormaelen wurde am 19. September 1829 zu Varel in Oldenburg geboren und machte schon in der alten Heimath unter dem Namen „Fridolin vom Wald" im Oldenburgischen „Beobachter" dichterische Versuche. Er wanderte 1856 nach Milwaukee aus, wo er bis zu seinem Tode wohnte. Seine gesammelten Gedichte erschienen 1890 in Milwaukee im Selbstverlag unter dem Titel „Lenzblüthen und Herbstblätter."

Ein Zeitgenosse desselben — Herman Ruhland — hat uns von seiner poetischen Anlage, durchdrungen von tiefer Religiösität, manche dankbare Probe hinterlassen. Eins der schönsten seiner Gedichte ist das auf den Tod Bismarcks. Seine Stärke liegt hauptsächlich in Liedern geistlichen Inhalts. Auch danken wir ihm einige recht gute Uebersetzungen von Thomas Moore und Longfellow.[8])

In Edmund Märklin, Konrad Krez und Ernst Anton Zündt finden wir die Stimmung der Achtundvierziger Jahre verkörpert. Sie sind die echten Repräsentanten des Feuergeistes, der die besten Männer dieser Zeit beseelte und in der Reihe ihrer Dichter die Wenigen, welche „jener Rausch erfaßte, der des Dichters Auge in schönem Wahnsinn von der Erde Tiefen zu des Himmels Höhen schweifen läßt." Mit Ausnahme Zündts, der erst zehn Jahre später mit den Traditionen einer alten Familie brach und in rebellischer Unzufriedenheit der Heimath den Rücken kehrte, waren sie Opfer der 48er Revolution. Als verurtheilte Hochverräther flohen Krez und Maerklin an die gastlichen Gestade des neuen Welttheiles, um hier in gewisser Weise, wie Lenau schreibt, „den zwiefach bittern Tod zu finden". Der seelische Entwicklungsgang in der neuen Welt ist bei diesem Trio genau derselbe. Das Herz voll Bitterkeit und doch voller Liebe für die alte Heimath kommen sie in's Land der Freiheit. Ihre sozial und religiös radikale Gesinnung läßt sie an den Kämpfen jener Tage leidenschaftlichen Antheil nehmen. Als der Bürgerkrieg ausbricht, stehen sie mit ganzem Herzen auf Seite der Union, und manch' schönes Lied entströmt den Lippen der alten Freiheits-Kämpfer. Dann folgt das Jahr 1870, das die alten erträumten Hoffnungen zur Wirklichkeit macht, wenn auch in andrer Weise, als sie es sich vorgestellt hatten. Von Neuem erhebt sich

8) Herman Ruhland, geb. am 28. Oktober 1833 im Königreich Hannover als Sohn eines Arztes. Kam 1863 nach Milwaukee, wo er lange Zeit Buchhalter war; wurde dann Lehrer in Indiana und Illinois. Seine Werke sind die folgenden: „Aehrenlese", Gedichte. Milwaukee, 1878. „Gedenke mein", Neujahrs-, Geburtstags- u. s. w. Gedichte für Schule und Haus. Chicago, 1883. „Deutsch-amerikanische Feldblumen": Gedichte. Chicago, 1892.

ihre Stimme zu Lob und Preis des alten Vaterlandes. Ein geeintes Deutschland, die alte Heimath, die süße Muttersprache, das sind die Themen, welche diese unsere begabtesten und bedeutendsten Dichter mit Vorliebe behandeln, welche Konrad Krez zu seinem herrlichen Gedichte „An mein Vaterland" begeisterten. In diesem Festhalten an Deutschland, an deutschem Wesen, an deutschem Empfinden liegt ihre Stärke und zugleich ihre Schwäche. Sie haben keine Heimath mehr; sie sind Fremdlinge geworden hier wie dort. Sie gleichen der Pflanze, deren Wurzeln sich nicht an das neue Erdreich gewöhnen können und in Folge dessen nur ein kümmerliches Dasein fristet.

Wenn man sich in die wunderschönen Lieder dieser Exilirten vertieft, so muß man unwillkürlich bedauern, daß sie dem heimischen Boden entrissen wurden, und man träumt wohl von der glänzenden Entwickelung, die ihnen zutheil geworden, hätte nicht ein grausames Schicksal sie jäh aus ihrer Bahn geschleudert. Für das neue Land konnten sie nimmermehr zu Vermittlern werden zwischen germanischer und amerikanischer Anschauung und Denkungsart. Ihr ganzes Wesen wurzelte im alten Vaterland; das blieb ihre geistige Heimath, wenn sie auch mit beiden Füßen auf amerikanischem Boden standen. Aber auch dort, wo ihr Herz weilte, waren sie im Laufe der Zeit fremd geworden; erstaunt mußten sie sich selbst zugestehen, als sie in dem intensiven rastlosen Kampfe um das tägliche Brod innehalten konnten, daß sie dem Amerikanerthum wenig näher gekommen, während sie sich den deutschen Verhältnissen entfremdet hatten. In einem hübschen Vergleich spinnt Amalia von Ende[9]) diese Gedanken aus: „Es war einmal ein Jüngling", sagt sie, „der hatte seinem Liebchen ewige Liebe und Treue geschworen, und als er in die weite Welt hinauswanderte, da nahm er ihr Bild in seinem Herzen mit und hütete es gleich einem Talisman. Ob er auch auf seinen Wanderungen manch minnigliche Maid zu sehen bekam, sie blieb ihm der Inbegriff alles weiblichen

9) „Deutsch-amerikanische Dichter" in „Das literarische Echo" in Berlin, 15. Mai 1899.

Liebreizes. Jahre vergingen ihm in schwerer Arbeit wie im Fluge; äußerlich war er ein anderer geworden, innerlich war er derselbe geblieben, und noch immer stand vor seinem geistigen Auge das Bild seines Liebchens, wie er sie beim Abschied geschaut. Als er ihr nach einem Menschenalter wieder begegnete, wandte er sich betrübt ab. Diese reife Schönheit mit den Krähenfüßen und den feinen Linien um Mund und Nase, das war sie nicht, die Königin seines jugendlichen Herzens! Die Zeit hatte Runen in ihr Antlitz gegraben, die er nicht verstand. Und er fuhr fort, in seines Herzens Schrein dem Ideal seiner Knabenträume zu huldigen und ward ein Fremdling in seinem Vaterlande und in seiner neuen Heimath; denn er lebte in der Vergangenheit".

Aus diesem Grunde ist der Ton, den diese Dichter anschlagen, vorzugsweise derjenige stiller Entsagung und wehmüthigen Heimwehs. In fast unzähligen Variationen findet sich das Motiv verarbeitet, das Konrad Krez anschlug, als er sang:

„Nach fremden Zonen trieb es mich zu geh'n,
Die Berge dünkten mir zu Haus zu flach,
Zu eng die Thäler und der Rhein ein Bach:
Ich wollte Alpen, Meer und Welten seh'n,
Trotz bieten wollt' ich Stürmen und Orkan,
Der Tropen Pracht mit eig'nen Augen schauen,
Gen Westen ziehn ins neue Kanaan
Und am Ohio Mais und Weizen bauen.

Und überall, wohin ich ging und kam,
Fand ich ein Weh: so einsam lag kein Land,
Daß nicht den Weg zu ihm die Sorge fand;
Und wo kein Baum gedieh, gedieh noch Gram.
Und mag'st du zieh'n nach Süd und Nord,
Gen Ost und West, nach allen Winden,
So wirst du stets dasselbe Losungswort,
Die Arbeit und des Lebens Mühsal finden.

Dasselbe Kämpfen um dein täglich Brod
Das sich nicht lohnt, so schwer verdient zu sein,
Erwartet dich am Hudson, wie am Rhein —
Ihr Völkerrecht hat überall die Noth.
Und häuf'st du auch durch langer Jahre Fleiß
Reichthümer auf — wo ist für ganze Haufen
Von Gold ein Arzt, der dir ein Mittel weiß,
Nur einen Jugendtag zurück zu laufen?"

Derselben Stimmung ist das wunderschöne Gedicht von Konrad Krez entsprungen „An mein Vaterland", das zu den besten Erzeugnissen deutsch-amerikanischer Lyrik gezählt werden muß und auch von verschiedenen Uebersetzern ins Englische übertragen worden ist. So bekannt es ist, möge es doch hier eine Stelle finden:

An mein Vaterland.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt,
Nie war die Braut dem Bräutigam so theuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand,
Doch schöner ist als Palmen und Citronen
Der Apfelbaum in meinem Vaterland!

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Todten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu e i n e m Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand,
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland!

Ergreifend schildert er uns auch sein Leben in der Fremde, als Verstoßener des Vaterlandes, das er doch so heiß liebt. Alle seine Gedichte, so eng begrenzt auch das Gebiet seiner Lyrik ist, zeichnen sich durch plastische Darstellung und Gedankentiefe aus. Auch ist er ein

Meister der Form, obgleich er sie manchmal etwas nonchalant behandelt. Spielend überwindet er die schwierigsten Metren; seine Verse sind glatt und abgefeilt, mag er das schlichte jambische oder trochäische Versmaß wählen, das morgenländische Ghasel brauchen oder seine Gedanken in antike Versmaße kleiden.

Tiefes Gemüth, ein idealer Sinn, Vaterlands- und Freiheitsliebe sprechen gleichfalls aus den Gedichten Edmund Märklin's, der unter Sigel an dem Badischen Aufstande theilgenommen hatte. Aber durch die Wehmuth seiner „vaterländischen" Gedanken weht ein lebendiger, gesunder Humor, der ihm über die Selbsterkenntniß seiner Heimathlosigkeit hinwegzuhelfen scheint. Glückliches Familienleben mag hierzu manches beigetragen haben. In dem reizenden Gedichte „Sonst und Jetzt" lernen wir ihn selbst kennen:

Einst schweift' ich im Land der Romantik,
Ein irrender Ritter, umher:
Bald stritt ich mit Bären und Drachen,
Bald fuhr ich in's leuchtende Meer.

Mit Gnomen versah ich die Wälder,
Mit singenden Nixen den Strand,
Mit tanzenden Elfen den Mondschein —
Wie hat sich das Blättchen gewandt!

Fort sind die phantastischen Träume,
Die Ungeheuer sind todt;
Nun kämpf ich, ein teutscher Philister,
Den Kampf um das tägliche Brot.

Von Grotte, Hügel und Buschwerk
Zog längst der Kobold aus;
Zwei muntere Jungen rumoren
Dafür jetzt durch Garten und Haus.

Und singt die Mama, so hüpfen
Sie flüchtig wie Elfen im Moos;
Wie bricht in der Badewanne
Der plätschernde Jubel erst los!

Den Zauber der Waldromantik
Ersetzt mir des Christbaums Pracht,
Wenn aus sechs glücklichen Augen
Der Himmel entgegen mir lacht."

Der talentvollste und vielseitigste unter diesen drei Dichtern ist jedoch Ernst Anton Zündt. Bei ihm muß man es bedauern, daß seine poetischen Anlagen nicht harmonisch entwickelt wurden. Nicht einmal ein sorgenfroher Lebensabend war dem Dichter beschieden, der schließlich wie der ewige Jude von Ort zu Ort wandern mußte, um sein Leben zu fristen. Dennoch blieb er ein zukunftfreudiger Idealist, einer von Jenen, die noch „am Grabe die Hoffnung aufpflanzen"; und trotz ruheloſen Orts- und Berufswechsels sang er seine schlichten, sonnigen Lieder, träumte von seinen Märchen und schrieb seine Dramen. Wie er einst von dem Mai gesungen, der ewig seine Blüthen schneit, so sprach er später:

„So taumeln wir
Auf diesem Ozean des Wahnes hin,
In Schmerzen kämpfend und im Siege sterbend,
Daß neuer Tod aus neuem Leben keime."

Er war nicht nur das bedeutendste dramatische Talent unter den Dichtern Wisconsin's, sondern auch ein ungemein vielseitiger Poet. Sein bestes Können tritt uns in seinen episch-didaktischen Dichtungen entgegen, die alle in größerem Stile abgefaßt sind. Seine Lyrik ist hauptsächlich Gelegenheitspoesie. Er dichtet aus innerem Bedürfniß und singt, „was die Liebe ihn gelehrt". In edler und begeisterter Sprache vertritt er die Sache der Freiheit und des Fortschritts. Dem alten Vaterlande, dessen Schicksal er mit glühendem Herzen verfolgte, sang er manch' herrliches Lied. Viele seiner lyrischen Gedichte erinnern an Heine, andere an Brentano; dieselbe Ironie und Grazie auf der einen, der volksthümliche Ton, wie der geheimnißvolle Hauch auf der andern Seite. Von seinen Dramen ist ihm namentlich „Jugurtha" gelungen. Nicht genug können seine Bearbeitungen englischer Dichtungen gerühmt werden, während andrerseits eine Anzahl von Gedichten Zündt's von jüngeren deutsch-amerikanischen Kräften ins Englische übertragen wurden.

Damit kommen wir zu der zweiten Gruppe im Dichterwalde Wisconsin's, den Jüngeren, wie wir sie bezeichnen wollen, wenn auch der Ausdruck in mancher Beziehung nicht zutrifft. Es sind diejenigen, welche entweder hier geboren oder in so früher Jugend hierher verpflanzt wurden, daß keine sentimentalen Erinnerungen an das alte Vaterland ihren Entwicklungsgang hemmen konnten. Sie sind in Wirklichkeit amerikanische Dichter, die, auch wenn sie in der von den Eltern überkommenen deutschen Sprache singen, mit allen Fasern in amerikanischem Boden wurzeln, die amerikanisch denken und fühlen. Ihre Aufgabe scheint es zu sein, den Amerikanern einen Einblick in deutsches Leben und Wesen zu gewähren und anderseits den Deutschen die Blüthen amerikanischen Geisteslebens zuzutragen. Die poetischen Produkte dieser jüngeren Zeit haben mit wenigen Ausnahmen nicht den feurigen Schwung der älteren Generation. Gering auch ist ihre Zahl, aber für den Gedankenaustausch und die Verschmelzung der beiden nebeneinanderlebenden Nationalitäten sind sie von unschätzbarem Werth.

Der Uebergang zwischen der Alten Schule und dieser Neuen Richtung findet theilweise durch eine Frau Vertretung, deren wechselnde Thätigkeit von der einschneidendsten Bedeutung für ihre Umgebung gewesen ist und der längeren Erwähnung verdient: Mathilde Francisca Anneke. In ihr vereinigten sich die Thatkraft des Mannes, die Hingabe des Weibes und das Gemüth des Kindes. Das Schicksal hatte ihr andere Bahnen angewiesen als die gewöhnlichen des nur in der engen Häuslichkeit waltenden und schaltenden Weibes. Durch schmerzliche Erfahrung war sie frühzeitig dahin beeinflußt worden, „die Lage der Frau als eine entwürdigende, ja absurde anzusehen.“[10]) In Folge dessen wurde sie in den Kampf für „das Recht des Weibes“ hineingetrieben, wofür sie der Tadler nur zu viele fand. Ein tragisches Schicksal verfolgte diese Frau. Trotz einem Herzen voller Liebe für ihre Mitmenschen wurde

10) Denkschrift über ihre Thätigkeit in der Frauenbewegung vom 26. April 1877. Der Güte der Frau Oscar Sanne von Brooklyn verdankt der Redakteur sämmtliche hier angeführten Briefe, Gedichte etc.

ihr ganzes Leben zu einem unausgesetzten Kampfe, der in dem Augenblicke beginnt, da sie als junges Weib aus der Zurückgezogenheit des Elternhauses in die Welt tritt, und erst mit dem Tode sein Ende findet. Daß sie in diesem Kampfe nicht verbittert, sondern sich immer wieder siegreich erhebt, zeigt die Kraft ihres Wesens und ihre warme Natur. Die wenigen Augenblicke des Glücks, die ihr das Schicksal gönnte, fand sie in ihrer Veranlagung.

Um das Wesen dieser Frau zu verstehen, muß man ihrem Entwickelungsgange folgen: Zu Lerchenhausen bei Blankenstein an der Ruhr war Mathilde Francisca als die Tochter des Domänenrathes Karl Giesler am 3. April 1817 geboren. Die herrliche, mit allen Reizen der Natur geschmückte Umgebung übte auf die Phantasie des lebhaften Kindes großen Einfluß aus. Die Eindrücke, welche die „Maid von Blankenstein“[11]) erhielt, während sie durch die üppigen Wiesen und dunklen Wälder des Ruhrthales streifte, weckten schon früh ihre natürliche Anlage zur Poesie. Nur neunzehn Jahre alt, verließ sie das „Zauberreich“, um einem Herren von Tabouillot die Hand zum Ehebunde zu reichen. Damit war die einzige ganz ungetrübte Zeit ihres Lebens dahin und der Kampf begann. Die Ehe erwies sich als eine unglückliche und wurde schon nach Jahresfrist getrennt. Die Enttäuschung über den Zusammenbruch des erhofften Glückes, die noch durch den Kampf um das der Ehe entsprossene Töchterchen verschärft wurde, suchte die gequälte Frau durch die Befolgung des Mottos: „Bete und Arbeite“ zu stillen. An Gott wandte sich das gequälte Menschenkind in seinem Kummer.[12])

Den frommen Liedern folgten in schneller Reihenfolge andere schriftstellerische Erzeugnisse.

---

11) Das tieftraurige Gedicht: „Ich komme von den Bergen her“ ist von Mary Booth unter dem Titel “The Maid of Blankenstein” in vorzüglicher Weise ins Englische übertragen worden.

12) „Der Christen freudiger Aufblick zum himmlischen Vater“ und „Der Meister ist da und rufet dich“. Diese Schriften erhielten die besondere Empfehlung des Bischofs von Münster, Freiherrn von Droste-Vischering.

Der 1840 erschienene „Heimathsgruß“ enthielt eine Sammlung von eigenen Schriften, sowie ausgewählte Dichtungen von Petrarca, Byron, Kathinka Schücking, Levin Schücking, Freiligrath, Lenau und Andern. Schon die Namen der Dichter, welche diese „Pfingstgabe“ zieren, deuten auf eine Wandlung hin, die sich im Gemüth der Frau Mathilde Francisca vollzieht. Noch ist sie fromm und gut katholisch, aber die Inbrunst des Glaubens nimmt schon ab. Die Liebe, die sie früher zum Hauptinhalte der Religion machte, wird hier zur Religion selbst.

Dann erschienen 1842 der „Damen-Almanach“ mit Beiträgen von Levin Schücking, Sallet, Schulenburg, Kohlbauer und Andern. 1845 folgt „Michel Angelo“, eine Novelle nach Alexander Dumas bearbeitet; 1846 „Produkte der rothen Erde“, eine Sammlung eigner Schriften, und solcher von Freiligrath, Sallet, Annette von Droste-Hülfshoff und Hartart. Bereits im Jahre 1844 war das vieraktige Drama „Oithono oder die Tempelweihe“ erschienen, ein weiterer Schritt in der Entwickelung der Dichterin. Auch dieses Drama ist ein Lobgesang der Liebe.[13]) In den Jahren 1845 und 1846, also kurz nachdem „Oithono“ entstanden und der Oeffentlichkeit übergeben war, vollzog sich die innere Wandlung in der leidenschaftlich empfindenden, schwer geprüften Frau. Die Fesseln der Kirche wurden ihr zu eng; aus der schwärmerischen Katholikin wurde eine entschiedene Freidenkerin, welche vor keinen Konsequenzen der neuen Weltanschauung zurückscheute.

Die Frucht dieser Wandlung war eine Broschüre „Das Weib im Konflikt mit den sozialen Verhältnissen“. Kurz vorher hatte Mathilde Francisca in dem Artillerieoffizier Fritz Anneke einen Gatten gefunden, mit dem sie Gemeinschaft der Interessen sowie innige Zuneigung verband. Der Ausbruch der Revolution führte Anneke ins Feld, und die junge Frau folgte dem Gatten, gleichgiltig was die Welt zu diesem immerhin ungewöhnlichen Schritte sagte. Hoch zu Roß diente sie ihrem Manne als Ordonnanzoffizier und zog an seiner Seite in Karlsruhe

13) Das Stück kam 1882 im Stadttheater von Milwaukee zur Aufführung.

ein. Der Fehlschlag der Revolution führte die Flüchtigen nach Wisconsin, wo sie mit Unterbrechungen mehr als ein Menschenalter lebte und als Erzieherin, Dichterin und Schriftstellerin sich ein bleibendes Denkmal setzte. Ihre Gedichte der ersten Periode athmen gleichfalls den Schmerz um das „Verlorene Vaterland"; von tiefer Schwermuth zeugt das 1849 entstandene „Im Exil". Aber bald wirft sie das klagende Erinnern an eine Welt, die ihr nur Wunden schlug, von sich; sie greift ein in die Tagesfragen, in die Kämpfe, welche die neue Heimath bewegen; sie gewinnt weitere Gesichtskreise; sie wird kosmopolitischer, zur Amerikanerin, welche die geistigen Schätze beider Nationalitäten beherrscht und sie nach beiden Seiten zu verwerthen weiß. Ihr Verkehr mit Mary Booth, der geistvollen Schriftstellerin, mit welcher Frau Anneke mehrere Jahre in der Schweiz verweilte, hatte ihr den Uebergang erleichtert und viel zu dieser Wandlung beigetragen. Dieser Freundin, die ihr leider zu früh entrissen wurde, und die eine Anzahl der Kinder der Anneke'schen Muse ins Englische übertrug, hat sie eins ihrer ergreifendsten Gedichte gewidmet, ein Gedicht, welches das innige und tiefe Seelenleben der Dichterin trefflich illustrirt:

Als der Frühling noch in der Wiege lag,
Und blüthengeschmückt der junge Tag,
Und Knospen — nur Knospen die Rosen —
Als Veilchenduft von der Heimath im Gruß
Herüberkam mit des Zephyrs Kuß,
Mit den spielenden Winden, den losen:

Da wird eine dunkle Rose gesandt
Mir von des Schicksals gütiger Hand,
Ich hab sie am Herzen getragen:
Es war wohl zur Zeit nicht, zur rechten Zeit,
Daß sie sich erschlossen zu Freudigkeit,
Zu wonnigen Rosentagen.

Doch hab' ich gebracht sie zum Sonnenstrahl,
Am kühlen Tage im März zumal,
Im rauhen Westen da drüben.
Ich habe mit meinem Hauche lau
Erwärmt und genetzt sie mit Thränenthau,
Geschützt sie mit meinem Lieben.

Dann hat sie entfaltet sich langsam und sacht,
Gelenchtet, die dunkle, in Wunderpracht
Die wunderseltsame Rose.
Ich hab' sie gehalten am Herzen fest,
— So wie man sein Lieben nicht von sich läßt —
Mit trautem und treuem Gekose.

Ich hab' nicht gezittert in dunkler Nacht,
Wenn einsam bei ihr ich hielt die Wacht,
Und wenn es gestürmt und gewettert.
Ich habe getragen von Land zu Land
Die dunkle, die mir von Schicksal's Hand
Geknickt nun — zerschmettert — entblättert.

Zweites Kapitel.

Poesie und Prosa der heimischen Schule.

Mathilde Franciska Anneke bildet, wie schon vorher bemerkt, den Uebergang zu einer Gruppe jüngerer Dichter, welche entweder, in Amerika aufgewachsen, auch geistig auf dem Boden ihrer Heimath stehen, oder wenn selbst noch zu den Eingewanderten zählend, mit den ausschließlich deutschen Traditionen gebrochen haben und ernstlich bemüht sind, ihrer inneren Heimathlosigkeit Herr zu werden. Der erste Vertreter dieser in deutscher Sprache singenden Dichter ist Henrik von Ende. Keiner vor ihm hat so bewußt wie er die Brücke hinter sich abgebrochen und mit solcher Bestimmtheit seinen hier naturalisirten Landsleuten Pflicht und Stellung definirt. In seiner Centennialphantasie „Missisippi und Rhein", die er Bayard Taylor widmete, präzisirte er seine Stellung klar und scharf in den folgenden Versen:

„Du kannst, wie ich, den Brüdern sagen,
Daß überm Meer ihr Herz darf schlagen
Mit Stolz für deutschen Geistes Kraft;
Doch daß es hier ist Pflicht für Jeden,
Den Hang zur Heimath zu befehden,
Der nur sein Streben hier erschlafft."

Henrik von Ende war einer derjenigen, welche der Amerikanisirung des eingewanderten Elements eifrig das Wort redeten, im Sinne wie einst Friedrich Kapp die Verschmelzung des angelsächsischen und

germanischen Elements erwünschte, nämlich: Daß Beide die guten Eigenschaften des Einen oder Andern sich zu eigen machen sollten. Ende hat in seinem Verkehr mit gebildeten Anglo-Amerikanern den guten Kern in deren Wesen erkannt und er fühlte bei aller Anhänglichkeit an das alte Vaterland, daß der Eingewanderte, um sich hier heimisch zu fühlen und harmonisch zu entwickeln, das Träumerische in seiner Natur überwinden müsse und nicht beständig zurückblicken dürfe.

Die sozial und religiös freigeistige Strömung, welche zu Anfang der siebenziger Jahre Deutschland durchzog und, in kleinem Maßstabe der achtundvierziger Zeit ähnlich, die Auswanderung einer Reihe geistig hochstehender Elemente nach Amerika veranlaßte, hatte auch Henrik von Ende hierher gebracht. Als Dr. Ludwig Büchner von New York aus seine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten antrat, begleitete ihn von Ende als Sekretair. Aber ein dienstliches Verhältniß sagte dem jungen Aristokraten nicht lange zu; auch paßten die beiden Charaktere nicht zu einander. Die baldige Trennung der Reisegefährten war die Folge. Henrik von Ende blieb in Milwaukee zurück, wo er sich zunächst als Musiklehrer niederließ. Was ihn, den Vielgereisten, den „Weltmann mit der Künstlerseele", den „Aristokraten mit dem Nazarenerherzen"[1]) bewog, sich in der Stadt am Michigan-See niederzulassen, war die geistige Atmosphäre, welche dort herrschte. Wie das kleine Sauk City damals die „Hochburg deutschen Freidenkerthums in Amerika" genannt werden konnte, so war Milwaukee vorzugsweise als Centralstätte für nicht nur freireligiöses, sondern allgemein fortschrittliches geistiges Leben bekannt. Was die alte Heimath auf dem Gebiete der modernen Literatur und der schönen Künste hervorbrachte, wurde hier in kürzester Zeit zum Gemeingut gewisser Kreise, als ob kein Weltmeer sie von der Quelle jenes geistigen Lebens trennte. Für alle damals ankommenden gebildeten Deutschen war Milwaukee

1) Die folgenden Bemerkungen über Henrik von Ende lehnen sich enge an eine Arbeit an, welche von der Wittwe des Dichters — Amalie von Ende — der Redaktion gütigst zur Verfügung gestellt wurde.

das Mekka; sie wurden sich, wenn nicht früher, bald nach ihrer Ankunft bewußt, daß da ein reges, mit dem Geist der Zeit Schritt haltendes deutsches Wesen herrsche. Henrik von Ende fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre, und trotz seiner innern Rastlosigkeit blieb er lange genug ansäßig um hier das Bürgerrecht zu erwerben. Besonders schien ihn „die Freie Gemeinde" zu fesseln, wo sich zu jener Zeit eine bedeutende Anzahl jüngerer Leute beiderlei Geschlechts zu ernstem Streben und allseitiger Fortbildung vereinigten. Die „Lesebildung-Section" mit ihren Komites für Literatur und Drama, sowie ihren Debatten über brennende Tagesfragen, zählte damals zu den schönsten Blüthen deutschen Lebens. Selbst begeistert für alles Schöne und Edle, hatte Ende die Begabung, seine Begeisterung auch Anderen mitzutheilen, und bald übte er einen tiefgehenden Einfluß aus auf die geistige Entwickelung der heranwachsenden Generation, den Kreis von Schülern und Freunden, von denen er sich umgeben fand. Seinem inneren Wesen entsprechend trat er auch, wie Mathilde Francisca Annete, für die soziale Stellung der Frau und zu Gunsten der sogenannten Frauenbewegung ein. Er wurde zu einem ausgesprochenen Befürworter der Gleichstellung beider Geschlechter, ohne jedoch in seiner angeborenen Ritterlichkeit die dem schwächeren Theil schuldige Rücksicht auch nur für einen Augenblick außer Acht zu lassen. Er war ein Heinrich Frauenlob des modernen Weibes, und es ist zu beklagen, daß sein Epos „Das Weib" Fragment geblieben ist.

Die Freidenker- und Frauenbewegung allein vermochte ihn aber auf die Dauer nicht zu befriedigen. Nachdem er von einer im Auftrag der Freien Gemeinde unternommenen Vortragstour nach dem Westen zurückgekehrt und sodann für kurze Zeit Karl Heinzens „Pionier" in dessen Abwesenheit redigirt hatte, warf er sich mit großem Eifer auf sozialökonomische Studien, für welche er schon früher Neigung gezeigt hatte. Die Arbeiterfrage begann durch den Umschwung in den gewerblichen Verhältnissen des Landes in den Vordergrund zu treten, und der „Freidenker", an dessen Redaktion neben Joseph Brucker Hen-

rik von Ende sich betheiligte, segelte stark in sozialistischem Fahrwasser. Ein Jahr später erschien sogar der „Milwaukee Sozialist“. Die von Carl Heinzen, dem „Papst des radikalen Freidenkerthums“, vom Zaun gebrochenen Streitigkeiten hatten zu einem unheilbaren Riß in der Partei geführt, der niemals wieder zugeheilt ist. Ende wandte sich, unbeirrt durch das Urtheil naheſtehender Freunde, der sozialistischen Faction zu, gleichgültig ob sich darum viele seiner Freunde von ihm abwandten oder nicht. „Der Mann, der die Vortheile einer wohlhabenden und einflußreichen Familie von sich geworfen und von früher Jugend sich auf seine eigenen Füße gestellt; der Enthusiast und Idealist, der er war: der Philosoph, der aus der wechselnden Erscheinungsflucht stets das allgemein Menschliche, vor Allem das Vorwärtstreibende herauszufinden wußte, — er gehörte seinem innersten Wesen nach in die Reihen der sozialen Streiter“. Für die Rechte des Volkes zu kämpfen, gab er seine Lehrthätigkeit auf und widmete sich lediglich der Redaktion des „Sozialist“ und der mündlichen Propaganda durch Vorträge. Als die damals merkwürdig schnell wachsende Partei für ein in Cincinnati zu gründendes Organ eines geeigneten Leiters bedurfte, fiel die Wahl auf ihn. Mit seiner Frau — er hatte sich in dem Jahre vorher verheirathet — zog er dorthin und übernahm die Redaktion der „Ohio Volkszeitung“, bei der ihm die gleichgesinnte Gattin hilfreich zur Seite stand. Aber es ging mit jener Zeitung, wie mit allen damals wie Pilze aus der Erde schießenden Arbeiterorganen. Trotz der kümmerlichen Besoldung der Redaktion und der denkbar größten Einschränkung waren und blieben die Mittel unzureichend. Der finanzielle Mißerfolg wurde schließlich von kleinlichen Elementen, die es in jeder Partei giebt, zum Gegenstand heimlicher Nörgeleien und persönlicher Angriffe gemacht, die dem feinfühligen Manne die Stellung, welche er mit Aufbietung aller seiner Kräfte und mit wahrhaft hingebendem Pflichteifer verwaltet hatte, verleideten und seiner durch das Uebermaß von Arbeit geschwächten Gesundheit einen Stoß versetzten. Erschöpft und entmuthigt folgte er einem Rufe nach Osh-

kosh, wo ihm eine schwache Aussicht winkte, sein Fortkommen als Lehrer zu finden. Ein halbes Jahr lang kämpfte er dort gegen den Stachel, den die Cincinnatier Erfahrungen in seinem Gemüthe zurückgelassen hatten, und gegen die Noth. Dann nahm er unter der ausdrücklichen Bedingung, nie etwas gegen seine Ueberzeugung schreiben zu müssen, eine Stellung an der Chicagoer „Freien Presse" an, wo er sich unter Menschen, die zwar seine Gesinnung nicht theilten, aber seine Ueberzeugungstreue achteten, neue Freunde gewann. Aber nur etwas über fünf Monate wirkte er in dem neuen Kreise. Am 27. Oktober 1879 starb er am Typhus.

Von Henrik von Ende's schriftstellerischer Thätigkeit geben unter Anderem zwei kleine Bücher Kunde: „Gedichte", welche er 1870 in Leipzig veröffentlichte, und die sechs Jahre später in Milwaukee erschienene Centennialphantasie „Mississippi und Rhein". Trotz der von ihm selbst betonten Unreife und Unfertigkeit seiner ersten Poesien zeigen diese doch eine überraschende Selbständigkeit, sowohl was Inhalt wie Form anbetrifft, und einen ganz eigenthümlich berührenden Hang zu philosophischer Reflexion. Diese Neigung beeinträchtigte späterhin, als der jugendliche Sänger sich mehr zum Seher und Streiter entwickelte, seine dichterische Entwickelung. Dies war ihm in so hohem Grade selbst bewußt, daß er seine Erzählungen und Gedichte jener ersten Zeit nur als Producte einer Uebergangsperiode bezeichnete und in späteren ruhigeren Jahren Besseres zu erreichen hoffte. In der Centennialphantasie spricht uns besonders der stark ausgeprägte nationale Geist an, der sie durchweht. Er legt seinen Landsleuten immer aufs Neue ans Herz, hier im Lande ihrer Wahl auch geistig Fuß zu fassen, fortzuschreiten mit der Welt, in der sie leben, nicht beständig bedauernd und klagend zurück zu blicken auf das, was sie in der alten Heimath zurückgelassen. Die Welt kennt von dem Schriftsteller Henrik von Ende nur die erwähnten Gedichte und die in den Parteizeitungen und belletristischen Schriften jener Periode veröffentlichten Essays, Feuilletons und Erzählungen. Der Redner, dem im Eifer seiner Darstellung die Worte

von den Lippen sprudelten und der im Drange, sich mitzutheilen, oftmals sich überstürzte, aber dennoch seine Zuhörer stets fesselte und begeisterte, lebt noch immer in der Erinnerung seiner Zeitgenossen.[2])

Unter dem Einfluß dieses Mannes hat sich seine Gattin Amalie v. Ende,[3]) obwohl sie nur wenige Jahre des Glücks an des Geliebten Seite verleben sollte, zu einer Schriftstellerin entwickelt, welche heute in der vordersten Reihe der Deutsch-Amerikaner steht, und mit einem gewissen Stolze reklamiren wir, obwohl sie seit langer Zeit in New York ansässig ist, Amalie von Ende als eine Milwaukeerin. Die Mahnung, die v. Ende an seine Landsleute richtete, sich dem Geistesleben der neuen Heimath nicht zu entziehen, hat seine Gattin als heiliges Vermächtniß bewahrt. Selten hat sich Jemand in die Literatur zweier Welten so vertieft wie sie, die bewußt auf das Ziel zustrebt, einerseits den Deutschen drüben die neuesten amerikanischen Erzeugnisse zugänglich zu machen und umgekehrt ihre hiesigen Landsleute mit der neueren deutschen Literatur auf dem Laufenden zu halten. Gegenüber dieser

2) Henrik von Ende war am 27. Juli 1847 als der zweite Sohn des Generals und kurhessischen Kriegsministers von Ende geboren, aber nicht in Kassel, wo des Vaters Amtswohnung war, sondern in Bremen, der Geburtsstadt der Mutter; daher die speziell Bremer Form des Namens, Henrik, auf die er großes Gewicht legte. Für die Soldatenkarriere, zu der ihn der Vater bestimmt, hatte er keinen Sinn, desto mehr für Musik, Poesie und Malerei. Nach längerem Schwanken widmete er sich dem Studium der Musik, und absolvirte zunächst die Henkel'sche Musikschule in Frankfurt a. M. und ging dann nach Mailand, Paris und Leipzig, neben der Musik philosophische Studien treibend. Nachdem er eine Zeitlang in Kottbus als Musikdirektor geweilt, begab er sich als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" nach Paris, wo er sich während der Belagerung und des Kommune-Aufstandes von 1870—71 befand. Seine Berichte über jene Vorgänge gehörten zu den wenigen unparteiischen, welche in die Oeffentlichkeit drangen; und seine Feuilletons über einzelne Episoden jener Zeit fanden in „Ueber Land und Meer" und anderen Zeitschriften bereitwillige Aufnahme. Im Jahre 1872 ging Ende nach kurzem Aufenthalte in England nach Amerika. In Journalen und Zeitungen erschienen von ihm unter Anderen die folgenden Werke: „Des Königs Freund", Roman, im „Belletristischen Journal": „Othello", „Das bilderlose Haus" und „Villa Tümpel", drei Erzählungen, die in Chicago'er Zeitungen erschienen.

3) Amalie von Ende, ein Milwaukee'r Kind und Schülerin der obengenannten Mathilde Franciska Anneke.

selbstgewählten Vermittler-Rolle tritt die Dichterin, die uns mit einigen anmuthigen Novellen und Romanen beschenkt hat, fast zu sehr in den Hintergrund zurück.

Der Weg zu der Höhe, auf welcher sie heute steht, wurde ihr nicht leicht gemacht; Kummer und Sorge waren auch ihre langjährigen Begleiterinnen. Als Klavierlehrerin und später als Vorsteherin eines Töchterinstituts in Chicago hatte sie oft mit bitterer Noth zu ringen. Erst das letzte Jahrzehnt hat ihr auskömmliches Behagen gebracht, verschönt von der Freude an ihres Geistes rastlosem Schaffen und dem erhebenden Gefühl, sich ihr Schicksal selbst geschmiedet zu haben. Jene amerikanische Regsamkeit, der sich hier Keiner entziehen kann, ist auch über Amalie von Ende gekommen. Obwohl nicht mehr unter dem Drucke ungünstiger Verhältnisse, ist sie unausgesetzt schriftstellerisch thätig, fast zu produktiv. Ihre Sprachgewandheit und die Fertigkeit, sich schnell selbst in fern gelegenen Materien zurecht zu finden, verführt zu hastiger Arbeit. Aber was immer man von ihr liest, zeichnet sich durch vornehmen und klaren Styl, Feinheit der Beobachtung und stimmungsvolle Naturauffassung aus. Das innerste Wesen, die Bedeutung eines Schriftstellers oder Dichters in wenigen Sätzen zu skizziren, versteht Niemand besser als Amalie v. Ende.

Wer je einen ihrer Essays gelesen hat, wie den über Edgar Allen Poe; über Walt Whitman, und Henry David Thoreau, die „Individualisten" unter den amerikanischen Schriftstellern; über Stephen Crane, „Das Haupt des literarischen Jung-Amerika"; oder endlich über die "Songs from Vagabondia" Richard Hovey's und Bliß Carman's, der wird sich angeregt fühlen, der Literatur unseres jungen Adoptivvaterlandes größeres Interesse entgegenzubringen; denn — leider ist es nur zu wahr — von den meisten Deutsch-Amerikanern gilt der Spruch, den Hugo Terberg (Prof. Münsterberg an der Harvard Universität) am Schluß seiner Gedichte einem deutschen Freunde zuruft:

„Man kennt bei uns das Edison-Licht
Und kennt den Niagara,
Jedoch das Volk das kennt man nicht,
Als lebte es in der Sahara.

Amerika ist noch unentdeckt
Für unsre gebildeten Kreise,
Ich wünschte, daß man den Columbus entdeckt
Zu neuer Forschungsreise."

Amalie v. Ende kann für die Deutschen drüben und für die Deutsch-Amerikaner hüben als ein neuer Kolumbus gelten. Ueber die literarischen Schätze zweier Erdtheile verfügt sie wie ein Märchenkönig aus Tausend und eine Nacht über Gold und Edelsteine; und wer sich ihr andächtig naht, dem wirft sie die schönsten Perlen in den Schooß.

Auch musikalisch ist Amalie v. Ende reich begabt. Erst jüngst sind einige Kompositionen von ihr erschienen, die in der musikalischen Welt berechtigtes Aufsehen erregt haben.

Den beiden Vorhergenannten in Welt-Anschauung und Geistes-Richtung nahe verwandt sind zwei andere Milwaukee'r Kinder, die weitere Bekanntschaft verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist: Julius Gugler und Otto Soubron. Auch sie gehören wie v. Ende zu den Feuergeistern, welche ein energisches Vorwärts zum Motto gewählt haben. Beide sind als kleine Knaben mit ihren Eltern nach Amerika gekommen und wurzeln durchaus in amerikanischem Boden. Mit Deutschland sind sie nur durch das Band der Literatur verknüpft. Sie drücken ihre Empfindung deshalb besser in englischer als in deutscher Sprache aus. Eine Uebersetzung oder besser Nachdichtung von Herwegh gehört zu dem Besten, was Gugler geschrieben hat. Die drei letzten Verse des Arbeiterliedes mögen hier im Original sowie in der Uebersetzung Platz finden:

Herwegh: 1864.

„Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.

Deiner Dränger Schaar erblaßt,
Wenn du, müde deiner Last,
In die Ecke lehnst den Pflug,
Wenn du rufst: „Es ist genug!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Noth der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Noth!
Brot ist Freiheit, Freiheit Brot!"

Gugler: 1877.

"Man of labor, up, arise!
Know the might that in thee lies!
Wheel and shaft are set at rest,
At thy powerful arm's behest.

Thine oppressors' band recoils,
When thou, weary of thy toils,
Shun'st thy plough and task begun,
When thou speak'st: Enough is done!

Break this twofold yoke in twain!
Break thy want's enslaving chain!
Break thy slavery's want and dread!
Bread is freedom, freedom bread!"

Weit produktiver als Gugler, bethätigte sich Otto Soubron auf dem Gebiete der Uebersetzung. Er hat seinen englisch sprechenden Landsleuten eine ganze Reihe von Gedichten deutscher Meister — Heine's, Goethe's, Klopfstock's, Eichendorf's, Uhland's, Hölty's, Geibel's und Anderer — vermittelt und so wesentlich zur Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur in Amerika beigetragen. Voll poetischen Empfindens sind seine deutschen Bearbeitungen von Indianersagen. Gewiß idealisirt, aber doch im Allgemeinen lebenswahr tritt uns in den Zyklen „Indiana" und „Keasha" der rothe Sohn des Waldes entgegen in seinem Trotz, seiner wilden Grausamkeit, seinem Todesmuth und seiner Opferfreudigkeit. Aber selbst durch diese epischen Gedichte macht sich ein wehmuthvoller Zug der Klage geltend, daß die urwüchsige Einfachheit der Umgebung und Sitten dem unerbittlichen Drängen moderner Civilisation hat weichen müssen. Man fühlt sich unwillkürlich an Schillers „Götter Griechenlands" erinnert, an das Entschwinden des „holden Blüthen-Alters der Natur", wenn wir bei Soubron lesen:

„Hier, wo heute steh'n Paläste,
Von der Gärten Kranz umgeben,
Nickte einst im Wind die Distel,
Gruben ihren Bau die Füchse,
Und des Rehes flücht'gen Spuren
Folgte hier der braune Jäger.

Hier im Silberglanz des Mondes
Warb er um das braune Mädchen,
Und in seinem niedern Wigwam
Bot die Pfeife er dem Gaste.
In den See, den kalten, hellen,
Tauchte er die schlanken Glieder;
Und sein Rindenkahn durchfurchte
Schwanengleich die blauen Wogen.

Hier auch wildes Schlachtgetöse,
Trotz'ge Sterbelieder schallten;
Und hier stieg nach heißem Kampfe
Blau der Friedenshauch gen Himmel.
Hier auch rang aus dunklem Busen
Manch Gebet empor sich brünstig —
Nicht zum Gott der Offenbarung,
Der die ewigen Gesetze
Grub in Stein auf heil'gen Tafeln —
Nein zum Gott des Universums,
Der des Himmels heil'ge Funken
Legte in der Menschen Herzen,
Dort zu lodern, dort zu flammen!

In dem goldnen Strahl der Sonne,
In der Pracht des Abendsternes,
In dem Duft der Waldesblume,
In der Kraft der grünen Tanne,
In des Waldes tiefem Schweigen,
In dem Sang des scheuen Vögleins,
In des Adlers Wolkenfluge,
In der eignen Körperschöne,
Von des Geistes Flamm' durchleuchtet,
Sah der schlichte Sohn des Waldes
Staunend Gottes Offenbarung. —
Doch es treibt am Baum der Menschheit
Ewiger Wechsel neue Blüthen.“ —

Soubron ist ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, der sich auch auf dem Gebiete des Dramas verschiedentlich versucht hat. Aber da er es nicht versteht, Reklame zu machen und ein gänzlich zurückgezogenes Leben führt, hat er weder für seine Dramen Verleger gefunden, noch sind dieselben auf größeren Bühnen je zur Aufführung gekommen. Nur der „Engel von Trenton" wurde seiner Zeit in einer der Turnhallen Milwaukee's in Scene gesetzt und fand enthusiastische Aufnahme. Die meisten Kinder seiner Muse ruhen in der Tiefe seines Schreibtisches, nur engeren Kreisen zugänglich. Andere Arbeiten, Essays, politische Artikel und dergleichen sind meistens ohne seine Namensunterschrift in sozialistischen Zeitungen erschienen. Soubron neigt naturgemäß zur Sozialdemokratie hin und diese Richtung klingt in seinen Dichtungen wiederholt durch. Das Mitleid, welches er dem aus seinem Jagdrevier vertriebenen Indianer entgegenbringt, äußert sich in noch wärmerer Weise für die „Armen und Unterdrückten der heutigen Weltordnung". Prophetisch in die Zukunft schauend, deutete er schon in den siebenziger Jahren dem weißen Arbeiter das Schicksal an, das seiner leider nur zu häufig harrt:

„Ich sehe wie der rothe Mann
Verfolgt des Wildes Spuren,
Und wie er selbst, ein Wild, gehetzt
Durchirrt der Heimath Fluren.
Der Blaßgesichter große Schaar,
Seh ich vom Osten ziehen:
Der Kriegsschrei hallt — die Büchse knallt,
Der rothe Mann muß fliehen.

Ich höre wie der Aexte Schlag
Des Urwalds Schatten lichtet:
Anstatt des Wigwams wird alldort
Ein festes Fort errichtet;
Und Farm und Dorf und Riesenstadt
Sich zaubergleich erheben:
Den Bienen gleich, ein emsig Volk
Sieht man dort streben — leben.
Wo nur zuweilen Menschenlaut
Die Einsamkeit durchtönet,
Ein Schwirren, Rasseln, Sausen jetzt
In tollem Chaos dröhnet —

Wo Jeder konnt' mit leichter Müh'
Den Unterhalt erschwingen,
In Sorg und Noth ums liebe Brot
Jetzt Millionen ringen.
Wo Tannen wiesen himmelwärts
Jetzt Kirchenthürme zeigen
Hinauf zum blauen Firmament
Und seiner Sterne Reigen.
Wo brausend durch den grünen Wald
Des Sturmes Lied erklungen,
Wird zu der Ehre Gottes nun
Bei Orgelklang gesungen.

Da horch! Durch Dampf und Orgelklang
Schrillt laut ein Schrei der Schmerzen!
Ich glaub' der wilde Schrei, er kam
Aus schnöd' zertret'nem Herzen,
Es hat den armen rothen Mann
Die Tyrannei zertreten:
Bald wird der arme weiße Mann
Umsonst um Schonung beten. —

Wie wir aus der Bearbeitung des Herwegh'schen Arbeiterliedes ersehen, findet Soubron in Julius Gugler einen politischen Gesinnungsgenossen, wenn auch der Letztere mit den Jahren und zunehmendem Wohlstande etwas konservativer geworden ist. Auch literarisch stehen sie sich in sofern nah, als sie mit Vorliebe amerikanische Stoffe behandeln. Gugler hat sich dramatisch durch zwei Arbeiten hervorgethan, die von ernstem Streben zeugen und ein nicht gewöhnliches Talent verrathen: ein lyrisches Festspiel „die Pioniere" und ein dreiaktiges Characterstück „For Mayor Godfrey Buehler". Das letztere ist voll dramatischen Lebens und schildert mit Geschick den zu Wohlstand gekommenen typischen Deutsch-Amerikaner, wie wir ihm in unserer täglichen Umgebung nur zuhäufig begegnen: brav, aber eitel und ehrsüchtig; gesunder Menschenverstand sowie Thatkraft, aber nur oberflächliche Bildung; mit den bekannten Allüren des "Selfmade man" behaftet, sowie seine deutsche Muttersprache mit englischen Brocken stark durchsetzend. Dennoch ist dieser Godfrey Buehler eine sympathische Erscheinung, aus dem Leben gegriffen und durchaus keine Karrikatur

wie z. B. Adolph Philipp's „Corner Grocer" oder derartige Erscheinungen. Auch die übrigen Gestalten des Dramas athmen Wirklichkeit, so daß das Stück bei seiner Aufführung einen Beifall errang, der nicht allein dem heimischen Autor galt.

Lyrischen Schwunges voll ist ebenfalls das Festspiel „Die Pioniere". Es behandelt ein Thema, das Gugler gern in seinen Gedichten, z. B. in „Vaterlandslos" ergreift: die Stellung des Eingewanderten zu seinem Adoptivvaterlande und die Einwirkung deutschen Wesens auf die neuen Volksgenossen. Das jüngste Kind der Muse Guglers ist ein kleines Epos „Der Stern des Westens", das zwar in der Form manche Mängel aufweist, aber lyrische Perlen von großer Schönheit enthält. Das Verhältniß des eingewanderten Deutschen zum langansässigen Amerikaner ist auch hierin wiederum der vorherrschende Gedanke.

Politisch sehr nahe steht den beiden eben Erwähnten ein poetisches Talent, das eben erst im Aufgehen ist und für die Zukunft Bedeutendes verspricht: Georg Giegold von Marinette, der unter dem Titel „Tannenreis und Flatterrosen" viele Gedichte voller lyrischen Schwunges veröffentlicht hat. Der Urwald, in dem er lange, zuerst als Holzfäller und später unter günstigeren Verhältnissen, gehaust, hat es ihm augenscheinlich angethan und liefert ihm meistens die Inspiration. Mit dem folgenden Gedicht hat er die erste Nummer seiner „Waldpost" eingeleitet:

Tannenreis und Flatterrosen.

Weht der Wind
Sacht und lind
Durch die dunklen Tannenbäume,
Rührt sich leis
Das Tannenreis,
Spricht zu mir und trägt mir Träume
Sagen, Melodien zu.
—O erhab'ne Waldesruh',
Möchte unter deinen Räumen
Träumen, träumen
Immerzu!

Wenn es braust,
Gellt und saust,
Wenn im Sturm die Tannen rauschen,
Herzensbang,
Stundenlang,
Könnt' ich dann den Stimmen lauschen.
Wie das tobt, wie es kracht,
Ringsum seufzet, stöhnt und lacht. —
Wenn die stolzen Urwaldriesen
Unter Sturmesbrausen grüßen,
Ists, als ob ein Geisterheer
Durch das Dunkel käm daher.
Ueber mir, unter mir,
Dann zur Seite, dort und hier
Kann ich diese Stimmen hören,
Die mir Herz und Sinn bethören,
Stimmen aus vergang'ner Zeit
Weit und breit.

Nach dem Sturme wieder Frieden
Sanft und lind
Weht der Wind
Und das grüne Tannenreis
Nickt mir zu und flüstert leis,
Spricht zu mir und trägt mir Träume,
Sagen, Melodien zu —
Und dann wünsch' ich mir's beschieden,
Daß ich immer könnt' hienieden
— Du erhab'ne Waldesruh' —
Unter deinen Tannenbäumen
Träumen, träumen
Immerzu!

— — Und am Waldesrand, da kosen
Wilde Rosen,
Flatterrosen,
Mit den Vögelein im Strauch,
— Mit mir auch!
Grüßen traut zu mir herüber
Wenn ich immer geh' vorüber
Grüßen traut und lieb und hold,
Schimmernd in der Sonne Gold.
Reden in der eig'nen Weise,
Und erzählen so vertraut,
So geheimnißvoll und leise. —

Hab' ja selber oft geschaut
Urwaldgeister, klein und niedlich,
Sitzen da beisammen friedlich,
In der wilden Rose Strauch,
Wo sie scherzen, wo sie kosen,
Mit den Vög'lein, mit den Rosen,
Mit mir auch, mit mir auch!

Aber der Frieden, den des Urwalds Majestät in Stille und Stürmen seinem schönheittrunkenen Herzen brachte, ist der einzige Schatz, den dieses Stiefkind des Glückes bisher errungen. Kein Wunder, daß ein Hauch der Schwermuth und Sentimentalität über vielen seiner Lieder schwebt, welcher verräth, daß er am liebsten den bitteren Kampf um diese irdische Existenz ganz aufgeben möchte:

Ich möchte heim, mich zieht's dem Vaterhause,
Dem Vaterhause zu;
Fort aus der Welt verworrenem Gebrause
Zur stillen, tiefen Ruh.

Mit tausend Wünschen bin ich ausgegangen,
Heim streb' ich mit bescheidenem Verlangen;
Es hegt mein Herz nur einer Hoffnung Keim:
Ich möchte heim.

Wie es häufig bei Melancholikern der Fall, ist Giegold ein ausgezeichneter Humorist und Satiriker. Ihm geht es wie seinem engeren Landsmann Jean Paul, „dem unter Lachen, unter Witzen, der Wehmuth Zähren an der Wimper blitzen". Und wenn man sein „Echo im Walde" liest — kurze satirische Bemerkungen über Tagesereignisse — und die humorvollen Abenteuer „des alten Sepp", die er in altbayrischer Mundart beschreibt, dann fühlt man sich versucht, die Apostrophe des alten „Schwaben Vischers" an Jean Paul auch auf Georg Giegold anzuwenden:

Du Narr, du Kauz, Hanswurst und Engel,
Durchsichtiger Seraph, breiter Erdenbengel,
Im Himmel Bürger und im Bayerland.
Komm laß an deine reiche Brust mich sinken,
Komm laß uns lachen, weinen, trinken,
In Bier und Thränen mächtiger Kneipant!

Den Vorhergenannten reiht sich würdig Frank Siller an, gleichfalls ein Milwaukee'r, der zuerst seinen Ruf durch eine meisterhafte Uebersetzung von Longfellow's „Evangeline" begründete. In schöner edler Sprache bietet er uns diese prächtige amerikanische Idylle, in der namentlich die wundervollen Naturschilderungen packen. Sie gelangen dem Dichter um so besser, als er in seiner Jugend die meisten der in diesem Gedicht geschilderten Gegenden als Jäger durchstreift und „der Wildniß geheimnißvolles Rauschen" vernommen hatte. Siller gehört zu unsern bekanntesten und produktivsten Dichtern und Schriftstellern. Weniger durch lyrischen Schwung als durch Gedankenreichthum zeichnen sich seine eigenen Dichtungen aus, die unter dem Titel „Lieder und Sprüche" veröffentlicht worden sind. Wie er in der Vorrede zu diesen sagt: „Dem reifen Mann giebt die Muse manch' ernstes Wort, dem Weib die Hoffnung und des Glaubens Hort"; dementsprechend finden wir in ihnen in der That keine leichte, rasch zu überwältigende Lektüre, sondern aus allen Strophen tritt uns gedankenvoller Ernst entgegen.

Die interessanten Erzählungen Sophie Gudden's von Oshkosh, die in einem „Wilde Rosen" betitelten Buche bei Otto Janke in Berlin erschienen sind, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben. Sie geben uns einen tiefen Einblick in das Seelenleben der geschätzten Dichterin. Einen Märchenstrauß nennt die geistvolle Verfasserin ihr Buch. Es sind Märchen allerdings der äußeren Form nach; im Uebrigen sind sie Produkte einer tiefen Reflexion, stark mit Ironie versetzt und voller Geist. Von der Naivetät des Volksmärchens haben sie keinen Hauch. Sie sind nicht Märchen, die aus dem Innern, der Ursprünglichkeit des Volkes entspringen, sondern gedankenreiche Essays, in denen ein wissenschaftlich und philosophisch hochgebildeter Mensch seine Lebenserfahrung niederlegt.

In der Uebertragung deutscher Dichter ins Englische hat sich in letzter Zeit besonders G. C. Trumpff von Milwaukee hervorgethan, der seinen Lebensabend gänzlich literarischen Studien widmet. In Band I,

Seite 187—189 wurde seiner schon Erwähnung gethan. In selten glücklicher Weise überträgt er nicht nur lyrisch die Stimmung und den poetischen Reiz des Originals in eine andere Sprache, sondern schließt sich auch so eng an Worte und Versmaß an, daß er bisher kaum übertroffen worden ist. Perlen der Lyrik, wie Goethe's „Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n" oder Heine's „Du bist wie eine Blume"; ferner eine ganze Reihe Schiller'scher und Uhland'scher Balladen, hat er der englisch sprechenden Bevölkerung übermittelt. Selbstständig schaffend ragt er nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. Sein schönes Formtalent kommt ihm jedoch stets zu Hülfe und täuscht über den oft unbedeutenden Inhalt hinweg.

An dieser Stelle ist auch der liebenswürdige Schwabe Louis Kindt, seit längeren Jahren in Racine ansäßig, nicht zu vergessen. Der Dekorationsmalerei obliegend, huldigt er in seinen Freistunden mit Vorliebe den Musen. Zu den Cannstadter Volksfesten, die der Schwabenverein in Chicago veranstaltet, hat er manches Festspiel gedichtet. Am besten gelungen war das vom Jahre 1893, in welchem er in schwäbischer Mundart die Erlebnisse Conrad Weisers und seiner Landsleute im Shoharie-Thal erzählt. Mit urwüchsigem köstlichem Humor schildert er die Szene am Susquehanna, wo es beinahe zum Kampfe zwischen den sonst so befreundeten Schwaben und Indianern gekommen wäre, und durch Conrad Weiser der Frieden wieder hergestellt wird. Dann folgt das Friedensfest. Conrad Weiser singt:

„Blast's Pulver nur ab von der Pfann',
Hier kommt ihr doch an die Letze,
Un lagert euch friedlich, Mann für Mann,
Jetzt wöllet ma g'müthlich oins petze.
Ob petze indianisch sei,
Weiß keiner in der Bande,
Doch habe die Indianer glei
Das Wörtle gut verstande.
Jetzt geht die Bottle a paar Mal rum,
Wie ma's heut noch hat im Gebrauche,
Dann müssen alle, rum un rum,

Die Friedenspfeife rauche;
Un kurz un gut, es dauert nit lang
Do juckt's in alle Glieder,
Do geht es los mit Sang un' Klang,
Un de Mädle kraweltt's am Mieder.
Ein Geiger stürzt auf die Wage nauf,
Fangt an die Fiedel zu spiele,
Un — junges Volk wartet ja immer da drauf, —
Bald dreht sich ä Paar wie ä Mühle.
Da ware die Juschens auch gleich dabei
Un packe die Schwobemädle,
Ma zählet: eins, zwei, drei, — un wieder zwei, drei,
Un richtig! 'S geht rum wie ä Rädle.
Die Schwobebube juckt's auch in de Füß,
S' kann Keiner mehr ruhig noch stehe,
Sie packe die Squaws, ja das isch gewiß,
Sie müsse im Dreischritt sich drehe.
Den Hopsa, Viteralla, didel dum dei!
Hoch ischt der Jubel gestiege,
Indianer un Schwobe in bunter Reih'
Hei, wie die Röckle hoch fliege!
Wie lang se gedanzt, nu des weiß i net,
Die Sonn' war längst untergange,
Der Mond stand schon obe hoch in der Mitt',
Wie sie „ufzuhöre anfange".“

Wir sehen, es ist eine stattliche Anzahl dichterisch veranlagter Männer, die wir in diesen beiden Kapiteln Revue passieren ließen. Das Bild würde unvollständig sein, wollten wir nicht einer einfachen Bauersfrau gedenken, die in Plymouth ansässig, einen stattlichen Band Gedichte der Oeffentlichkeit übergeben hat. Aus Thüringen stammt die Verfasserin, Frau Anna Voigt, die das Leid ihres Herzens in gottvertrauenden Liedern ausgeweint hat. Ohne weiteren Unterricht als den ihrer Dorfschule, aufgewachsen in Kummer und harter ländlicher Arbeit dahin lebend, konnte sie die Lücken ihres Wissens nicht mehr ausfüllen und selbstverständlich offenbaren ihre Dichtungen mehr oder weniger diesen Mangel. Aber doch werden Jedermann diese schlichten Lieder anmuthen, aus denen ein inniges frommes Gemüth und glühende Vaterlandsliebe spricht und deren Form durchaus anheimelnd ist. „Vergißmeinnicht“ lautet der Titel des Buches, das im Verlage der North American Publishing Co. 1896 in Chicago erschienen ist.

Ferneres Eingehen auf „Wisconsins Deutsche Dichter-Halle" liegt selbstverständlich nicht im Rahmen unserer Geschichte. Im Obigen bieten wir nur einen schwachen Umriß dessen, was im Laufe der Jahre im Druck an die Oberfläche getreten ist. Wald, Flur, Berg und Thal sind voll der urwüchsigen Sänger und manches vereinzelt dastehende Lied zeugt von der Begeisterung und dichterischen Begabung, welche vielen Kreisen der älteren Bevölkerung eigen zu sein scheint. Was immer man im Auslande vom Materialismus und der Nüchternheit des amerikanischen Lebens sich erzählen mag, das Gebotene wird den Beweis erbringen, daß unter den Deutsch-Amerikanern Wisconsins gar Mancher vorhanden ist, der das ihm angeborene geistige Wesen der Alltäglichkeit und der Jagd nach dem Dollar nicht zum Opfer gebracht hat. Noch immer ist dem gebildeten Deutschen Poesie die Krone des Lebens; noch immer giebt er dem, was ihm Herz und Gemüth bewegt, mit Vorliebe poetische Gestaltung. Das kann besonders heute nicht hoch genug angeschlagen werden, wo die deutsche Einwanderung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ zurückgegangen ist. Eine Zeit wie die Achtundvierziger, die uns gerade die geistig Regsamsten, die politisch unabhängigsten Charactere in das Land führte, ist niemals wiedergekehrt. Die meisten alten Recken, die ihre Volksgenossen durch Wort und That begeistert und in manchem politischem Kampfe zum Siege führten, sind einer nach dem andern zur Ruhe gegangen. Die nachfolgende Generation ist kaum mehr deutsch zu nennen, und was an neuer Einwanderung in den letzten Jahrzehnten hinzu gekommen, ist auf das geistige Leben der Gesammtbevölkerung von keinem maßgebenden Einfluß mehr. Der Führer im geistigen, wissenschaftlichen und politischen Leben ist der Amerikaner geworden, mag er nun von heimischen oder eingewanderten Eltern stammen. Er hängt mit allen Fasern im heimatlichen Boden und saugt aus ihm die Wurzeln seiner Kraft. Der deutsche Einwanderer jüngerer Zeit, der sich in den meisten Fällen um das geistige Leben seiner neuen Heimath nicht bekümmert, nimmt naturgemäß nur die zweite Stelle ein. Und doch entsprossen, wenn

auch vereinzelt, dem heutigen Boden, zwiſchen Diſteln und Geſtrüpp, noch immer liebliche Blumen der Poeſie. Deutſche Volksſeele, deutſches Gemüth — wie mächtig, wie unverwüſtlich biſt du! Du zwingſt den, der dich je erkannt hat, unfehlbar in deinen Bann, ſo daß er dich nimmer läßt ſein Lebenlang! Mag ſeine Wiege am Hudſon geſtanden haben, oder in den Wäldern Wisconſins, er folgt deinen Spuren und ſingt Lieder zu deinem Preis!

Drittes Kapitel.

Die bildenden Künste.

Die Veredlung des in der Pionierzeit unglaublich rohen Geschmacks[1]) und die Anbahnung eines allgemeineren Verständnisses für das Wesen der Malerei ist nicht zum Wenigsten deutschen Künstlern zu danken.

Als „Nestor" unter ihnen ist unstreitig Heinrich Vianden anzusehen.[2]) In 1814 in Poppelsdorf bei Bonn geboren, entwickelte er bereits als Knabe ein außergewöhnliches Zeichentalent, welches im Laufe seiner späteren Carriere als Goldschmieds-Lehrling, Lithograph und Kupferstecher er mancherlei Gelegenheit fand, auszubilden. Nach kurzem Besuch der Kunstschulen in München und Antwerpen finden wir ihn in Cöln thätig, um durch Porzelanmalerei und gelegentliche Portraits sich die finanziellen Mittel für weiteres Fortkommen zu sichern. Das Jahr 1849 brachte ihn, wie so viele

1) Im Jahre 1843 wurde in Milwaukee ein Bild öffentlich ausgestellt, das die Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese veranschaulichen sollte. In diesem „Kunstwerk" erschien Eva in einem rosa Ballkleid und Adam in Frack und Zylinderhut mit einem Spazierstock in der Hand. Das war die erste „Kunstausstellung" Milwaukee's.

2) Es ließen sich schon gegen Mitte der Vierziger Jahre einige nicht unbedeutende Portraitmaler in Milwaukee nieder. Als Erster Samuel Marsden Brooks, dessen Porträts hervorragender Indianerhäuptlinge in den Räumen der State Historical Society anzutreffen sind. Er zog 1862 nach Californien. Wenige Jahre nach Brooks traf Brand Isaac Durward und in 1847 Henry Vane Thorne in Milwaukee ein.

Andere der deutschen Sturmperiode, nach Amerika, wo er sich im Mai 1850 am Kinnickinnic-Fluß, damals einem der anziehendsten Punkte in der Nähe Milwaukees, niederließ. Dort steht noch heute sein Tusculum.

Wie Alle die älteren Ansiedler war auch er genöthigt, sich unter den primitiven Verhältnissen der damaligen Zeit „recht und schlecht" durchzuschlagen. Nachdem er für drei Tage der Woche seinen Garten gejätet und seinen Kohl gepflanzt, fungierte er die übrige Zeit als Zeichenlehrer an der Deutsch-Englischen Akademie, im Töchter-Institut der Frau Mathilde Franciska Anneke und anderen Schulen. War er auch kein genialer Künstler, so erkannte man unbestritten seine technische Meisterschaft an; und durch seine eindrucksvolle Persönlichkeit wirkte er anregend und befruchtend nach vielen Seiten. Wenige verstanden wie er der Jugend das Auge für die Schönheit der näheren Umgebung zu erschließen. Den Bäumen der amerikanischen Wälder in ihrer Mannigfaltigkeit und Farbenpracht wußte er intime Reize abzugewinnen. „Die alte knorrige Eiche, die Du mit Vorliebe gemalt — sie ist ein Sinnbild Deiner selbst"; — so charakterisirte ein Freund den Dahingeschiedenen an seinem Grabe im Winter 1899.

Aus Viandens Schule sind Künstler hervorgegangen, welche ihren Meister weit überflügelten. Sein scharfes Erkennen heranwachsender Talente hat Milwaukee als Geburtsstätte hervorragender Künstler in weiten Kreisen bekannt, ja berühmt gemacht und, indem er Schüler wie Koehler, Marr, Enders, Schade und Andere zu ernstem Streben anregte und ermuthigte, hat er für die Kunst mehr geleistet, als mancher ihn als Künstler weit überragender Maler.[3])

Einer der bedeutenderen Schüler Vianden's ist Robert Koehler. Er war als vierjähriger Knabe mit seinen Eltern im Jahre 1854 nach Milwaukee gekommen und Lithograph geworden. Vianden's sicherer Blick

3) "If the mode of to-day or tendencies in the development of the art of painting are at present not following the lines upon which this artist worked, his influence nevertheless has been salutary and sincere and leaves little or nothing to regret". Lydia Ely in Bonard's History of Milwaukee.

erkannte bald das große Talent des jungen Mannes und rieth ihm, nach München zu gehen, wo er unter den Professoren Barth und Strachuber, später unter Defregger und Loeffh studierte. Das bedeutendste Werk dieses hervorragenden Realisten, "The Strike", wurde seiner Zeit in Milwaukee ausgestellt und erregte durch die wundervolle Realistik und Ausführung, durch die Großartigkeit der Komposition und die Feinheit der Zeichnung berechtigtes Aufsehen. Annähernd auf derselben Höhe stehen seine Gemälde: "The Socialist", "The Only Support", "At the Café", "Twenty Minutes for Refreshment" und viele andere. Als Robert Koehler im Jahre 1892 nach Amerika zurückkehrte, zog er leider seine Heimathstadt Milwaukee bei der Wahl seines Wohnsitzes gar nicht in Betracht. Ihm, der die Schattenseiten des Lebens der Armen und Elenden so gern zum Gegenstande künstlerischer Behandlung macht, schien das brausende Leben New York's mehr Anregung zu bieten. Zudem zog ihn dorthin ein Gefühl der Dankbarkeit. Koehler hatte sich die Mittel zu seinem Studienaufenthalt in Deutschland selbst erwerben müssen. Als er im Jahre 1875 nach zweijährigem Studium in München zurückkehrte, war seine Kasse total erschöpft. Sein Streben ging dahin, seine Ausbildung in Europa zu vollenden. Aber während der nächsten vier Jahre, die er zumeist in New York verlebte, war aus dem erwähnten Grunde an die Ausführung seines Planes nicht zu denken. Erst dann wurde der New Yorker Brauherr Georg Ehret auf den talentvollen jungen Maler aufmerksam und stellte ihm in hochherziger Weise die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zur Verfügung.

Weit höher noch als Koehler steht ein Maler, auf den Wisconsin als einen seiner besten Söhne besonders stolz ist — Carl Marr. Das Sprichwort, daß der Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten gilt, fand für lange Jahre auch auf Carl Marr Anwendung. Nach Absolvirung der Deutsch-Englischen Akademie war der körperlich schmächtige Knabe (geboren den 14. Februar 1858) zuerst in die Graveurwerkstätte seines Vaters eingetreten und erhielt von Heinrich Vianden Zeichen-

unterricht, bis die Eltern beschlossen, den äußerst talentvollen Jüngling nach Europa zu schicken. Er ging nach Weimar, dann nach Berlin und schließlich nach München, von wo er im Jahre 1880 nach fünfjährigem Aufenthalt nach Milwaukee zurückkehrte. Bereits brachte er ein Gemälde mit, von dem er hoffte, daß es ihm den Weg zu weiterem Streben ebnen werde. Aber der „Ewige Jude" Karl Marr's, wie auch ein zweites, durch die Anmuth des Sujets und die Feinheit der Ausführung hervorragendes Bild mit dem Titel „Du Ring an meinem Finger" blieben für lange Jahre unverkäufliche Schaustücke. Enttäuscht aber nicht entmuthigt fand der junge Künstler bald seinen Weg nach München zurück, das fortan die Stätte seines Wirkens und ununterbrochener Triumphe wurde. Hier entstanden die „Flagellanten", jenes Kolossalbild, das trotz des wenig anziehenden Sujets und des kalten, fast kreidig gehaltenen Kolorits auf der Chicago'er Weltausstellung so ungetheilte Bewunderung fand. Indem Frau Lisette Schandein dies Gemälde für die Milwaukee'r Bibliothek erwarb, machte sie die Unterlassungssünde zum Theil wieder gut, welche die blinde Vaterstadt an ihrem genialen Sohn früher begangen. In München entstanden ferner das in seiner geschichtlichen Auffassung so tiefe Gemälde „1806"; hier das wundervolle Portrait seines beim Graviren beschäftigten Vaters, das in der Schlichtheit der Konzeption und der liebevollen Ausführung als ein köstliches Denkmal der Kindesliebe zu betrachten ist. Hier sind endlich das auch in Milwaukee zur Ausstellung gelangte Christusbild und seine Madonna entstanden, die den Maler in seiner ganzen Größe als Zeichner und Kolorist wie als gedankentiefen und poetisch empfindenden Künstler zeigen. Um den Eindruck wiederzugeben, den das durch die Milwaukee'r Industrieausstellung von 1900 dem Publikum zugänglich gemachte Bild auf den Betrachter machte, seien hier die Worte angeführt, die ihm ein Berufsgenosse des Künstlers widmete:[1]) „Von blendendem, mysteriösem Lichte bestrahlt, sitzt die Madonna da mit dem Jesuskinde; vor ihnen eine Schaar von kleinen und großen Engeln,

1) Louis Mayer im Herold vom 23. September 1900.

staunend und anbetend. Auch wir werden bei dem Anblick gebannt. Wir vertiefen uns in die anmuthige Gestalt, in das liebevolle, demüthig nach vorne geneigte Antlitz der Madonna, in das glückstrahlende Kindlein in ihrem Schooß und die reizenden Engelsgesichtchen, die sie umgeben. Wie ist das Alles gezeichnet! Diese klaren, offenen Kinderaugen, das Stumpfnäschen, der Mund und die zarten Händchen! Was uns zuerst packt, ist die wunderbare Leuchtkraft und die Pracht der Farbengebung. Von einem dunklen Hintergrunde hebt sich die hellbeleuchtete Gruppe von Engeln und die Madonna kräftig hervor. Zu entscheiden, woher das Licht kommt, bleibt dem Beschauer überlassen — vielleicht trägt auch dies zu dem geradezu magischen Effekte mit bei. Der Künstler läßt nicht, wie bei manchen Darstellungen alter und moderner Meister, das Licht vom Jesuskindlein ausstrahlen, sondern es ist das Licht wie von einem strahlenden unsichtbaren Christbaum, der zwischen Madonna und Engelsgruppe steht. Dieses blendend helle Licht, das sich auf allen Gesichtern und in den hellen Gewändern der Engel wiederspiegelt, wird durch die tiefen farbigen Gegensätze zur höchsten Potenz gesteigert. Wir werden sofort in die richtige Weihnachtsstimmung versetzt. Diese pausbäckigen, verklärten Engelsgesichtchen, erinnern sie nicht an die Gesichter unserer Kleinen, in deren staunenden Blicken sich der himmlische Glanz des Christbaums wiederspiegelt? Wie viele Tausend Madonnenbilder sind schon gemalt worden! Hier stehen wir vor einer absolut neuen, durch und durch modernen Auffassung."

Zwischen „Flagellanten" und dieser „Madonna" liegt ein Zeitraum von zehn Jahren. Die kurze Spanne Zeit hat den sich mühenden und ringenden Künstler auf eine Höhe gebracht, wie sie wenige erklimmen. Die Gemälde Carl Marr's sind der künstlerische Ausdruck einer edel und rein empfindenden Seele, einer reichen Phantasie, eines poetisch hoch begabten Gemüths. Die Meisterhand, die dem Reichthum seiner Gedankenwelt plastischen Ausdruck giebt, erscheint heute spielend das zu erreichen, was Schiller von dem wahren Kunstwerke verlangt:

„Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Kämpfe, alle Zweifel schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit."

Zwei weitere Schüler Heinrich Vianden's, die noch heute in Wisconsin leben, können sich trotz ihrer Tüchtigkeit, mit dem vorgenannten Künstler nicht messen. Es sind Frank Enders und Robert Schade. Der Erstere ist sowohl als Portrait- wie als Genremaler in die Oeffentlichkeit getreten, scheint sich aber in der letzten Zeit gänzlich dem landschaftlichen Genre zuzuwenden. Sein technisches Können kommt besonders bei Behandlung der Luft zur Geltung. Eines seiner bestgelungenen Gemälde ist ein Erntebild "The Last Load" betitelt, das sich eben durch die Leuchtkraft der brilliant gemalten Luft auszeichnet. Auch die farblichen Gegensätze sind gut getroffen. Aber seine Vorliebe für krasses Kolorit macht sich auch auf diesem Bilde bemerkbar, auf dem Figuren und Pferde gleichfalls besser und markanter hätten gezeichnet sein müssen. Recht gut sind Enders einige Landschaften mit Windmühlmotiven gelungen, die von ausgesprochener dekorativer Wirkung sind und erkennen lassen, wie liebevolle Sorgfalt der Künstler auf die Komposition verwendet hat. Bei allen Gemälden Enders' aber ist die Behandlung der Luft von so weittragender Bedeutung, daß sie für den Charakter des ganzen Bildes maßgebend wird.

Als tüchtiger Portraitmaler thut sich Robert Schade hervor. Seine Portraits sind wegen der vortrefflichen Zeichnung und des charakteristischen Gesichtsausdrucks vortheilhaft bekannt. Störend wirkt aber der Kupferton der Gesichtsfarbe, für den der Maler eine Manie zu haben scheint. Entschieden Bedeutendes leistet er als Maler von Stillleben, die minutiös und sauber ausgeführt sind und der Natur so nahe wie möglich kommen. Seine Arbeiten in dieser Richtung lassen die Freude erkennen, mit welcher der Künstler an der stofflichen Wiedergabe

seines Sujets arbeitet; sie spiegeln die Liebe wieder, die er auch dem kleinsten Detail zu theil werden läßt. Dieser Aufwand von technischer Geschicklichkeit kennzeichnet sämmtliche Bilder Schade's, auch wenn er sich an größere Aufgaben wagt und wie in dem Gemälde „Resignation" ein auf bessere Tage verzichtendes, abgearbeitetes und abgehärmtes Menschenkind darstellt. Ein Stück sozialen Elends hat der Künstler da auf die Leinwand geworfen, fast allzu realistisch und für die Bequemen und Satten wohl nicht grade anmuthend. Wer aber ein Herz hat für die Stiefkinder des Glücks, für die Mühseligen und Beladenen dieser Erde, der kann dieses Bild nicht ohne Rührung betrachten, das die Ungleichheit der Menschenloose in zwar realistischer aber echt künstlerischer Weise darstellt. Denn die satte Farbe und die kräftigen Gegensätze von hell und dunkel lassen sofort den tüchtigen Koloristen erkennen. Dabei ist die minutiöse technische Behandlung, die Zeichnung und Modellirung der einzelnen Formen bewundernswürdig flott und sicher. Das Bild, das erst in jüngster Zeit entstanden ist, zeigt einen ganz bedeutenden Fortschritt in der Entwicklung dieses Malers, es spricht von einem so ernsten Streben nach höherer künstlerischer Vollendung, daß man noch bedeutende Leistungen von Robert Schade erwarten darf.

Der Aufschwung, dessen sich die dekorative Malerei in den siebenziger Jahren zu erfreuen hatte, führte eine ganze Kolonie von Malern nach Milwaukee, die für das künstlerische Streben der Stadt, für das Erschließen des Verständnisses der Malerei von unberechenbarer Tragweite werden sollten. Es waren die Panoramas, die damals ihren Triumphzug durch die Welt antraten. Vom künstlerischen Standpunkte meist von geringerem Werthe, erregte ihre plastische Anschaulichkeit doch das Interesse der großen Menge, das in letzter Instanz mehr dem patriotischen Sujet als der Kunstform galt. Sedan, St. Privat, die Belagerung von Paris, Gettysburg, Chattanooga verfehlten nicht, ungezählte Mengen anzulocken und den Unternehmern die Börse zu füllen.

Milwaukee wurde die Panorama-Stadt, d. h. der Ort, wo die Entwürfe gemacht und die Ausführung vollendet wurde. Hierhin hatte Wilhelm Wehner von Chicago eine stattliche Künstlerschaar von Deutschland durch lockende Anerbietungen gezogen, eine Kolonie kunstverständiger und kunstbegeisterter Männer, die dem künstlerischen wie geselligen Leben der deutschen Bevölkerung für ein Jahrzehnt und mehr neuen Schwung verliehen. Freilich steckte den Meisten von ihnen auch ein Leichtsinn im Blut, der manchmal über das erlaubte Maß hinausging. Aber im Großen und Ganzen waren diese Jahre, wo das von den Malern ausgeschmückte „Künstlerheim" den Mittelpunkt fröhlicher und oft ausgelassener Geselligkeit bildete, anregende und fruchtbare. Ein Abglanz des angeregten Lebens und Treibens fiel selbst auf die trockenste im „Geldmachen" verödete Philisterseele; sie verstand vielleicht nicht, aber sie ahnte, daß es noch etwas anderes im menschlichen Dasein giebt als Geld zu sammeln — nämlich „die Kunst zu leben". Diese Kunst verstanden unsere Maler wie kein Anderer; ihr Motto war wie das des österreichischen Bauernphilosophen Konrad Deubler, der als Einunddreißigjähriger, bei schwerer Arbeit sich plagend, in sein Tagebuch schrieb: „Es soll mir das Leben ein höchstes Fest und jeder künftige Tag ein einzig Fest und jede Stunde gerade des Festes Glanzpunkt werden".

Unter den Mitgliedern dieser Malerkolonie, von denen einige Wenige in die alte Heimath zurückkehrten, die Mehrzahl aber in Milwaukee ansässig blieb, war einer der begabtesten und geistvollsten F. W. Heine. Der Künstler war ursprünglich Schlachtenmaler und hatte die Kriege von 1866 und 1870 im Hauptquartier des preußischen Heeres mitgemacht. Jedoch künstlerisch bedeutender als seine Schlachtenbilder, wurden schon damals seine Aquarelle und Skizzen aus dem Militärleben betrachtet, die in Dresden und München weite Verbreitung fanden. In Milwaukee war er besonders an den Panoramen „Atlanta", „Missionary Ridge" und "Jerusalem on the day of the Crucifixion" thätig. Er hatte dabei Gelegenheit, sein hervorragendstes Talent zu entwickeln.

Seine Bedeutung als Zeichner und in Entwürfen für dekorative Kunst kam zur vollen Entfaltung. Auf diesem Gebiete wurde er später nicht nur sehr fruchtbar, sondern er zeigte eine Grazie und Sinnigkeit, wie sie selten zu finden. Der Künstler, der noch heute als ein rüstiger Mann in unserer Mitte lebt, nimmt in dieser Kunstrichtung einen der geachtetsten Plätze ein.

Der bedeutendste der ursprünglichen Panoramamaler, der sich gleichfalls dauernd in Milwaukee niederließ, ist Richard Lorenz. Er stammt aus Weimar und hat auf der dortigen Maleraakademie unter den Professoren Prandel, Stues, Hagen und Thade seine Studien gemacht. Nachdem seine Thätigkeit an den Panoramas beendet, wandte er sich Studiums halber dem Leben in den Holzfällerlagern des Nordens und in den Prairien des wilden Westens zu, und erreichte auf diesem Gebiete eine bisher unübertroffene Meisterschaft. Das urwüchsige, ungebundene Treiben auf den westlichen Steppen hat Niemand so lebenswahr und so stimmungsvoll geschildert. Wegen ihrer wahrheitsgetreuen Charakteristik haben seine Bilder nicht nur einen kulturhistorischen Werth, welcher ihnen in späteren Zeiten, wenn die „Poesie des Cowboy" längst ausgestorben sein wird, einen willkommenen Platz in historischen Sammlungen sichern muß, sie sind vor Allem von echt künstlerischem Geist beseelt und mit einer solchen technischen Meisterschaft gemalt, daß ihnen der Weg in die bedeutendsten Gemäldegallerien der Welt nicht verschlossen werden kann. Die eigene Heimath hat wie gewöhnlich — dem alten Sprichwort entsprechend — ihm den gebührenden Platz in ihrer öffentlichen Kunstsammlung bisher vorenthalten; aber der Pariser Salon von 1901 hat seinem Gemälde „Ein kritischer Moment" eine Ehrenstelle angewiesen. Das Bild stellt einen Cowboy dar, der einen Pferdedieb mit dem Lasso verfolgt. Es zeigt Lorenz auf seiner Höhe als Maler in rascher Bewegung begriffener Pferde. Man hat ihn in dieser Beziehung oft neben Fred Remington gestellt. Mancher aber stellt ihn noch über den Letzteren. Freilich entwickeln die Pferde Remington's mehr Energie und Ungestüm; sie sind „glänzender" gemalt

und Lorenz tritt beim großen Publikum etwas in den Schatten. Aber Remington übertreibt, während Lorenz stets in den Grenzen der Natur bleibt. Er ist vollkommener Realist, dem es dabei aber nicht an Gemüth fehlt und der den Zauber landschaftlicher Schönheit mit unnachahmlicher Grazie wiederzugeben versteht. Man denke an sein Bild „Tagesneige", das in der Milwaukee Industrie-Ausstellung von 1900 hing. Wer könnte sich dem Einfluß der harmonischen friedlichen Stimmung entziehen, die über diesem Gemälde liegt? Und die Einzelheiten, wie meisterhaft gemalt! Wie naturgetreu ist der aus dem Teiche auf die Prairie emporsteigende Schimmel gezeichnet, der mühsam die müden Glieder dahinschleppt. Und dann, wie klar und reizvoll ist die Spiegelung im Gewässer. Zart und duftig sind alle Töne gehalten; nirgends ist zu Gewaltmitteln gegriffen. Das Bild ist kein „Blender", es fesselt durch seine schlichte Natürlichkeit. Man glaubt das Plätschern des Wassers, den gedämpften Aufschlag der Pferdehufe in dieser Stille zu vernehmen.

Eins der bedeutendsten Kunstwerke von Richard Lorenz ist das im Besitz der Frau Lisette Schandein befindliche „New Grave". Es ist eins der packendsten Bilder, die je in Amerika gemalt wurden, voll von Pathos und Leben, an die innigsten Gefühle des Herzens appellirend. Es ist ein Bild, an dem, was Empfindung und technisches Können betrifft, nichts auszusetzen ist, und das seiner Zeit in Europa verdiente Anerkennung fand. Was ihm seinen besonderen Reiz giebt, ist weder die brilliante Technik noch das energische Kolorit. Wir empfinden vor Allem den seelischen Gehalt. Man lernt aus ihm den Künstler als einen feinen, poesievollen Stimmungsmaler kennen, den man nicht nur bewundert, sondern lieb gewinnt.[5])

Hermann Michalowski, eins der anregendsten Mitglieder der Panorama-Kolonie, hat uns ein vorzügliches Portrait Heinrich Vianden's

5) Andere Gemälde von Richard Lorenz: "Sunday in the Plains", gleichfalls im Besitz von Frau Schandein: „Pflugschar", im Besitz von Fred Pabst; „A Hunting Party", im Besitz von Patrick Cudahy. Ferner „Alone" erregte Aufsehen auf der Worlds-Fair.

geliefert. Vianden hat es noch bei Lebzeiten dem Museum geschenkt. Das Portrait darf mit als das Beste betrachtet werden, was Michalowski in Milwaukee geschaffen. Die feinsinnige Auffassung des „knorrigen Alten" entzückt Jeden, der Vianden kannte. Die Masse der Genrebilder, die Michalowski sonst auf den Markt geworfen, sind von geringerem Werth. Man sieht die Schablone auf den ersten Blick und erkennt, daß der Maler nicht nach lebenden Modellen gearbeitet hat, sondern daß es Phantasiegebilde sind, die er malt und die sich beständig wiederholen. Noch weniger Bedeutung haben die Maler Charles F. Tredupp, Vater und Sohn. Beide malen Mondlandschaften. Aber wer eine gesehen hat, kennt sie alle. Man findet „keine Spur von Geist und Alles ist Dressur".

Einer der bedeutendsten Landschaftsmaler unter den Panoramamalern war Frank Biberstein. Auch er hat sich dauernd in Milwaukee niedergelassen, wo er als Landschafter und Portraitmaler stetig in der Gunst des Publikums steigt. Am trefflichsten gelungen sind ihm seine californischen Bilder aus der Gegend von Monterey. Die tiefdunkeln Zypressen und die zerklüftete Küste sind reiz- und stimmungsvoll gemalt, die Technik ist tadellos.

Als Figurenmaler war von der Panoramagesellschaft Franz Rohrbur gewonnen. Er genießt als Portraitmaler einen vortrefflichen Ruf. Später ist er in das Dekoration-Fach übergegangen. Die stylvollen Entwürfe der Mühlhäuser Kirche und viele Arbeiten in anderen Kirchen in Wisconsin und benachbarten Staaten stammen von ihm.

Auf dem Felde des dekorativen Gemäldes that sich neben Heine, aber diesen nicht erreichend, Georg Peter hervor. Eine große Gebirgslandschaft von ihm war seiner Zeit in der Industrie-Ausstellung zu sehen. Ein anderes, gleichfalls dekoratives Stück, hat er „Zwielicht" betitelt, das in dem Zusammenklang der Farben von großer Wirksamkeit ist. Trotzdem die Durchführung des zuerst als Thierstück gedachten Bildes (Ein Sennhirt treibt seine Kühe das Thal hinab) ins Detail geht, ist die dekorative Wirkung doch die Hauptsache. Das tief

grüne Gras mit der Silhouette der Kuhherde gegen den hellgelben Himmel, an welchem noch dunkele, rothumränderte Wolkenmassen hängen, bildet einen kräftigen Akkord und erzielt wohlthuenden dekorativen Effekt.

Sehr tüchtige Landschafter besaß die Panoramagruppe in dem jetzt in Cedarburg ansässigen Bernhard Schneider, sowie in W. Schroeder. Der Letztere war wohl der bedeutendere. Seine Landschaften sind von einer entzückenden Naturempfindung und Wärme. Er ging sehr bald nach Deutschland zurück und ließ sich in Karlsruhe nieder. Aber Bernhard Schneider ist ganz „hiesig" geworden, nicht nur leiblich, sondern auch geistig. Die Sujets seiner Gemälde sind meist der Umgebung seiner jetzigen Heimath entnommen, zeichnen sich durch einfache Naturtreue aus, trotzdem sie poetisch verklärt erscheinen. Die Landschaften des Malers wirken besonders durch die Innigkeit der Empfindung, die sich bei einer von aller Effekthascherei absehenden Ausführung auf den Beschauer überträgt. Die Bilder sind von intensiver Wirkung, keine „Blender", die uns auf den ersten Blick bestechen, später aber kalt lassen, sondern solche, die uns beim öfteren Beschauen immer lieber werden. Nur muß man selbst zu poetischem Empfinden geneigt oder auch nur befähigt sein. Wer das aber ist, auf den üben Schneider's Bilder einen unwiderstehlichen und unvergänglichen Reiz.

Eine noch zartere Natur ist Georg Raab, ein Mitglied der jüngsten, erst in neuester Zeit hervortretenden Malergruppe, der wir uns jetzt zuwenden. Kräftige Gegensätze malt er weder in Farbe noch in Licht. Er hat seine besondere Freude an zarten, feingestimmten Tönen, und sucht diese nach jeder Richtung hin zu verwirklichen. Ob Portrait, Landschaft oder Genre, immer weiß er solche Motive zu wählen, die uns durch ihre Bescheidenheit und ihre Noblesse ansprechen. Wie fein empfunden sind die farblichen Unterschiede in seiner „Vestalin", ein Bild, welches trotz dieser Feinheiten eine ausgesprochene dekorative Wirkung besitzt! Aber noch mehr imponiren die kleineren landschaft-

lichen Motive. Eine so einfache Farbensymphonie, wie sie in seinem „Sonnenaufgang auf dem See" enthalten ist, sieht man selten. Das ganze wirkt wie ein matter Opal, durch dessen zartes Grau brilliante Farben schimmern. Die Gegensätze zwischen der festen grauen Wolkenwand, der klaren Luft darüber und der flimmernden Wassermasse im Vordergrunde, sind bei aller Gleichheit im Ton doch entzückend auseinander gehalten. Das Bild ist nicht nur ein Stück ausgezeichneter Naturtreue und wahren Realismus, es ist zugleich Poesie und Farbenmusik, die uns das Herz erfrischt und erhebt.

Dasselbe gilt von einer Landschaft, die „Im Juni" betitelt und deren Motiv dem Menomonee-Thal entnommen ist. Der zarte Luftschleier, der das junge Grün der Bäume abschwächt und dem Hintergrunde einen so wunderbaren Reiz verleiht, das ausgezeichnet gelungene Wasser und die glückliche Auswahl der Szenerie — Alles zusammen giebt ein Bild, in das man sich verlieben muß.

Ein Poet unter den Malern ist Fritz Kerl. Er beschäftigt sich nicht mit Dem, was Jeder mit seinen Alltagsaugen sieht. Er malt nicht grüne Bäume, blaue Wasser und weiße Wolken um ihrer selbst willen, sondern was seine Seele bewegt, sein Herz erwärmt. Eine seiner poesievollsten Arbeiten ist ein kleines Bildchen, welches er „Stille Wasser sind tief" genannt hat. Die geheimnißvolle Einsamkeit, das Schweigen der Natur, der glatte schwarze See mit dem weißen Nachen am Uferrand, sie versetzen uns sofort in süße, melancholische Träumerei. Dazu ist die Komposition, wie bei allen Bildern Kerl's, eine äußerst geschickte. Durch den weiten Vordergrund, der als eine flache Masse, nur von einem schmalen Fußpfad durchschnitten, daliegt, kommt der See mit dem gegenüberliegenden Ufer um so mehr zur Geltung.

Seinen treuen Begleiter, einen rothbraunen „Setter", hat er in einem Bilde verewigt, das zu den Besten des Künstlers gerechnet werden darf. Es ist eine Landschaft am Nagawicka-See. Den Hintergrund bilden die ruhige Wasserfläche und die waldigen Ufer in der Ferne, über denen eben der große rothe Mond aufgeht. Im Vordergrunde aber steht

bis an die Knöchel im Wasser zwischen hohem Schilf der treue „Sport", zum Apportiren bereit. Der warme Glanz des westlichen Abendhimmels ist über dem ganzen Bilde ausgebreitet und glüht förmlich auf dem glatten Hundepelz.

Als eine vorzügliche Portraitmalerin, namentlich von Kinderportraits, hat Frau Jahn-Heynsen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ihre Portraits sind sorgfältig und charakteristisch gezeichnet, breit gemalt und individuell in der Auffassung. Was sich bei einem Portraitmaler eigentlich von selbst versteht, vom prunkliebenden Publikum aber leider nur zu oft ignoriert wird, nämlich die Unterordnung der Staffage und Gewandung unter das Gesicht und dessen Ausdruck, hält diese Malerin mit anerkennenswerther Konsequenz aufrecht. Am liebsten läßt sie bei Kinderportraits das Kleid ganz fort. Eins war in der Industrie-Ausstellung von 1899 ausgestellt: Ein prächtiger goldlockiger Cherub mit dunkeln Augen und dicken rosigen Lippen. Die zarte warme Gesichtsfarbe und die weichen vollen Formen sind vorzüglich gelungen, sowie die Behandlung bei aller Einfachheit eine höchst künstlerische. Es ist eine Farbenharmonie in Rosa, Gold und Grau, und in der sicheren Erkenntniß, daß jeder weitere Farbton störend gewirkt hätte, wurde die Gewandung ganz fortgelassen.

Zu wenig in die Oeffentlichkeit tritt der Portrait- und Genre-Maler Christ. Sprinkmann. Seine Bilder zeichnen sich durch Intimität und Lebenswahrheit aus. Aufsehen erregte in der Bildergallerie der Industrieausstellung von 1901 ein von Sprinkmann gemaltes Portrait des Milwaukee'rs H. D. Frank.

Von den Vertretern der neueren Richtung, die derb realistisch auftreten und hauptsächlich der eigenen Individualität Ausdruck geben wollen, sind zwei jugendliche Maler zu nennen, die beide geborene Milwaukee'r, zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Es sind Louis Mayer und Alexander Müller. Sie gehören zu den „Jungen", die sich nicht auf der gut gepflasterten Landstraße halten, sondern gelegentlich

Streifzüge machen in romantische Wildniß, in Einöden und Wüsteneien. Für sie hat es größeren Reiz, verborgene Seitenpfade aufzusuchen, auf denen jede neu entdeckte Schönheit ihnen Offenbarung ist.

Wenn jüngere Künstler in die Oeffentlichkeit treten, denen ein ausgesprochenes Talent nicht abgeleugnet werden kann und in denen etwas Neues, Ungewohntes, Forsches steckt, das auf den ersten Blick nicht gleich ganz verständlich wird, so ist das große Publikum gewöhnlich dafür nicht zu haben. Es spricht von gährendem Most und jugendlicher Unreife, die sich klären müsse. Das sind meistens nur leere Redensarten, hinter denen sich entweder Unkenntniß oder Bequemlichkeit versteckt. Man geht der unbequemen Pflicht, seine Anschauung durch genaue, vorurtheilsfreie Beobachtung zu erweitern und zu vertiefen, aus dem Wege und braucht das Bild vom Most, der sich zum köstlichen Weine erst herausklären müsse.

Auch der „Federweiße" hat seine Vorzüge. Vor Allem ist er „ein Saft, der eilig trunken macht". So ist Mancher berauscht gewesen, der Louis Mayer's symbolisches Gemälde „der Frühling" gesehen, ein Bild voller Farbenpracht, voller Gluth, voll tiefer Empfindung. Es führt uns einen Künstler vor, der sich losgelöst hat von konventioneller Mache und gehaltloser Schablone. Ihm ist zu wünschen, daß er weiter gährt, viel in sich aufnimmt und viel verarbeitet; daß er sich nicht mit dem zufrieden giebt, was er bis jetzt gelernt und ihm von Anderen überkommen ist, sondern daß er Herz und Augen offen hält für alles Schöne und Erhabene, ob dies bereits als solches gestempelt und anerkannt worden ist oder nicht. Vorwärts muß der Künstler schreiten, ein Jeglicher auf seine Art, nur so kann er es zu etwas Selbstständigem und Bedeutendem bringen.

Daß die beiden genannten jungen Künstler selbständig sind und auf eigener Bahn voranschreiten, zeigt jedes ihrer Gemälde. Frei wollen sie sein und ihrer eigenen Individualität Ausdruck geben. Und wer Louis Mayer's Gemälde „Harmonie" oder "A Girl of to-day" oder "A Coming Man" gesehen, der bewundert die schöne Farbenharmonie und

die anspruchslose Technik; er sieht sofort, daß ihm der angenehme Gesammteindruck des Bildes die Hauptsache ist. Dabei ist der junge, im Jahre 1869 in Milwaukee geborene Künstler ein vortrefflicher Figurenmaler und Portraitist.

Wie Mayer so ist auch Alexander Müller einer der Jungen, die sich nicht auf dem schöngepflasterten Wege halten, auf welchem es sich so bequem und geräuschlos fahren läßt. Die Natur hat ihn nicht nur mit kräftigen Gliedern versehen, sondern ihm auch eine gute Portion Muth mit auf den Weg gegeben. Er wagt es, von der ebenen Landstraße abzubiegen und zu malen, was Andere unschön und häßlich erachten; aber er weiß den Reiz der Natur auch da zu finden, ihn festzuhalten und ihn dem Beschauer mitzutheilen. Sein "Country Road" ist ein solches Bild. Ein gräßlich heißer Sommertag, drückende Mittagsonne, einförmig klarer Himmel, struppiges Unkraut zu beiden Seiten des Fahrwegs — hinten eine rothe Scheune zwischen Bäumen hervorlugend. Ist dem Schönheit abzugewinnen? Aber man betrachte das Bild ein Weilchen, und man wird von der Schönheit, die er, der Maler, hier erblickt hat, selbst überzeugt sein. Seine helle Freude aber hat man an der Art, wie der Maler mit seinen Farben gewirthschaftet hat, und gerade die vorzügliche Wiedergabe der brennenden Mittagssonne ist sein Triumph. Dieser Effekt ist vor Allem durch die sehr geschickte Auseinanderhaltung der verschiedenen Töne und die äußerst lebhafte technische Behandlung erzielt worden. Wir haben uns angewöhnt, die Natur in erster Linie plastisch anzusehen und die Farbe erst in zweiter Linie in Betracht zu ziehen. Kommt nun ein Kolorist, der vor Allem den Farbenreiz zur Geltung bringen will, so wirkt das zuerst etwas befremdend. Aber hat er nicht ein volles Recht zu seiner Anschauungsweise?

Eine prächtige Farbenwirkung erreicht Alexander Müller in seinem Gemälde „Abendbeleuchtung nach dem Gewitter". Hier wirken die Farben in größeren geschlossenen Massen, wie das die Wiedergabe der schweren, geheimnißvollen Gewitterstimmung erheischt. In allen seinen

Gemälden ist es die Stimmung in der Natur, welche Müller reizt und welche er durch eine absolut farbliche Auffassung wiedergiebt. Auch weiß er Figuren in seine Bilder hineinzumalen, die sich dieser Stimmung vorzüglich anpassen und sie womöglich noch erhöhen. Besonders fein empfunden sind seine Zwielichtstudien. Bei seinen Portraits weiß er alles Nebensächliche in zarten, harmonischen Tönen zusammenzuhalten, während der Kopf charakteristisch aus der farbigen Umgebung heraustritt und so eine vorzügliche Bildwirkung erzielt wird. Sein Gemälde „Mein Vater" hat ihn in dieser Branche in die vorderste Reihe unserer heimischen Künstler gestellt.[6])

Soviel über die Maler Wisconsin's, die mit wenigen Ausnahmen deutscher Abkunft sind und deutschen Meistern ihre Ausbildung verdanken. Der Malerei gegenüber tritt die Schwesterkunst der Skulptur in Bezug auf Bedeutung und Menge des in Wisconsin Geschaffenen zurück, doch hat auch sie einige Namen von gutem Klange aufzuweisen, deren Träger eine Zeitlang in Wisconsin gelebt und geschaffen haben. Von solchen sei der Bildhauer Loeher erwähnt, ein Verwandter jenes ersten Geschichtsschreibers der Deutschen in Amerika, der im ersten Bande dieses Werkes rühmend genannt wurde; und ferner der noch heute in Milwaukee verweilende Bildhauer Paul J. Kupper. Der Letztgenannte ist in weiten Kreisen bekannt geworden durch die lebenswahre Figur eines Dachses, des Sinnbildes des Staates Wisconsin, welche er für das Kriegsschiff „Wisconsin" als Geschenk des Staates modellirte.

Als Bildhauer plastischer Kunstwerke ist auch Karl Kuehns zu erwähnen, von dem eine ganze Anzahl von Arbeiten öffentliche und private Gebäude schmücken. Das Wappen des Staates Wisconsin im Kapitol zu Madison, die Handel und Industrie darstellende Gruppe im Sitzungssaale des Countygebäude von Milwaukee, die Statue der

6) Mueller ist in alljüngster Zeit mit einem größeren Gemälde neuerdings vor die Oeffentlichkeit getreten. Dasselbe ist betitelt „Die Versuchung" und erregt durch die Kühnheit seiner Conception wie auch durch die brilliante Technik berechtigtes Aufsehen.

Germania auf dem gleichnamigen Gebäude, die ergreifende auf Johannis 18—21 basirte Anbetung des Lammes in der St. Stanislaus-Kirche in Milwaukee, ferner die dekorativen Arbeiten im Innern des Alhambra-Theater, im Freimaurer-Tempel und in einer Reihe von Theatern im Innern des Staates stammen von diesem strebsamen, seit 1881 hier ansässigen Schüler Lessings.

Der Sinn und das Verständniß für die bildenden Künste sind in Wisconsin hauptsächlich von dem deutschen Element geweckt worden. Die ideale Seite der Sache war fast ausschließlich die Domäne der Deutschen, die praktische übernahm zum großen Theile der Anglo-Amerikaner. Die Privatsammlungen von John H. Van Dyke, E. P. Allis, Frank Bishop Jr. und Anderen bergen wahre Kunstschätze. Dem Schlachthaus-Besitzer Frederick Layton dankt Milwaukee die ständige, öffentliche Bildergallerie. Der großartige Zug des Amerikaners, den er bei Stiftungen und Schenkungen so oft beweist, offenbarte sich auch hier. Das in klassischem Stil errichtete Gebäude, eine vorzügliche Kollektion guter Bilder, die Fonds zur Erhaltung der Anstalt — Alles zeugt von der unbeschränkten Freigebigkeit dieses Kunstenthusiasten. Er schuf — ein ganzer Mann — etwas Ganzes. Deutscher Idealismus und amerikanische Willenskraft, beide vereint und verschmolzen, was werden sie in der Zukunft der Welt noch Herrliches bieten!

Es wäre gewiß verfehlt, wollte man den Einfluß des Deutschthums auf das Kunstleben unseres Gemeinwesens einfach damit für geschildert halten, daß man eine mehr oder weniger vollständige Liste aller Künstler von deutscher Geburt oder Abstammung, die hier gelebt und gewirkt haben, aufstellte. Weit wichtiger ist es, daß die spezifisch deutsche Art des künstlerischen Ausdruckes auf unsere heimische Kunstentwickelung durch Beispiel und Lehre ihren gebührenden Einfluß gewinne. Die amerikanische Malerei steht im Ganzen der deutschen Kunstrichtung ziemlich fremd gegenüber. Ihre Vorbilder sind zu finden in Italien und Frankreich. Da ist es denn von Wichtigkeit, daß sich hier in Wisconsin eine Gruppe von Künstlern gefunden hat, aus deren Werken in

technischer Hinsicht wie in Bezug auf den idealen Gehalt der deutsche Geist spricht, damit auch in diesem Zweige unserer nationalen Entwickelung der deutsche Genius seinen Beitrag liefere.

Diese Einwirkung deutscher Kunstgedanken ist in dem Geschmack unseres Publikums deutlich wahrzunehmen, und mehr noch ist dies der Fall auf dem Gebiete der Baukunst. Nicht wenige der bedeutenderen Gebäude in Milwaukee und anderen Städten zeigen klar, daß aus der Zeit der deutschen Spätgothik und Renaissance überkommene Motive dem Architekten vor Augen geschwebt haben. Auch auf diesem Felde ist die Reihe tüchtiger Meister von deutschem Namen und Geblüt eine lange. Von ihnen seien nur zwei erwähnt: H. C. Koch, der Erbauer des Rathhauses zu Milwaukee, in welchem durch die Lage und Gestalt des Bauplatzes gegebene ungewöhnliche Schwierigkeiten auf äußerst geschickte Weise überwunden sind; und Alfred C. Clas, der in Gemeinschaft mit seinem anglo-amerikanischen Kollegen Ferry die beiden besten Monumentalbauten des Staates Wisconsin, die Bibliotheken zu Milwaukee und Madison, in Anlehnung an deutsche Muster geschaffen hat.

Viertes Kapitel.

Weitere politische Kämpfe.

Die Liberal-Republikanische Bewegung, welche bereits im Jahre 1872 während der Greeley-Kampagne eine Menge von Deutsch-Amerikanern in die Reihen der Gegner der herrschenden Partei geführt hatte, war während der zweiten Administration General Grant's noch gewachsen. Die Uebelstände seiner ersten Verwaltung, die ihm eine so bedeutende Gegnerschaft im eigenen Lager zugezogen, hatten sich eher verschlimmert als verbessert. Mehr noch als vor vier Jahren entsprach jetzt (1876) jene Erklärung der Wahrheit, welche am 6. August 1873 in der Musik-Akademie Milwaukees von den Deutsch-Amerikanischen Delegaten erlassen worden war und schonungslos die bestehende Korruption bloßstellte:

„In neuerer Zeit werden die Angelegenheiten des Staates wie der Nation augenscheinlich mehr zum Vortheile politischer Faktionen als im Interesse des Volkes geleitet. Die Republikanische Partei — einst eine Vereinigung von Staatsmännern zu patriotischen Zwecken — ist zu einer bloßen Maschine in den Händen einer kleinen Anzahl selbstsüchtiger Individuen geworden, um sich im Besitze der Macht und der öffentlichen Aemter zu erhalten. In allen Zweigen unserer Regierung tritt Korruption zu Tage. Geheime und petuniäre Einflüsse werden im

großen Maßstabe aufgeboten, um auf die Wahlen einzuwirken. Korrupte Verbindungen erhalten Individuen im Besitz von Aemtern, von denen das Volk entschieden nichts wissen will. Die öffentlichen Kassen sind den Raubgriffen Privater ausgesetzt. Bundesländereien und Gelder der Nation werden politischen Schmarotzern und mächtigen Korporationen ausgeliefert, deren Alles verdrängende und beständig wachsende Macht gerechte Ursache zu Besorgnissen bietet. Ja sogar unter dem Deckmantel, Christlichkeit und gute Sitten zu fördern, werden von Parteihäuptern Geheim-Verbindungen in's Leben gerufen, um die Wahl von Parteiwerkzeugen durchzusetzen."

Diese scharfen Worte waren durchaus nicht übertrieben. Die unter der Administration Grant's eingerissene Korruption war nicht auf die Beamtenkreise beschränkt geblieben, sie hatte viele Schichten des Volkes durchfressen. Die natürlichen Begriffe von Recht und Unrecht waren mehr oder weniger im ganzen Volke durch das von Oben gegebene Beispiel verwirrt, besonders die politische Moral ließ Vieles zu wünschen übrig. Geldgier und die Sucht, mühelos reich zu werden, waren mit Schluß des Bürgerkrieges an die Stelle der alten einfachen Verhältnisse getreten.

Wisconsin machte in dieser Beziehung keine Ausnahme, und leider darf nicht verschwiegen werden, daß das wegen seiner Ehrlichkeit sonst vortheilhaft bekannte deutsche Element in vielen Fällen mit in den allgemeinen Strudel gerissen wurde. Das Deutschthum von Wisconsin mußte erleben, daß nicht nur unter den im Jahre 1875 und 1876 in Milwaukee verurtheilten Steuerdefraudanten sich eine Reihe deutscher Brennereibesitzer befanden, sondern daß zu derselben Zeit der deutsche Schatzmeister von Washington County und die deutschen Townschatzmeister von Port Washington und West Bend grobe Unterschleife begangen hatten. Das Schimpfliche dieser Defraudationen schien der großen Menge gar nicht mehr zum Bewußtsein zu kommen. So geschah es, daß man den Verurtheilten vielfach offene Sympathie entgegenbrachte, und in der Presse nur vereinzelt Stimmen gegen die widerliche

Gefühlsduselei laut wurden, welche ihnen in weiten Kreisen des Publikums zu Theil wurde.

„Angesichts dieser Thatsache", schreibt die „Germania" vom 11. Juli 1876, „müssen wir immer wieder daran erinnern, daß die schmählichen Whiskey-Betrügereien einen Schatten auf die so viel gepriesene deutsche Ehrlichkeit werfen. Nicht etwa darum allein, weil die Mehrzahl der Steuerbetrüger der deutschen Nationalität angehört, sondern weit mehr, weil leider ein großer Theil unseres Deutschthums sich lange Zeit die Wahrheit anzuerkennen weigerte, daß Diebstahl Diebstahl und Betrug Betrug ist, und daß, wenn ein Unterschied besteht zwischen dem in Rohheit, Unwissenheit und in Gesellschaft von Verbrechern aufgewachsenen Diebe, der eine goldene Uhr stiehlt, und dem angeblich den „gebildeten Klassen" angehörenden Gauner, der den Staat — bei uns also das Volk — um Hunderttausende bestiehlt, dieser Unterschied zweifellos dem ersteren zu Gute kommt." Und an anderer Stelle: „Die Ursache der beklagenswerthen Thatsache, daß in Milwaukee und seiner nächsten Nachbarschaft einem Theil der Deutschen der Maßstab für Recht und Unrecht abhanden gekommen ist, führen wir auf das leider ja meist deutsche Whiskeyschwindlerthum zurück. Die empörende Frechheit, mit welcher die hervorragendsten Steuerbetrüger ihr so leicht erworbenes (gestohlenes) Geld unter die Leute werfen; der von ihnen gepredigte Grundsatz: leben und leben lassen; die Wahrung eines gewissen äußeren Scheines, wobei die Leute, die wir hier im Auge haben, selbst die Maske der Wohlthätigkeit nicht verschmähen, bestachen selbst wohlmeinende und persönlich ehrliche Leute, kauften das gewissenlose Politikerthum beider Parteien und blendeten die urtheilslose oder urtheilsfaule Menge. Die Führer des Whiskeyringes galten als die Führer des Deutschthums. Sie kommandirten in der Politik, herrschten in vielen deutschen Vereinen und gaben in gewissen Kreisen den Ton an. Mit dem sogenannten „einflußreichen" Theile der Presse standen sie auf dem besten Fuße; und als es einem kleinen Theile des hiesigen Deutschthums doch zu viel wurde, daß selbst ein Kongreßsitz an den

Whiskeyschwindel verkauft werden sollte, da mußte es sich von einer hiesigen Zeitung „Dummköpfe und Duselpeter" schimpfen lassen!" —

Was Carl Schurz schon zur Zeit der Greeley-Kampagne im Jahre 1872 als die Folgen der Fortdauer der Republikanischen Herrschaft vorausgesagt hatte — die „Verwirrung des Begriffs von Recht und Unrecht" — war eingetroffen, und die Klarblickenden des Volkes sahen mit Staunen und Erschrecken, wie weit die Dinge gekommen.

In der Natur der Sache kommt jedoch unter solchen Umständen stets eine solche Zeit, wo das Volk sich auf sich selbst zu besinnen pflegt und kategorisch einen Wechsel verlangt. Die Nationalwahl von 1876, die Tilden-Hayes-Kampagne, bot die Gelegenheit; und thatsächlich erhielt der Demokrat Tilden eine Majorität der abgegebenen Volksstimmen, aber infolge der Entscheidung einer speziell eingesetzten Wahlkommission nur eine Minorität der Electoralstimmen. So verblieb die Republikanische Partei einstweilen noch in der Herrschaft.

Wisconsin, das seit dem Jahre 1860 in jeder Nationalwahl überwiegende Republikanische Majoritäten abgegeben hatte, blieb auch diesmal im Republikanischen Lager, wenn auch die für Hayes erzielte Pluralität auf 6,141 Stimmen herunterging. Aber das Gefühl einer nothwendigen Aenderung und der Drang zur Umkehr auf den Weg der Rechtlichkeit und gesunder Verhältnisse war unter der deutschen Bevölkerung doch zum Durchbruch gekommen, und große Demokratische Mehrheiten zeigten sich wiederum in den vorwiegend von Deutschen besiedelten Counties, von denen freilich die meisten stets Demokratische Mehrheiten gegeben hatten.[1])

Die Persönlichkeit des Demokratischen Präsidentschaftskandidaten war insbesondere dazu angethan, die deutschen Stimmgeber auf seine Seite zu ziehen. Selbst die Gegner Samuel Tilden's mußten den Muth und die Ueberzeugungstreue anerkennen, mit welchen dieser kleine

1) Calumet County gab 1133 Stimmen Majorität für Tilden, Dodge 3125, Fond du Lac 815, Jefferson 1260, Kewaunee 1093, Manitowoc 1208, Marathon 1128, Milwaukee 2045, Outagamie 1749, Ozaukee 1897, Sheboygan 409, Washington 1726.

Mann von Stahl und Eisen Tammany und den Kanalring befehdete und der tief eingewurzelten Korruption in der Verwaltung New Yorks temporär ein Ende machte. Durch seine Bekämpfung des Kanalrings mit seinen weitverzweigten Verbindungen hatte Tilden zum ersten Male seit langer Zeit wieder das öffentliche Vertrauen geweckt und festgestellt, daß die großen Korporationen nicht außerhalb der Gesetze und über diesen stehen. An seinen Namen knüpfte sich die Hoffnung auf weitgehende Reformen, ehrliche Verwaltung und eine Wiedererweckung der politischen Moral. Daß dieser Mann in einem überwiegend von Deutschen bevölkerten Staat wie Wisconsin nicht eine Mehrheit erhielt, nimmt auf den ersten Blick Wunder, denn der von Carl Schurz seit seinem Eintritt in das politische Leben gepredigte Grundsatz, daß man nicht Sklave seiner Partei sein dürfe, sondern daß politische Unabhängigkeit das leitende Motiv eines guten Patrioten sei, war auch in großem Maße von den deutschen Stimmgebern als Maxime anerkannt worden. Und doch hielt die Masse des Volks an den Republikanischen Parteibanden fest. Wie kam das nun?

Zuvörderst waren es wieder materielle Gründe. Trotz der Verschleuderung öffentlicher Gelder, die man der Republikanischen Herrschaft vorwarf, hatte sich die Finanz- und Zollpolitik doch für das Land als heilsam und ersprießlich erwiesen. Vor Allem war es die Verringerung der ungeheuren Kriegsschuld[2]) welche von der Republikanischen Partei mit Erfolg angestrebt wurde. Ein Theil der hochverzinslichen Schuld war bereits zu einem niedrigeren Zinsfuß fundirt worden und eine erhebliche Summe abbezahlt. Weitere Rückzahlungen wurden durch eine Steigerung der Einnahmen, durch Erhöhung der Inlandsteuern auf Tabak und Spirituosen, sowie durch Beibehaltung des bestehenden hohen Schutzzolls in nahe Aussicht gestellt. Dann war auch durch ausgedehnte Begünstigung des National-Bank-Systems die Nachfrage nach Vereinigten-Staaten-Bonds im einheimischen Markte künstlich ver-

2) Die Kriegsschuld hatte am 1. August 1865 die enorme Höhe von $2,756,431,571 erreicht.

schärft und folgerichtig eine größere Stetigkeit in deren Werth erzielt worden. Zudem hatte die herrschende Partei der „Greenback-Inflation" gegenüber einen festen Standpunkt gewahrt und erst vor Jahresfrist (1875) Schritte gethan, die Münzzahlung wieder aufzunehmen. Der vom Kongreß angenommene „Resumption Act" bestimmte, daß vom 1. Januar des Jahres 1879 an die Regierung der Vereinigten Staaten die ausstehenden „Greenbacks" auf Verlangen gegen Metallgeld einlösen solle. Ferner bestimmte das Gesetz die Ausgabe von 4½% und 4% Obligationen, nur für Gold verkaufbar, deren Ertrag einerseits zur Einziehung der noch ausstehenden hochverzinsten Obligationen, andererseits als Goldreserve zu thatsächlicher Bewerkstelligung der Zahlung in Gold nach dem 1. Januar 1879 dienen sollte. Zu alle dem kam, daß die wirthschaftliche Krisis von 1873, welche die Vereinigten Staaten, sowie die alte Welt in ihren Grundfesten erschüttert hatte, merklich nachzulassen und der nationale Wohlstand, von außergewöhnlichen Glücksumständen begünstigt, wieder aufzublühen begann. Eine liberale Unterstützung der transkontinentalen Eisenbahnen und Verbesserung der Wasserwege durch nationale Garantie und Landschenkungen trugen ebenfalls bedeutend dazu bei, der Republikanischen Partei Anhang und Stimmen zu verschaffen. Ein ungeheurer Strom von Einwanderern — eine direkte Zunahme von Kapital und Arbeitskraft — ergoß sich wiederum in das Land. Durch die Einführung neuer arbeitsparender Maschinen, sowie Erfindungen aller Art erhielt fast jeder Zweig der heimischen Industrie neue Impulse, und die Landwirthschaft konnte mit dem geringsten Aufwand von Kraft die größten Resultate erzielen.

Das Alles sprach zu Gunsten der herrschenden Partei, während gegen die Demokratie noch Argwohn vorwaltete und Zweifel gegen ihre ehrliche Unterwerfung unter die durch den Friedenschluß geschaffene neue Ordnung noch immer nicht schwinden wollte. „Eine bis zur Unvernunft gesteigerte Antipathie gegen Alles, was Demokratisch heißt", wie Senator Cotzhausen in einer Rede die Stimmung trefflich defi-

nirte,[3]) beherrschte weite Kreise des Volkes und ließ sie nicht glauben, wie emphatisch die Demokratischen Redner es auch versichern mochten, daß die Demokratie von 1876 nicht mehr die Partei von 1856 sei. Die Sünden der Väter rächten sich jetzt an den Kindern. Diese Stimmung, welche dem einfachen Manne, der die Verhältnisse nicht genauer studiert, in keiner Weise übel zu nehmen ist, hatte sogar die gebildetesten Kreise durchdrungen und zwar so sehr, daß selbst Carl Schurz von einem Siege der Demokratie befürchtete, es möchten durch ihn „bei den gesetzlosen Elementen im Süden wieder falsche Hoffnungen erregt werden, und gewaltthätige Exzesse und reaktionäre Versuche sich mehren."[4])

Mehr als diese entschieden übertriebenen Befürchtungen mochte aber die Finanzpolitik die Stimmgeber im Republikanischen Lager festhalten. Auf diesem Gebiete herrschte im Demokratischen Lager keine Einheit. Der Präsidentschaftskandidat war zu Gunsten der „Baarzahlung", während sein Ticketgenosse Hendricks als „Weichgeldmann" bekannt war. Auch war im Falle eines Demokratischen Sieges die Furcht nicht unbegründet, daß die Inflationisten und Gegner der Wiederaufnahme der Baarzahlung im Kongreß die Majorität erhalten würden, und der etwas verworrene finanzielle Zustand auf unbestimmte Zeit, zum Schaden des Kredits der Vereinigten Staaten fortdauern möchte. In dieser Beziehung kann die Kampagne von 1876 als ein Vorspiel zu der großen „Gutgeldschlacht" von 1896 betrachtet werden. Wie in neuerer Zeit die Deutschen fast wie ein Mann gegen „Sechzehn zu Eins" in's Feld zogen, so traten sie in kleinerem Maßstabe auch bereits damals für die ehrliche Bezahlung aller Schulden in vollwichtigem Geld ein.

Diese letzteren Gründe, verbunden mit der Befürchtung, der persönlich unantastbare Tilden möchte sich nicht als der starke Meister und

3) Rede in der Musikakademie zu Milwaukee am 23. October 1876 über das Thema: „Politische Unabhängigkeit."

4. Brief von Carl Schurz an Oswald Ottendorfer, in welchem er seine Parteinahme für Hayes begründet. Besprochen und theilweise zitirt in der „Germania" vom 31. Juli 1876.

Bändiger seiner Partei erweisen, haben wahrscheinlich Carl Schurz und ihm folgend andere Führer der Deutsch-Amerikaner, Männer wie Friedrich Münch, Richter Stallo, Gouverneur Körner u. s. w. bewogen, in dieser Kampagne für Hayes Stellung zu nehmen. Von Schurz besonders erregte dies allgemeines Aufsehen. Der war noch kurze Zeit zuvor mit Entschiedenheit gegen die Wiedererwählung Grant's und für Horace Greeley in die Schranken getreten. Die Anklagen, welche er damals gegen die Administration schleuderte, waren heute noch ebensowohl begründet, wie vier Jahre zuvor. Die Leitung der Republikanischen Partei war seitdem nicht reformirt worden; die gegebenen Versprechungen fast alle unerfüllt geblieben, vor Allem jenes Gelübde der Reform des Zivildienstes, für die Schurz seit acht Jahren unermüdlich thätig gewesen war. Sodann soll in einer Konferenz einzelner Republikanischer Führer Schurz, bezugnehmend auf Hayes' Vorliebe für die Prohibitionisten, die Aeußerung gethan haben: "That disposes of Mr. Hayes". Und nun kam er, der eifrigste Verfechter der Liberal-Republikanischen Sache, nach einer Unterredung mit Hayes auf einer obskuren Bahnhofstation — wie bekannt wurde — doch für den Kandidaten der „Maschine" heraus. Als nach der Wahl Schurz mit dem Sekretariat des Innern betraut wurde, machte sich natürlich die Verläumdung schnell an ihn heran, und es wurde behauptet, daß er dies Amt als Lohn für seine Stellungnahme sich ausbedungen habe. Ein solches Schachermotiv einem Manne wie Schurz unterlegen zu wollen, ist einfach absurd. So ehrgeizig er auch sein mag, nach Allem, was man von ihm wußte, durfte man ihn so niedriger Beweggründe niemals zeihen.[5]) Die Wahrscheinlichkeit ist, daß die ungesunde Stellung der Demokratischen Platform in der Geldfrage ihn hauptsächlich bewog, für die Republikanische Partei ins Feld zu gehen. Schurz sah in dem Verlangen der betreffenden Platform nach Widerruf der Baarzahlungsakte

5) Vergleiche die Briefe von Schurz an den Kongreßabgeordneten Potter im Anhange des ersten Bandes.

einen direkten Versuch der Repudiation eines feierlich vom Kongreß gegebenen Versprechens. Ein solcher Schritt wäre ihm als Verrath und Betrug erschienen, dessen sich jeder aufrichtige, ehrliche Mann hätte schämen müssen. Neben diesem Grunde giebt Schurz in dem bereits erwähnten Briefe an die New Yorker Staatszeitung noch eine Reihe anderer Motive an, die ihn zur Parteinahme für Hayes und die von ihm vor vier Jahren so grimmig befehdete Republikanische Partei bestimmten. So führt er aus, daß die Erwählung von Hayes mehr als jene Tilden's zur Beseitigung der Korruption und zur Einführung wirklicher Reformen beitragen werde. Er erkennt zwar die Leistungen Tilden's gegen den Kanalring an, aber das „Ringbrechen" sei der geringste Theil der Reformarbeit. Hayes würde als ein Mann von Rechtschaffenheit, Ehrgefühl und Energie das ebenfalls thun und habe durch Abweisung eines zweiten Termins seine Absichten klar ausgesprochen. Von einem Republikanischen Siege erwartete er zunächst und zu allererst die Anwendung des ganzen konstitutionellen Einflusses der Exekutivgewalt zu Gunsten einer schleunigen Wiederherstellung der Baarzahlung. Sodann hoffe er auf die Beseitigung der schlechten Beamten und die konsequente Durchführung der Zivildienst-Reform seitens des Präsidenten, soweit dessen konstitutionelle Macht reiche. Schließlich erwarte er die gewissenhafte Ausführung der Gesetze, verbunden mit einer gerechten, versöhnlichen, Eintracht und ehrliche Regierung befördernden Politik dem Süden gegenüber.

Das energische Eintreten von Schurz sowie des außerordentlich beliebten früheren Gouverneurs Eduard Salomon, mußte in Wisconsin, wo diese beiden Männer ihre amerikanische Jugend verlebt und wo sie das Volk noch immer als die Ihrigen betrachtete, von starker Wirkung sein.

Eine Reihe von Männern, die noch im Jahre 1872 mit warmem Herzen für die Liberal-Republikanische Bewegung gewirkt hatten, fielen wieder in Reih und Glied zurück. Auch die deutschen Republikanischen Zeitungen im Staate, die bisher die Mängel der Grant'schen

Administration schonungslos blosgestellt hatten, wie z. B. die Milwaukee Germania, traten bald, dem Beispiel von Schurz und Salomon folgend, mit ganzer Wucht für das Republikanische Ticket ein. Noch am 11. Juli 1876 hatte die erwähnte Zeitung geschrieben: „Nicht gegen die persönliche Ehrenhaftigkeit und den guten Willen des Herrn Hayes richten sich die Bedenken der politisch Unabhängigen. Aber es ist die Frage, ob Herr Hayes im Stande sein würde, seine zweifellos guten Absichten auch gegen den Willen der eigenen Partei durchzuführen." Aber jetzt, nachdem Schurz und Salomon Stellung genommen, waren diese Zweifel verstummt und Alles stieß wieder in das Republikanische Horn. Gouverneur Salomon, der nach Beendigung des Krieges in New York ansässig geworden war, sprach in Milwaukee am 21. September, in Fond du Lac am 22. und in seiner alten Heimath Manitowoc am 23. September. Auch er betonte in seinen Reden als Hauptargument die Wiederaufnahme der Baarzahlung als eine Lebensfrage für die Geschäftswelt und warnte vor der Unzuverlässigkeit der Demokraten in diesem Punkte.

Schurz sprach vor seinen deutschen Landsleuten in Milwaukee am 8. September 1876 vor einem vollständig überfüllten Hause. Albert Geilfuß stellte ihn der Menge vor, die ihn mit Beifallsrufen überschüttete. Auf der Bühne sah man neben den alten Republikanischen Kämpen manchen Politiker, der noch vier Jahre vorher eifrig für Greeley eingetreten war. Die Liste der Vizepräsidenten setzte sich nach den Zeitungsberichten aus folgenden mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten der „Cream City" zusammen: E. Aschermann, David Adler, Henry Baetz, Geo. Koeppen, Fred C. Winkler, Nathan Pereles, Christian Preußer, Caspar M. Sanger, John Pritzlaff, Julius Wechselberg, Hy. Poppert, Hans Boebel, J. H. Tesch, Chas. Fricke, Rob. Lindblom, Fred Vogel Sr., H. Stern, H. Gugler, Henry Fink, J. Neustadl, H. Mathes, S. Caspary, Geo. J. Schmidt, Ernst Salomon, G. Paulus, Jg. Friedmann, H. E. Louis, Wm. N. Hailman, Geo. Paschen, Ernst Borchert, H. Zautke, A. Warnecke, Geo. Trentlage, Ad.

Eckstein, Emil Schneider, Caspar Hennecke und Fred Tubesing. Auch die Gegner waren vertreten. Als Schurz die Frage erhob, wann und wo die Demokratie je der Reform des Zivildienstes das Wort geredet habe, erhob sich Senator Cotzhausen und wies nach eingeholter Erlaubniß darauf hin, daß seit längeren Jahren die Demokratie Wisconsin's Zivildienstreform an die Spitze ihrer Parteierklärungen gestellt, und nicht allein gepredigt, sondern auch praktisch durchgeführt habe. Am 1. Januar 1874, bei der Einsetzung der Demokratischen Staatsverwaltung seien die Subalternbeamten in den Bureaux des Staatssekretärs Peter Doyle, des Staatsschatzmeisters Ferd. Kuehn und anderer Beamten zum größeren Theil in ihren Stellungen belassen worden.

Unter den Deutsch-Demokraten, welche die Republikanische Partei mit ihrer ganzen Energie bekämpften, stand v. Cotzhausen wiederum in der vordersten Reihe. Er hatte 1873 und 1874 als Staatssenator fungirt und in selbstlosester Weise dem Besten des Gemeinwesens seine Zeit geopfert; er war auch, wie wir bereits ausgeführt, in früheren politischen Kämpfen und bei der Organisation der American Constitutional Union das treibende Element gewesen. Jetzt, wo das Signal wiederum zum Angriff ertönte, blieb er nicht zurück. Seine Rede, die er am 26. Oktober 1876 in der Musikakademie hielt, zeichnete sich neben der Wucht seiner Sprache wie immer durch scharfe Logik aus. Aber sie war auch noch in anderer Beziehung bemerkenswerth.

Zum ersten Mal waren während dieser Kampagne die Sozialisten aktiv hervorgetreten. Ihre äußerliche Thätigkeit war allerdings hauptsächlich auf Unterbrechung oder lärmende Störung Republikanischer und Demokratischer Wahlversammlungen beschränkt geblieben. Einige Male war ihnen das bereits vortrefflich gelungen. So war eine am 9. Oktober in der Nordseite-Turnhalle anberaumte Demokratische Versammlung, in welcher Emil Wallber und Dr. Wilhelm Vette Ansprachen halten sollten, durch das massenhafte Einströmen der Störenfriede in ein sozialistisches Pauwau verwandelt worden, in dem dann Gustav Lyser und der feurige, aber sehr verschwommene „Joe" Brucker

ihre Brandraketen vom Stapel ließen. In den wirthschaftlichen Verhältnissen jener Zeit konnte eine logische Begründung sozialistischer Bestrebungen noch nicht gefunden werden; die jugendlichen Volksbeglücker, die an der Spitze standen, waren von persönlichem Ehrgeiz mißleitete Männer, bei denen Skandalsucht und das Bestreben, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die Hauptmotive bildeten. In dieser Versammlung in der Musikhalle lag nun unstreitig die Absicht vor, wiederum durch massenhaftes Auftreten zu stören und durch Zwischenfragen den Redner aus dem Konzept zu bringen. In dieser Beziehung kamen sie aber bei v. Cotzhausen an den unrechten Mann. Im Laufe seiner Rede unterbrach man ihn und überreichte ihm vier Fragen, welche als „Sozialistische Fußangeln" bezeichnet waren; Fragen, die mit dem Zweck der Versammlung nicht das geringste zu thun hatten. Der Redner ging aber mit der größten Freimüthigkeit auf die Beantwortung derselben ein; namentlich die letzte „Fußangel", bezüglich der Noth des Arbeiterstandes und deren Abhülfe, erörterte er eingehend als in den amerikanischen Verhältnissen damaliger Zeit durchaus noch nicht begründet, und erzwang sich durch seine Offenheit und sittlichen Ernst, mit welchem er das Thema behandelte, selbst die Anerkennung seiner radauluftigen Gegner. Man hörte aufmerksam zu, ließ ihn ruhig ausreden und zollte ihm in dem sozialistischen, von Gustav Lyser herausgegebenen Blatte am nächsten Tage ungetheiltes Lob. Der kleine Zwischenfall zeigt wiederum, wie ein Mann, der den nöthigen sittlichen Muth besitzt, einer aufgeregten Menschenmenge ruhig entgegen treten und sie unter seinen Willen beugen kann.

Aber eine Majorität für Tilden konnte mit den besten Kräften in Wisconsin nicht errungen werden. So werthvolle Hilfe auch „Banner" und „Seebote" (letzterer jetzt unter der Redaktion des geistvollen E. A. Knotser) und namentlich der „Nordstern" von La Crosse unter John Ulrich der Demokratischen Sache leisteten, die Majorität der Stimmen in Wisconsin fiel dennoch auf Seite der herrschenden Partei. Diese Nationalwahl sollte das Vorspiel der kommenden Staatskampagne werden.

Mit dem Liebäugeln für ungedecktes Papiergeld in der Staatskonvention in Fond du Lac im Sommer 1877 verlor die Wisconsiner Demokratie für längere Zeit den letzten Halt, den sie noch beim Volke besaß. In der Gouverneurswahl standen sich der Republikaner W. E. Smith und der Demokrat James A. Mallory, beide von Milwaukee, als Gegner gegenüber. Zu ihnen gesellte sich noch als Vertreter der selbstständig auftretenden Greenback-Partei der ebenso wie Mallory beim Volke sehr beliebte E. P. Allis. Aber die Eindrücke der Nationalwahl vom vergangenen Jahre wirkten nach, und Smith gewann einen leichten Sieg über den Demokratischen Mitbewerber. Die ganze Staatsverwaltung, welche seit 1873, mit Ausnahme des in 1875 gewählten Republikanischen Gouverneurs Ludington, Demokratisch gewesen, ging wieder in die Hände der Republikaner über. Die Geschäftsleute und namentlich die Deutschen stimmten für die Republikaner.

Wer aber aus dieser Thatsache den Schluß ziehen wollte, daß die alten deutschen Demokraten damit ihrer Partei definitiv den Rücken gekehrt hätten, der dürfte sich irren. Der Schwerpunkt bei dieser Wahl, die nur der Nachklang der vorhergehenden Nationalwahl zu nennen war, drehte sich wenigstens bei den Deutschen Wisconsin's wiederum hauptsächlich um die Frage: Ehrliches Geld, ehrliches Festhalten an gegebenen Versprechungen, oder nationale Schande, nationaler Bankerott. Mit Entrüstung wandten sich die deutschen Demokraten von einer Platform ab, die ihnen zumuthete, die alten Demokratischen Grundsätze, für die sie Zeit ihres Lebens eingetreten, den politischen Eingebungen des Augenblicks aufzuopfern. Damit aber gaben die alten Kämpen noch lange nicht ihre Partei auf.

Um noch mehr Demokratische Stimmen ins gegnerische Lager zu treiben, hatten sodann einzelne ultra demokratische Zeitungen, wie z. B. „Seebote" und „Banner" in Milwaukee, die große Thorheit begangen, wiederum den „Bierruf" zu erheben. Das Schreckgespenst der von den Republikanern angeblich bedrohten persönlichen Freiheit sollte

die Deutschen im Lager der Demokratie festhalten. Aber der Schwindel war zu durchsichtig und konnte schon deshalb nicht ziehen, weil dieselbe eben erwähnte Fond du Lac Platform sich ausdrücklich für „Local Option" erklärt hatte. Diese Thorheit trug viel dazu bei, daß unabhängige Zeitungen, die bisher auf Demokratischer oder Liberal-Republikanischer Seite standen, wie namentlich der „Nordstern" von La Crosse, für die Republikaner zu Feld zogen.

Die begonnenen Fehler wieder gut zu machen, brach die Demokratische Partei in der nächsten Staatswahl von 1879 mit ihren „Weichgeld"-Neigungen total. „Sie besann sich jetzt plötzlich", wie die „Germania" vom 17. September 1879 ironisch bemerkt, „daß die Lehre von dem ehrlichen Gelde — Gold und Silber — eigentlich eine gute alte Demokratische ist." Aber die Rückkehr erfolgte zu spät, und Gouverneur Smith, der zwei Jahre vorher kaum 10,000 Pluralität erhalten hatte, trug nun mit einer Stimmenmehrheit von 25,000 über seinen Gegner James G. Jenkins den Sieg davon. Wie wenig die Demokraten selbst an einen Erfolg ihrer Sache glaubten, zeigt die Thatsache, daß es längere Zeit dauerte, ehe die Demokratie einen Führer in diesem Kampfe fand. Alexander Mitchell, der auf der Staatskonvention in Madison trotz seines Protestes als Gouverneurskandidat nominirt worden war, lehnte die Ehrung entschieden ab, und der vielbeschäftigte Anwalt Jenkins gab seinen Namen nur deshalb her, weil er die Unwahrscheinlichkeit einer Wahl voraussah. Wohl auch der Voraussicht der kommenden Niederlage war es zuzuschreiben, daß die Demokraten für das den Deutschen herkömmlich zufallende Schatzmeisteramt einen Mann nominirten, der selbst nach dem Urtheil der demokratischen „Staatszeitung" von Madison nicht als Repräsentant des auf seine Abstammung stolzen deutschen Elementes bezeichnet werden konnte. Es war ein Herr Andrew Haben von Oshkosh, der als der Gegenkandidat des tüchtigen und bewährten Richard Guenther in die Arena trat.

Die Demokraten hatten ihren Wagen gründlich in den Sumpf gefahren und sich eine Menge deutscher Stimmen durch geringschätzige

Behandlung dieses bisher meist stramm demokratischen Elementes entfremdet. Die Parteileitung lag in entschieden unfähigen Händen, gegen die sich im eigenen Lager bald eine offene Revolte erhob. Schon im Jahre 1877 hatten Demokratische Zeitungen wie die „Milwaukee Times" und der „Green County Reformer" es offen ausgesprochen, daß der Mangel an gesundem Urtheil und Verwaltungstalent die Niederlage in der Tilden-Hayes-Kampagne herbeigeführt habe. „Wir haben", fährt der Green County Reformer fort, „eine Demokratische Majorität in diesem Staate, und können ihn im nächsten Herbst trotz der Machenschaften der Keyes-Regentschaft gewinnen. Aber zuerst muß die Parteileitung von Stadt und County Milwaukee den Händen der intelligentesten, fortschrittlichsten und einflußreichsten Deutschen von Milwaukee übergeben werden. Dann nominirt als Euren Reformkandidaten den ehrenwerthen F. W. Cotzhausen, der in jeder Beziehung befähigt ist, das oberste Exekutivamt des Staates zu unserer und zur eigenen Ehre zu verwalten. Er würde das volle Votum seiner Partei in der Stadt erhalten und die ländlichen Distrikte würden ihn wie ein Mann unterstützen. Werden aber dennoch Einwendungen gegen Herrn v. Cotzhausen erhoben, so wähle man einen andern Deutschen aus, der ihm geistig ebenbürtig ist. Wir legen auf die Persönlichkeit weniger Gewicht als darauf, daß der auszuwählende Gouverneurskandidat ein Deutscher von Talent ist, der das Vertrauen seiner Mitbürger genießt und in Milwaukee ansässig ist. Legt diese Gedanken bei den nächsten Nominationen zu Grunde, und wir werden den Staat im nächsten Herbst mit leichter Mühe erobern."

Die ernst gemeinten und der Noth der Situation entsprechenden Rathschläge verhallten indessen ungehört, und die Parteileitung that nichts, den deutschen Stimmgeber, soweit er nicht bereits abgefallen war, in den Reihen der ihm immer noch ans Herz gewachsenen Demokratie zu halten.

Bewiesen so die Demokraten auf der einen Seite großes Ungeschick, so stellten die Republikaner andrerseits ihr Staatsticket mit außer-

ordentlicher Sorgfalt zusammen. Neben Gouverneur Smith standen der Norweger Hans B. Warner als Staatssekretär und der sehr strebsame Richard Guenther als Staatsschatzmeister auf dem Wahlzettel, beides Kandidaten, welche — wie der Kunstausdruck ist — ihrem Ticket bei Weitem vorausliefen.[6]) Guenther konnte, nachdem sein Termin als Staatsschatzmeister abgelaufen, den sechsten Kongreßdistrikt dem gewiegten Demokratischen Politiker Gabriel Bouck entreißen und so die Anzahl der Republikanischen Kongreßabgeordneten auf sechs vermehren. Es blieben dann den Demokraten nur noch zwei Kongreßsitze, von denen einen der persönlich sehr beliebte P. V. Deuster im Jahre 1883 zum letzten Male der Demokratie nur mit knapper Mehrheit erhielt. So gewannen die Republikaner einen Punkt nach dem andern, ohne daß in der Nationalpolitik besonders bedeutende oder sittliche Probleme vorgelegen hätten. Genau genommen hatte keine der leitenden Parteien ein bestimmtes Programm. Etwa die Greenbäckler ausgenommen, verfolgten die Parteien — Demokraten wie Republikaner — keinen andern Zweck als den „Kampf um die Beute". Das zeigten ihre Konventionen und Platformen. Ueberall das elende, kleinliche Buhlen um Aemter und persönliche Macht. Nirgends ein freies, offenes Eintreten für große politische Grundsätze oder Ideen, dafür aber ein trauriges Phrasengeklingel, das oft noch mehrfacher Auslegung fähig war. Die Republikanische Partei, als die in der Macht befindliche, hatte unter diesen Umständen den leichteren Stand. Sie konnte, so lange sie dem Volke eine annähernd reine Verwaltung gab, sich in gemächlicher Defensive halten und ruhig auf die verzweifelten Anstrengungen schauen, welche die Demokratie machte, um Stimmen zu erwerben und die Regierung wieder an sich zu reißen. Das Volk aber, auch die deutschen Stimmgeber, fingen allmählich an, den herrschenden Republikanern dauerndes Vertrauen entgegenzubringen. Neben den Fehlern und

---

6) Guenther erhielt als Staatsschatzmeister 1877 eine Mehrheit von 12,682, in 1879 eine solche von über 28,000 Stimmen, während der Gouverneur nur 9,273 resp. 25,000 Pluralität erhielt.

Thorheiten der Gegenpartei kamen den Republikanern eine Reihe von günstigen Umständen dabei zu Hülfe. Die Krisis von 1873, welche viele Geschäfte lahm gelegt hatte, konnte mit der Wiederaufnahme der Baarzahlung am 1. Januar 1879 als vollständig beendigt gelten. Mit der Rückkehr zu einer festen Geldbasis, mit der Thatsache, daß unser Dollar endlich und unter allen Umständen in der ganzen Welt wieder 100 Cents werth war, hatten Handel und Wandel neuen Aufschwung genommen. Die feste Stellung, welche die Republikanische National-Administration in der Geldfrage bewahrte, trug wesentlich zur Erhöhung ihrer Popularität bei. Die Staatswahlen des Jahres 1879 sagten deshalb den Ausfall der Präsidentschaftskampagne in 1880 deutlich genug voraus. Jene Wahlen waren die Generalprobe zu dem Kampfe, in welchem James A. Garfield von Ohio im Staate Wisconsin eine Pluralität von 29,763 Stimmen erhielt. Dazu war der Staat mit beispiellos reichen Ernten gesegnet worden, während zu gleicher Zeit in Europa Mißernten eingetreten waren. Der Farmer erhielt einen guten Preis für sein Getreide, während in den Städten alle Industriezweige mächtig emporblühten. In die nördlichen Theile des Staates aber ergoß sich unter der geschickten Agitation der Staats-Einwanderungsbehörde ein unendlicher Strom neuer Einwanderer, — der dem in diesen Gegenden noch schwach besiedelten Staate vortrefflich zu Statten kam. Alle diese günstigen Umstände wurden der Republikanischen Verwaltung zu Gute geschrieben. Die neue Aera des Behagens und der Prosperität weckte neues Vertrauen zu der Republikanischen Partei.

Das Vertrauen wuchs noch mehr, auch in den noch immer Demokratisch angehauchten deutschen Counties, als ein Mann an die Spitze des Staatswesens berufen wurde, der mit einem glücklich veranlagten Naturell im entscheidenden Momente Festigkeit und Thatkraft vereinte. Nachdem Jeremiah Rusk von Viroqua die Gouverneurswürde erlangt, fand er nur noch in den Kreisen berufsmäßiger Aemterjäger Opposition. Er war ein "Self made Man", also ein ganzer Mann, der sich einerseits nicht scheute, auch das Recht des kleinen Mannes, des Ar-

beiters, gegen die bereits übermächtig auftretenden Korporationen zu wahren, andrerseits aber bei ungerechtfertigten Ausschreitungen mit Strenge einzuschreiten wußte. Seine Haltung in der im Folgenden erzählten kritischen Lage, die gleich in die erste Zeit seiner Administration fiel, zeigte klar, was die Bevölkerung Wisconsin's von ihrem neuen Exekutivbeamten erwarten durfte.

Es war im Jahre 1882, als durch die Zeitungen des Staates Wisconsin die Nachricht lief, daß die Chicago, Portage und Superior City Eisenbahn-Gesellschaft ihre eben im Bau begriffene Bahnlinie, welche Superior mit den südlich laufenden Bahnen verbinden sollte, an die Chicago, Minneapolis & Omaha Bahn verkauft habe. Die erstgenannte Bahn hatte ansehnliche Landschenkungen vom Staate bekommen und gleichzeitig mit dem Verkauf der Bahn wurde der gerade versammelten Legislatur von Wisconsin ein Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die Landschenkung an die neue Bahn übertrug. Nicht lange darauf stellte die Baugesellschaft, welche mit 1,500 Arbeitern und 150 Fuhrwerken südlich von Superior beschäftigt war, die Arbeit ein, und zwar ohne die Unterkontraktoren oder die Arbeiter zu bezahlen. So befanden sich mit einem Schlage mehr als 1,600 Arbeiter mitten im Winter ohne Arbeit, ohne Geld, hunderte von Meilen entfernt von ihrer Heimath oder von Orten, an denen sie Arbeit zu bekommen hoffen durften.

Diese Arbeiter waren mit Recht entrüstet und naturgemäß auch zu Ausschreitungen geneigt. Ernste Ruhestörungen fielen in Superior und in dem kleinen Orte Veazie vor. In dem letzteren Orte hatten sich ungefähr 1,000 Arbeiter angesammelt. Sie bemächtigten sich einiger der Eisenbahngesellschaft gehörigen Mehlvorräthe, ergriffen Besitz von den Wirthschaften und machten sogar den Versuch, die dortige Eisenbahnbrücke zu zerstören. Mit Aexten und anderm Handwerkszeug bewaffnet zogen die Leute hinter rothen Flaggen umher, Drohungen ausstoßend gegen diejenigen, die sie für ihre Lage verantwortlich hielten.

Die Situation war äußerst bedenklich. An einen Widerstand gegen die aufgeregten Arbeiter war Seitens der Lokalbehörden gar nicht zu

denken, und der Gouverneur wurde durch wiederholte Telegramme ersucht, die Miliz zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufzubieten. Der Gouverneur sah sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Auf der einen Seite war er sich seiner Pflicht bewußt, allen Ungesetzlichkeiten entgegenzutreten, auf der andern Seite erkannte er das schwere Unrecht, das den Arbeitern zugefügt worden war. Vor Allem aber sah er auch die Noth, in welche die Arbeiter ohne ihr Verschulden gerathen waren. Seine Antwort auf das Gesuch um militärische Hülfe war für Jeremiah Rust charakteristisch. Er telegraphirte zurück: „Was Sie brauchen, ist nicht militärische Hülfe, sondern Brod für die nothleidenden Arbeiter. Sagen Sie daher den Leuten, sie sollten sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten; sorgen Sie aber dafür, daß sie entsprechend verpflegt werden. Ich sende Ihnen Lebensmittel und werde auch veranlassen, daß die Eisenbahnen die Leute nach Orten befördern, wo sie Arbeit finden."

Und den Arbeitern, die inzwischen auch an den Gouverneur telegraphiert hatten, antwortete dieser: „Was ich thun kann, um Eure Rechte zu wahren, soll geschehen. Ihr müßt aber unter allen Umständen die Ordnung aufrecht erhalten; ich werde keinerlei Rechtsverletzung dulden."

Inzwischen hatte er schon Schritte gethan, um den darbenden Leuten zu ihrem Rechte zu helfen. In einer Botschaft an die Legislatur, in welcher der Gouverneur den Sachverhalt darlegte, beantragte er eine Geldbewilligung für den zeitweiligen Unterhalt der Arbeiter und verlangte zugleich, daß die Gewährung der Landschenkung an die Omaha Bahn von der Bedingung der sofortigen Auszahlung der $75,000 betragenden rückständigen Löhne und der Schadloshaltung des Staates für seine Auslagen abhängig gemacht werde. Was der Gouverneur wollte, geschah; in kurzer Zeit wurde die Gesetzvorlage in der von ihm vorgeschlagenen Weise amendirt und die Arbeiter erhielten ihr Geld bei Heller und Pfennig. — So sorgte der Gouverneur Rust für die Arbeiter, als diese Gefahr liefen, von einem mächtigen Eisenbahnmonopole geschädigt zu werden.

Man wende nicht ein, daß es nicht die Aufgabe dieser Blätter sei, die gute That eines nicht deutschen Gouverneurs so ausführlich zu schildern. Der Einwand mag berechtigt sein. Aber es ist nicht zu leugnen, daß keine Amtshandlung Jeremiah Rusk's besser im Stande ist, den Charakter dieses Mannes zu zeichnen; und es ist ferner eine ebenso wenig zu leugnende Thatsache, daß keine Persönlichkeit mehr geeignet war, die Menge der deutschen Stimmgeber in das Republikanische Lager zu führen, als eben dieser Gouverneur, welcher sich stets als ein warmer und aufrichtiger Freund der Deutschen erwiesen hat. Was das Volk von seinen selbst erwählten Beamten verlangen kann, ist eine ehrliche, sparsame und aufrichtige Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Diese gab Gouverneur Rusk dem Volke Wisconsin's. Es war die Anerkennung seiner Verwaltung, daß dieser Mann dreimal hintereinander mit stets sich vergrößernden Majoritäten zum ersten Exekutivbeamten gewählt wurde. Zugleich muß er als einer der Hauptfaktoren betrachtet werden, die Wisconsin für die nächste Folgezeit zu einem zweifellos Republikanischen Staate machten und auch das Gros des deutschen Votums auf die Republikanische Seite zogen.

Dies zu erreichen, hat neben der eben geschilderten Persönlichkeit in besonders hohem Maße eine deutsche Zeitung beigetragen: die Germania von Milwaukee, ein Organ, das durch zielbewußtes Auftreten und kraftvolle Stellungnahme für einmal als richtig erkannte Prinzipien die Aufmerksamkeit aller denkenden Leser auf sich lenkte.

Es war im Jahre 1873, als sich die „German Protestant Printing Association" zum Zwecke der Gründung einer Zeitung inkorporieren ließ. Die deutschen protestantischen Gemeinden Milwaukee's und des Staates waren ohne ein eigenes politisches Blatt gewesen, waren auch in Bezug auf politische Anschauung bis dahin nicht geeint aufgetreten. Die protestantische Kirche bekümmert sich nicht um die politische Parteistellung ihrer Mitglieder und versucht es gar nicht, diese irgendwie zu beeinflussen. Wohl aber machte sich das Bedürfniß nach einem Blatte geltend, das den religiösen Anschauungen und dem Sittlich-

keitsgefühl der Protestanten Rechnung trug. Das war von Seiten der bestehenden deutschen Zeitungen bisher nicht geschehen. Vom katholischen „Seebote" war es nicht zu erwarten und die übrigen Zeitungen wurden theils aus alter Tradition der 48er Zeit, theils aus Geschäftsrücksichten im radikal-freidenkerischen Sinne redigirt. Um nun eine Zeitung zu haben, welche sie ohne Bedenken auch ihren noch nicht erwachsenen Familiengliedern in die Hand geben könnten, gründete ein kleiner Kreis von Gesinnungsgenossen die „Germania", eine zunächst als Wochenschrift vor das Publikum tretende Erscheinung mit deutlich ausgesprochener christlicher Weltanschauung. Die neue Zeitung, welche späterhin auch als tägliches Blatt erschien, hatte, wie jede ihrer Kolleginnen, in der ersten Zeit einen schweren Existenzkampf zu führen, regte aber von allem Anfang die Aufmerksamkeit des Publikums an durch die Klarheit und logische Schärfe, mit denen ihr Redakteur seine Ansichten verfocht.

Georg Köppen nannte sich dieser bedeutend veranlagte Mann (sein eigentlicher Name war Georg, Graf von Häseler), der mit einer vielseitigen Bildung die Kampfesfreudigkeit des früheren Reiteroffiziers verband und, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, haarscharfe Hiebe gegen Thorheit und Anmaßung führte.

Die „German Protestant Printing Association" sah sich nicht in der Lage, das Unternehmen fortzuführen; sie verkaufte das Blatt an Herrn Georg Brumder und dieser brachte es durch ausgeprägten Geschäftssinn und seine unermüdliche Thätigkeit bald über alle finanzielle Schwierigkeiten hinweg. Später gab Georg Brumder das tägliche Blatt wieder auf, und beschränkte sich darauf, die Wochenausgabe zu einem unbedingten Erfolge zu gestalten. Es gelang ihm das so vollkommen, daß die Germania bald zum verbreitetsten Wochenblatt des Nordwestens wurde, dessen Einfluß über seinen zuerst in's Auge gefaßten Wirkungskreis innerhalb der protestantischen Bevölkerung weit hinausragte.

Im September 1891 wurde das Tageblatt wieder aufgenommen, das später den Namen „Milwaukee Germania-Abendpost“ annahm, sein Programm erweiterte und bei stetig sich steigernder Verbreitung nun alle Kreise des Deutschthums erreicht. Nach Köppens Tod fand dasselbe in Emil von Schleinitz einen würdigen Nachfolger und gewandten Chefredakteur, dem Gustav Haas mit seiner langjährigen Erfahrung als „Managing Editor“ in geschicktester Weise zur Seite steht.

Die Wochenzeitung „Germania“, welche Dienstags und Freitags erscheint, wird nach wie vor im Sinne einer christlichen Weltanschauung und mit altgewohnter Gediegenheit redigirt und steht seit einigen Jahren unter der Chefredaktion des Herrn Dr. Dümling.

In dieser Zeit aber, von der wir sprechen, war es der in der Vollkraft seines Mannesalters stehende Georg Köppen, welcher in dem Blatte die eigenen Republikanischen Ideen niederlegte und die Masse der protestantischen Stimmgeber dauernd in das Republikanische Lager führte. Eine gewisse Neigung in dieser Richtung war bei ihnen immer vorhanden gewesen. Schon die Opposition gegen die meist Demokratischen Katholiken hatte hierzu beigetragen. Es bedurfte nur der äußeren Anregung eines geistig hervorragenden Mannes, der — dieser Neigung entgegenkommend — den dem Einzelnen unklar vorschwebenden Gedanken scharfen Ausdruck zu geben wußte, und der politische Umschwung der Leser war vollzogen.

Fünftes Kapitel.

Sozialistische und anarchistische Strömungen.

Fast noch größere Aufmerksamkeit als die politischen Fragen lenkte vom Beginn der achtziger Jahre an die soziale Bewegung in Wisconsin auf sich. Der Kampf der ärmeren Klassen gegen die in behäbigem Besitzthum Wohnenden ist so alt wie die Menschheit. So lange die Entwickelung unseres Gemeinwesens in demokratischer Schlichtheit fortschritt, so lange es auch dem Aermsten vergönnt war, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu mäßigem Wohlstand zu gelangen, so lange ein krasser Unterschied in der Lebensführung der Einzelnen nicht zu vermerken, blieb Wisconsin von sozialistischen Umtrieben so gut wie verschont. Jetzt aber war dieser Klassenunterschied zwischen Reich und Arm in die Erscheinung getreten, und der Kampf der Armen um eine Verbesserung ihrer Lage konnte nicht ausbleiben.

Freilich waren schon früher vereinzelt kommunistische und sozialistische Projekte in Wisconsin aufgetaucht. Es war zu Anfang der Vierziger Jahre, als durch Albert Brisbane und Horace Greeley die Lehren Fourier's Eingang fanden und Amerika wie ein Strom überschwemmten. Eine Reihe von Kolonien oder Phalanxen wurde gegründet; auch in Wisconsin faßte die kommunistische Lehre Fuß. Das Städtchen Ripon in Fond du Lac County, in welchem später die Repu-

blikanische Partei das Licht der Welt erblickte, wurde zu diesem Experiment ausersehen. Die Kolonie, welche eine Lebensdauer von sechs Jahren (März 1844 bis Frühjahr 1850) hatte, erwarb einen Landkomplex von 1800 Ackern und erhielt den Namen „Ceresco". Anfänglich aus 19 Mitgliedern bestehend, vermehrte sich diese kommunistische Ansiedlung auf schließlich 180 Personen — 36 Familien und 30 einzelne Mitglieder. Die Kolonie prosperirte materiell in jeder Weise und war auch, was das gesellige und moralische Leben betraf, musterhaft zu nennen — und doch löste sie sich durch einen freiwilligen Beschluß sämmtlicher Mitglieder zur Zeit ihrer höchsten Blüthe auf. Das Experiment hatte sich eben in sozialer Beziehung als ein Fehlschlag erwiesen. Solange die kommunistische Vereinigung nur aus jungen Leuten bestand, die ein gemeinschaftliches Ideal zusammenband, ging alles vorzüglich; das gemeinsame Leben bei der Arbeit, beim Mahl, bei Erholung und Vergnügung, hatte anfänglich einen außerordentlichen Reiz. Aber der Zauber schwand, als den Familien Kinder geboren wurden und die Eltern einsahen, daß in ihrer Kolonie von einem eigentlichen Familienleben keine Rede sein konnte. Dies und mancherlei ähnliche Gründe veranlaßten die Auflösung der Genossenschaft. Heute zeugt nur noch eins der von den Kommunisten benutzten Wohnhäuser, das jetzt von einer Anzahl Arbeiterfamilien benutzt wird, sowie der einem Theil der Stadt Ripon im Volksmunde verbliebene Name Ceresco, von dem fruchtlosen Experimente der Fourieristen.

An diesem Versuche betheiligten sich, soweit bekannt, keine Deutschen. Dagegen gründeten im Jahre 1854 eine Anzahl Süddeutscher Katholiken unter Führung des Pfarrers A. Oswald die in gewissem Sinne auch kommunistische Kolonie St. Nazianz in Manitowoc County. Dieselbe blüht noch heute, obgleich seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des Gründers die kommunistische Organisation stark gelockert worden ist.

Sozialistische Bestrebungen im modernen Sinne zeigten sich in Wisconsin zuerst um die Mitte der siebenziger Jahre. Es war ein Arm

des breiten sozialdemokratischen Stromes, der Deutschland durchfluthete, welcher in dieses Land seinen Weg fand, aber sehr bald versiegte. Er mußte versiegen, weil er künstlich geschaffen und nicht aus den sozialen Verhältnissen herausgewachsen war. Ehrgeizige Leute, die erst kurze Zeit im Lande waren und das Bürgerrecht noch nicht erworben hatten, standen an der Spitze, und versuchten in geradezu frivoler Weise in die Entwicklung der Verhältnisse einzugreifen, unter denen sie Schutz und Fortkommen fanden. Es war, wie wir bereits früher sahen, während der Tilden-Hayes-Kampagne, als diese Elemente in Milwaukee in die Oeffentlichkeit traten, unter der deutschen Arbeiterbevölkerung, namentlich der Nordwestseite der Stadt einen stattlichen Anhang erwarben und nunmehr durch störende Demonstrationen von sich reden machten. An der Spitze stand der stürmische Joseph Brucker, ein geborner Agitator und Feuerkopf, reich begabt, schlagfertig und redegewandt, doch in seinen Anschauungen unreif und verworren, zu jener Zeit von dem einzigen Gedanken getragen, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen. Neben ihm traten namentlich der dichterisch begabte, aber moralisch völlig haltlose Gustav Leyser, sowie Georg Schütz hervor; ferner Alexander Herbold, Wm. Raabe, F. Oscar Lincke, John Nusser und Andere — wie wir sehen, lauter deutsche Namen, und alles Männer, die erst kurze Zeit im Lande ansässig waren und den wirthschaftlichen wie sozialen Verhältnissen noch ziemlich fremd gegenüberstehend. Das Blatt, das von dieser Partei oder besser gesagt „Klique" herausgegeben wurde, der „Sozialist", war ihrer Mitarbeiter vollkommen würdig, und es war durchaus keine Uebertreibung, wenn Georg Koeppen in der „Germania" erklärte, „das Blatt würde sich keine vierzehn Tage halten, wenn es nicht von der Skandalsucht lebte, und wenn die deutschen Bierphilister bei ihrem Nachmittagschoppen nicht begierig darnach griffen, um zu sehen, welcher ihrer geehrten Mitbürger denn heute mit Schmutz beworfen würde." Daß ein solches Treiben nicht lange währen konnte, lag auf der Hand. Die Führer zerstreuten sich bald; das Blatt ging ein und die Bewegung, welche von

der kritiklosen Menge der Anglo-Amerikaner dem Deutschthum als solchem in die Schuhe geschoben wurde, verlief im Sande.

Die Verhältnisse des Landes jedoch, die bis dahin für sozialistische Agitation nur bescheidenen Boden geliefert hatten, änderten sich mit dem mächtigen Aufschwung der Industrieen gegen Ende der siebenziger Jahre, und es zeigte sich nun die Kehrseite der Medaille. Die Finanzpolitik der Republikanischen Partei hatte ein höchst reges Leben auf allen Feldern der Industrie hervorgerufen und mächtige Reichthümer geschaffen; auf der anderen Seite aber waren die früheren einfachen Verhältnisse geschwunden, in denen jeder, der arbeitwillig oder -fähig war, sich ein materiell behagliches Leben schaffen konnte. Die Erfindung neuer arbeitsparender Maschinen trug dazu bei, den sozialen Boden aufzuwühlen. Tausende von Arbeitern wurden brodlos. Die „Trampplage", der früheren Zeit noch bis Mitte der siebenziger Jahre unbekannt, nahm solche Dimensionen an, daß die Einwohner entfernt liegender kleiner Ortschaften sich ihrer kaum erwehren konnten, und schon im Jahre 1881 brachen die ersten Streiks der Zigarrenmacher in Milwaukee und der Mühlenarbeiter in Eau Claire aus. Seit dieser Zeit tritt auch in Wisconsin „das Kapitalistische System" seine Herrschaft an.

Der Unterschied zwischen Sozialisten und Anarchisten ist wohl im Auge zu halten. Die Berechtigung gewisser Forderungen des Sozialismus kann heute selbst in diesem Lande der politischen Gleichberechtigung nicht wohl verneint werden. Zur Zeit als Joseph Brucker, Leyser u. s. w. in ihrer unklaren Weise den revolutionären Sozialismus Karl Marx' den Holzsägern der Nordseite zu predigen versuchten, war Professor A. F. Ernst von Watertown in einem sehr gediegenen Vortrage in Milwaukee (15. November 1877) den Irrlehren der Sozialisten entgegen getreten, hatte aber zugleich gewisse berechtigte Forderungen rückhaltlos anerkannt. Vor allem redete er dem Verbot der Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken, und einem mehr sittlichen Verhältnisse zwischen Fabrikherren und Arbeitern das Wort.

„Die Arbeit (führt er aus) dürfe nicht als Waare behandelt werden, die mit dem Lohn bezahlt ist; sondern der Arbeitgeber habe die Angestellten als seine Mitmenschen und Brüder zu behandeln, denen gegenüber er außer der Bezahlung noch manche andere Verpflichtungen übernehme; und umgekehrt dürfe der Arbeiter seinen Prinzipal nicht als seinen Feind betrachten, sondern schulde ihm nebst der gebührenden Rücksicht das volle Maaß der christlichen Nächstenliebe."

Die Möglichkeit der Anbahnung eines solchen Verhältnisses konnte der Theologe und Lehrer am Watertown Gymnasium nur in religiöser Erhebung finden und in der Beseitigung der materialistischen Weltanschauung. Der Vortrag, der in weiteren Kreisen berechtigtes Aufsehen erregte, hat wahrscheinlich keinen Arbeitgeber und keinen Arbeiter zu den idealen Anschauungen des Redners bekehrt, aber er deutete schon damals die Stellung an, welche die lutherische Kirche zu der sozialen Bewegung einnehmen würde.

Leider kommen aber in solchen Zeiten, wo neue Gedanken und Probleme sich durchzuringen suchen, immer die radikalsten Elemente an die Oberfläche; es bedarf der Zeit, um Klärung in die aufgeregten Gemüther zu bringen und einen beiderseitig annehmbaren modus vivendi herzustellen. Es ist das Bild des gährenden Mosts. Es sprudelt und schäumt und zischt; dann tritt Ruhe ein. Die humanistische Idee, welche einen weiteren Schritt in der Entwickelung der Menschheit verzeichnet, ringt sich schließlich siegreich durch! Der köstliche Wein ist spundreif geworden und Alles, was unrein und unlauter, ist ausgeschieden.

Die Entwickelung der sozialen Bewegung in Amerika illustrirt dies in besonders drastischer Weise. Bis zum Heumarkt-Attentat in Chicago dominiren in der sozialistischen Partei umstürzlerische und direkt anarchistische Elemente. Aber die Sühne, welche die erschreckte „Gesellschaft" über die Anarchistenführer verhängte, war zugleich ein Werk sozialer Hygiene. Thorheiten und Exzesse anarchistischer Art hörten seitdem auf; aber die Lehre des Sozialismus steht heute auf dem

Boden anerkannter Gesetzlichkeit; sie kämpft und wird fortkämpfen mit den Mitteln, welche die Konstitution dem Bürger dieses Landes gestellt: Das Recht der freien Rede und offener Agitation.

Ehe es jedoch soweit kam, machte die Bewegung, wie gesagt, einen Gährungsprozeß durch, der so roh und wild verlief, daß die ruhige und besonnene Bürgerschaft sich erschreckt abwandte. Und da die Propaganda in Wisconsin sich größtentheils aus eingewanderten Deutschen, Russen und Franzosen rekrutirte, so wurden von Seiten des Nativismus dem Deutschthum als solchem die Auswüchse des Anarchismus in die Schuhe geschoben. Der eingeborene Amerikaner blieb der sozialen Bewegung gänzlich fern und warf alle Bestrebungen zur Anbahnung größerer sozialer Gleichheit mit dem Anarchismus in einen Topf. Mit Recht sagt Laurence Gronlund, der Verfasser des „Cooperative Commonwealth", daß er im Jahre 1880 die eingeborenen amerikanischen Sozialisten an den Fingern einer Hand hätte abzählen können; und daß, wenn die Fremdgeborenen plötzlich das Land verließen, sie auch den Sozialismus mit sich nehmen würden. Von wenigen Forschern, Nationalökonomen und fortschreitenden Denkern abgesehen, die da wußten, warum sich der Sozialismus aus dem bestehenden kapitalistischen System mit Nothwendigkeit entwickeln mußte, verhielt sich das amerikanische Volk durchaus ablehnend gegen die Frage. Sozialismus schien ihm gleichbedeutend mit Raub, Brandstiftung und allgemeinem Umsturz der bestehenden Gesellschafts-Einrichtungen.

Ein Blick auf den Entwicklungsgang in diesem Lande zeigt, daß diese Auffassung annähernd Berechtigung hatte. Die Einwanderung stark radikaler Sozialistenführer hatte im Jahre 1871 nach der Unterdrückung der Pariser „Commune" begonnen. Im folgenden Jahre wurde das Hauptquartier der Marx'schen Internationale nach New York verlegt, und eine zeitweilige Vereinigung der Arbeiter-Unionen mit der Sozialdemokratie zu Stande gebracht. Aber sowohl die Trades Unions, wie die im Jahre 1874 entstandene „Social Democratic Workingman's Party" trennten sich sehr bald wieder von der Inter-

nationalen, die seit Mitte der siebziger Jahre immer mehr unter die Kontrole der Anarchisten gerieth. Trotz der heftigen Fehde, die ständig zwischen Sozialisten und Anarchisten bestand, war die Grenzlinie zwischen beiden Flügeln zu jener Zeit nicht scharf gezogen.[1]) Aber da beide ein und dasselbe System bekämpften, so hatten sie bisher zusammen gehen können. Als aber die Anarchie zur Propaganda der That überging, war ein Zusammenstehen auf die Dauer unmöglich. Die Propaganda der That fand ihren ersten Ausdruck in der Gründung des Lehr- und Wehrvereins in Chicago, einer militärisch bewaffneten und einexerzirten Körperschaft, die sich verpflichtet hatte, die Arbeiter im Falle eines Streiks gegen die Miliz zu schützen. Zu diesem offenen Widerstand gegen die Staatsgewalt planenden Lehr- und Wehrverein gehörte Paul Grottkau, der bald darauf als Redakteur der Arbeiterzeitung sein Domizil in Milwaukee aufschlagen sollte. Die Schaar anarchistisch gesinnter Revolutionäre nahm in erschreckender Weise zu, als nach den Attentaten auf den alten Kaiser Wilhelm Deutschland sich mit Hilfe des Sozialistengesetzes der radikalsten Feuerbrände entledigte, und diese in den Vereinigten Staaten Asyl suchten. Als dann noch im Jahre 1882 Johann Most nach Amerika floh und seine wüsten Brandreden losließ, erkannten die besonneneren Sozialisten erschrocken die Gefahr, welche ihrer Sache durch solche thörichte Agitation drohte. Die Sozialistische Arbeiter-Partei sagte sich im Jahre 1883 auf ihrer Konvention in Baltimore offen vom Anarchismus los, und in Chicago versuchte Paul Grottkau vergeblich, die Parteigenossen in gemäßigtere Bahnen zurückzulenken. In einer Debatte mit Most (1883) trat er mit der ganzen Energie seiner feurigen Seele gegen die Irrlehren des Anarchismus auf. Aber hier war es bereits zu spät. Most gewann die Oberhand, und Grottkau mußte als Redakteur der Chicagoer Arbeiterzeitung dem zwar begabten, aber moralisch haltlosen August Spies weichen. Von nun an hatte der Anarchismus vollständig Oberhand, und mancher

1) "The line between Anarchism and Socialism was not at this time sharply drawn in the Socialist organizations, in spite of the fact of their being opposites". Frederick Heath in Social Democracy Red Book pag. 234.

sonst für seine Sache begeisterte Sozialist zog sich enttäuscht und entmuthigt zurück.[2]) Dann kam das Jahr 1886 mit dem Achtstundenstreik am 1. Mai und dem Heumarkttattentat in Chicago. Damit war der sozialen Bewegung ein Schlag versetzt, von dem sie sich erst nach Jahren erholen sollte. Die auf's Aeußerste entrüstete Bürgerschaft, deutscher Abkunft sowohl wie amerikanischer, lehnte jede Gemeinschaft mit den Ideen dieser Meuchelmörder ab, und die an den Chicagoer Anarchisten verhängte Strafe bestätigte nur das Urtheil der öffentlichen Meinung. Der Sozialismus aber, der aus früher erwähnten Gründen bis dahin noch keinen Boden im amerikanischen Volke gefunden hatte, durfte sich nicht beklagen, wenn man ihn mit dem Anarchismus identifizirte, und wenn sich im Jahre 1887 in Philadelphia eine sogenannte „Amerikanische Partei" organisirte mit dem ausgesprochenen Zweck, von der Erlangung des Bürgerrechts „Anarchisten, Sozialisten und andere gefährliche Charaktere" auszuschließen.

Der Mai 1886, der Chicago in einen Zustand der Panik versetzt hatte, verlief auch in Wisconsin nicht ganz harmlos. Die im ganzen Lande verbreitete Bewegung zur Einführung des achtstündigen Arbeitstages war hier von dem ebenso ehrlichen wie leidenschaftlich empfindenden Paul Grottkau geschürt worden. In seiner „Arbeiterzeitung" sowohl, wie in öffentlichen Reden hatte er die Arbeiterschaft angefeuert, einig und geschlossen für ihre Rechte einzutreten. So kam es auch in Milwaukee am 4. Mai zu Unruhen, bei denen nach längerem Schwanken und Zögern des Mayors Wallber die Miliz von Gouverneur Rusk aufgeboten wurde. Durch die Thatkraft des Gouverneurs wurde die Ruhe bald wieder hergestellt, und mit einer einzigen Ausnahme fielen diesem Putsche Menschenleben nicht zum Opfer.[3])

2) "Philipp von Patten, editor of the New York "Labor Bulletin", gave up in disgust, taking refuge in a government job. He was not the only discouraged Socialist, for the movement during the years 1880—85 was at a very low ebb. Heath, Red Book pag. 37.

3) Um die andringenden Streiker zurück zu scheuchen, hatte der die Miliz kommandirende Major Trämmer eine Salve in die Luft feuern lassen. Durch eine

Doch dem Arbeiterführer wollte man auch hier an den Kragen. Paul Grottkau wurde unter der Anklage, den Aufruhr angestiftet zu haben, der Prozeß gemacht. Er wurde zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt, aber nach sechswöchentlicher Haft auf technische Gründe hin auf freien Fuß gesetzt.

Schlug der Streik auch fehl, so war die Arbeiterschaft doch zu dem Bewußtsein gekommen, welch' eine Machtfülle sie in sich barg, wenn sie einig an den Stimmkasten treten würde. Diese Erkenntniß führte zu der Bildung der People's Party, oder, wie sie allgemein genannt wurde, der Union Labor Party, die im Herbst dieses selben Jahres, 1886, auf dem Kampfplatz erschien und in Milwaukee und andern Städten überwältigende Siege davon trug. Es war eine ziemlich heterogene Gesellschaft, die sich in dieser Union Labor Party zusammen fand: die Geldreformer mit ihren inflationistischen Gelüsten, die Trade Unions, die sozialistisch geführte deutsche Arbeiterschaft, und der in nationalem Verbande, wie in staatlichen Unterabtheilungen straff organisirte Geheimbund der „Ritter der Arbeit". Diese „Knights of Labor" dürfen wohl als der leitende Geist dieser Kampagne angesehen werden. Sich hauptsächlich aus irischen und englisch sprechenden Arbeitern zusammensetzend, hatten sie sich zunächst zur praktischen Hebung der eigenen Interessen vereinigt, aber bald genug die Wucht ihres nach Zehntausenden zählenden Votums zu politischen Zwecken erkannt. Die anfängliche Stärke des Ordens der Knights of Labor lag in der angewandten Taktik des Klassenkampfes. Diese bestand darin, daß derselbe in all seiner politischen Agitation sich auf eine einzige Gesellschaftsklasse, die Handarbeiter stützte. Daneben aber beging der Orden der Knights of Labor einen Irrthum, der ihm später verhängnißvoll wurde: Anstatt sich der Thatsache zu erschließen, daß unter einer demokratischen Regierungsform in erster Instanz die Abhülfe gegen politische

dieser in die Luft gefeuerten Kugeln wurde ein Mann getödtet, der in weiter Entfernung friedlich vor seiner Hausthür stand. Die verbreitete Behauptung, die auch F. Heath in seinem „Red Book" bringt, daß mehrere polnische Streiter niedergeschossen wurden, ist nicht durch die Thatsachen gerechtfertigt.

und soziale Uebel im allgemeinen Stimmrecht liegt, suchte er sein Ziel weniger auf dem Wege des politischen, als auf dem Wege des wirthschaftlichen Kampfes zu erreichen. Seine Hauptwaffe war der Boycott — ja zeitweilig selbst „Terrorismus". Diesmal aber noch beschritt er im Verein mit den eben erwähnten Elementen den politischen Pfad und trug für einige Zeit überraschende lokale Siege davon. In Milwaukee County erhielten die Kandidaten der Union Labor Party vom Gouverneur bis zum Countyvermesser ansehnliche Majoritäten.[4]) Gewählt wurden Henry Smith[5]) in den Kongreß; in den Staatssenat: Theodor Fritz und im 2., 5., 6., 8., 9. und 10. Assembly-Distrikt die folgenden Kandidaten: Gus. J. Riemer, T. Rudzinski, Joseph Meyer, B. Garside, Henry Vogt, John Adams; außerdem das vollständige Countyticket. Ebenso wie in Milwaukee siegte in Racine die Arbeiterpartei in glänzender Weise und wählte E. A. Egery in die Assembly. Das bewußte Eintreten für die eigenen Interessen — der Klassenkampf — hatte der Arbeiterschaft im ganzen Lande einen erheblichen Sieg verschafft. Fast klagend bemerkt dazu die Germania von Milwaukee: „Die verschiedenen Arbeiterorganisationen, die sich sonst bitter zu bekämpfen pflegten, haben diesmal an einem Strange gezogen, und namentlich die Arbeitsritter scheinen überall, Mann für Mann, für den Wahlzettel der neuen Partei eingetreten zu sein. Dem entsprachen auch ihre Erfolge. In New York konnte zwar Henry George nicht erwählt werden[6]); aber in Buffalo, Chicago und Milwaukee erzielte sie bedeutende Erfolge. In Chicago erwählte sie ihre Kongreßkandidaten und mehrere Legislaturmitglieder; in Milwaukee wurde sogar das ganze Countyticket mit ansehnlicher Majorität gewählt."

4) In Milwaukee County wurde für die verschiedenen Gouverneurskandidaten die folgende Stimmenzahl abgegeben: Cochrane (Union Labor) 12,121, Rusk (Republikaner) 10,326, Woodward (Demokrat) 7170, Olin (Prohibitionist) 168.

5) Ein nicht talentloser, aber oberflächlich gebildeter und krankhaft eitler Mann von Deutsch-Pennsylvanischer Abstammung.

6) Er erhielt als Mayorskandidat der United Labor Party 62,000 Stimmen.

Den errungenen Sieg auszunützen, erschien die Union Labor Party bereits im folgenden Frühjahr in Milwaukee mit einem Richterticket im Felde, obwohl die von der neuen Partei aufgestellten Kandidaten N. S. Murphy und Peter Rupp den Parteileitern selbst nicht genügten. Aber man war genöthigt, aus der Noth eine Tugend zu machen, denn andere Juristen von Ruf und Stellung hatten sich entschieden geweigert, eine Nomination der Union Labor Party anzunehmen. Auch wäre es Unrecht, wollte man den damaligen Parteileitern Gesinnungstüchtigkeit und wohlmeinende Absichten absprechen. Am liebsten hätten sie wohl von einer eigenen Parteinomination für die Richterämter abgesehen; aber nach dem Siege im vergangenen Herbste glaubte man verpflichtet zu sein, die bisherigen Errungenschaften praktisch weiter auszubeuten.

Die Aufstellung dieses Tickets erregte die allgemeine Opposition der alten Parteien, der gewerbmäßigen Politiker sowohl, welche um Amt und Herrschaft besorgt waren, sowie derjenigen Bürger, die nicht gewillt, die höchst wichtigen Richterämter in die Hände von Leuten fallen zu sehen, denen man zwar nichts direkt Nachtheiliges nachsagen konnte, die aber wenig Vertrauenerweckendes besaßen. Unter diesen Umständen traten die beiden alten Parteien zusammen und stellten ein Fusionsticket auf,[7]) das auch mit einigen Hundert Stimmen nach hartem Kampfe gewählt wurde. Die Argumente, welche die Führer dieser Fusionsbewegung gebrauchten, zeigen klar, wie gefährlich für das Gemeinwesen sie die von der Union Labor Party angewandte Taktik des Klassenkampfes hielten. Friedrich Wilhelm von Cotzhausen, dem der „Reformer" bei einer späteren Gelegenheit das Zeugniß ausstellt, „daß er bei dem mangelnden Hirn der Fusionspartei das Denken für die sämmtlichen Bürger allein besorgen müsse", legt in einer Revue über die Frühjahrwahl (30. April 1887) auf die Gefährlichkeit des Klassenkampfes besonderes Gewicht. Der gewiegte Politiker, der sich mit sozialen Fragen nur zu gern beschäftigt, sah sehr wohl ein, daß die

7) Für Kreisrichter D. H. Johnson: Superiorrichter Geo. H. Noyes.

soziale Gleichheit der früheren Jahre längst verschwunden und daß die Kluft zwischen den Klassen — der Arbeiterschaft und den Bemittelten — sich von Jahr zu Jahr ersichtlich erweitert. Er konnte sich nicht verhehlen, daß durch einen zielbewußten Klassenkampf die Wahrheit über die ökonomischen und sozialen Zustände immer bekannter werden würde, und daß es schließlich nur eine Alternative geben wird: Erhaltung oder Beseitigung der heute herrschenden Gesellschaftsordnung; eine letzte Doppelfrage: Kapitalismus oder Sozialismus? Aber er stand, um vom Standpunkt des Sozialismus zu sprechen, auf dem Posten des Vertheidigers der Rechte seiner Klasse, der, so sehnsüchtig und leidenschaftlich das Proletariat in die Höhe drängt, ebenso leidenschaftlich und zähe die besetzte Höhe zu vertheidigen sucht. Deshalb schob er in dieser Wahlkampagne die Unberechtigtkeit und Unzulässigkeit des Klassenkampfes vor und brachte darauf hin eine Fusion der sogenannten Ornungsparteien zusammen. Auf der anderen Seite aber erkannte der die Drähte der Ordnungsparteien leitende Politiker nur zu gut die Gefahr, welche der Entwickelung unseres Staatslebens droht, wenn schon jetzt eine Partei die Herrschaft übernähme, deren Massen nicht auf den Höhen, sondern in den Niederungen der Kultur leben — eine Partei, welcher einstweilen auch noch die zur Erfüllung ihrer Aufgabe nöthigen Führer mangeln. So erscholl der Ruf "No class rule", der die bisher um die Oberhand kämpfenden Parteien zeitweise vereinigte und weitere Siege der Union Labor Party vereitelte.[8])

Mit dieser Niederlage in der Richterwahl war jedoch die Kraft der Peoples Party, die in Kenosha und Neenah einen theilweisen Sieg errungen und in Fond du Lac dem Demokraten Scherzinger zum Schatzmeisteramt verholfen hatte, durchaus nicht gebrochen. Im Gegentheil: Im Besitz sämmtlicher Milwaukeer County-Aemter, trat sie

8) von Cotzhausen protestirt zwar gegen diese Auffassung. Um gerecht zu werden, drucken wir im Anhang die Hauptpunkte des von ihm selbst verfaßten „Rückblick" ab.

in der Frühjahrswahl 1888 in den Kampf um die städtische Verwaltung. Wiederum, wie im Jahr zuvor, vereinigten sich die Republikanischen und Demokratischen Stimmgeber, die jetzt eine wirkliche Fusion — mit Theilung der verschiedenen Aemter zwischen den Parteien — eingingen. Die Befürchtung, daß die Arbeiterpartei jetzt auch die städtischen Aemter erobern würde, führte zu einer schon früh im Herbst beginnenden Kampagne. Ein Bürgerkomite wurde mit der Leitung betraut, dessen Vorsitzer Richter James A. Mallory war, und dem aus den verschiedenen Stadttheilen unter Anderen folgende Bürger deutscher Abkunft zugesellt wurden: F. W. v. Cotzhausen, John C. Ludwig, Emil Schandein, Louis Auer, Oscar Altpeter und Henry J. Baumgaertner. Wiederum war der Ruf "No class rule" das Feldgeschrei der Fusionisten. „Das unterzeichnete Komite", heißt es in einem von Herrn v. Cotzhausen entworfenen Aufruf zu gemeinsamer Aktion, „möchte es verstanden wissen, daß diese Bürgerbewegung keineswegs in Widerspruch mit ehrlicher Arbeit steht, oder dem Streben wahrer, repräsentativer Arbeiter nach öffentlichen Vertrauensstellen und Aemtern Einhalt thut. Wenn aber die arbeitende Klasse sich als politische Partei organisirt, so muß solches Vorgehen die Interessen unseres Gemeinwesens tödtlich berühren. Eine Volksregierung ist mit Klassenherrschaft gänzlich unverträglich, und unsere Bürgerschaft kann und darf sich nicht der Diktatur oder Tyrannei irgend eines einzelnen Elementes in der Gesellschaft — weder jetzt noch für die Zukunft — unterwerfen!" —

Der Kampf, der sich durch den ganzen Winter bis zur Wahl Anfang April hinzog, wurde von beiden Seiten mit großer Energie und Geschick geführt. Der von der Union Labor Party aufgestellte Mayorskandidat, Herman Kroeger, war ein achtungswerther und angesehener Mann, der als Katholik auf manche Stimme aus dem katholischen Lager zählen durfte. Ihm stand als Stadtanwalt Peter Rupp zur Seite, ein zwar fähiger, aber haltloser Mensch, der jedenfalls den

schwächsten Punkt des Tickets bildete. Diesen Vertretern der Arbeiterpartei hatten die Fusionisten als Kandidaten für das Mayors- und Stadtanwaltsamt die Republikaner Thomas H. Brown und Eugene S. Elliott gegenübergestellt, während die Demokraten George W. Porth und H. J. Hilbert für die Posten des Komptrollers und des Schatzmeisters ausersehen hatten. Das Endresultat ergab eine kleine Majorität der Bürgerpartei, die nur dadurch möglich geworden war, daß der radikal sozialistische Flügel unter Paul Grottkau's Führung aus der bisherigen Union Labor Party ausschied und ein eigenes Wahlticket ins Feld stellte. Dieser Wahlzettel erhielt im Ganzen 961 Stimmen, während die Pluralität Brown's nur 914 Stimmen betrug.

Die Gründe Grottkau's, des überzeugungstreuen Sozialisten, für seine Sonderstellung sind leicht zu verstehen. Wie nicht anders zu erwarten, wurden ihm niedrige Motive untergeschoben. Das war Verleumdung oder wenigstens ein Irrthum. Grottkau war ein Idealist, der um praktische Parteierfolge seine Grundsätze niemals verleugnete und verleugnen konnte. Als er sah, daß ein Theil der mit Hülfe seiner Gesinnungsgenossen erwählten Beamten sich auch als beutegierige Politiker erwiesen, daß der von der Union Labor Party erwählte Kongreßabgeordnete Henry Smith einen Schacher mit den Demokraten einging, da trennte er sich zielbewußt von Elementen, die naturgemäß nicht zu ihm gehörten. Von unlautern Motiven konnte bei ihm keine Rede sein.

Hiervon abgesehen, war der Kampf der Fusionisten hauptsächlich durch die energische Thätigkeit des Bürgerkomites gewonnen worden. In allen Wards der Stadt hatte man Unterausschüsse eingesetzt, welche im kleineren Kreise den Kampf gegen die mächtig das Haupt erhebende Volkspartei führten. Die deutschen Zeitungen hatten sich mit Ausnahme der Freien Presse und der Germania durchaus lauwarm verhalten, jedenfalls aus Rücksicht auf ihre geschäftlichen Interessen. Sie fürchteten die Waffe der Knights of Labor, den „Boycott", der während der Achtstundenbewegung dem „Herold" einige Tausend Abonnenten gekostet und den „Seebote" veranlaßt hatte, als Morgenzeitung zu

erscheinen. Nun mußten sich natürlich beide sehr in Acht nehmen: der „Herold", daß er die empfindlichen Arbeitsritter nicht von Neuem reize, und der „Seebote", daß er die neugewonnenen Freunde nicht gleich wieder einbüße. Seit jener Zeit erlosch in diesen beiden Zeitungen jeder Geist der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Ein ängstliches Laviren und Umschauen nach den Wünschen der Leser griff von jetzt ab Platz, das jede individuelle Auffassung und geistige Frische von vornherein ausschloß. „Daß nur Niemand die Zeitung abbestellt", war von jetzt ab, sowohl für den Lokal- wie für den politischen Redakteur, die einzige Richtschnur.

„Ganz überaus traurig", sagt in Bezug auf die Haltung der beiden genannten Zeitungen die „Germania" vom 28. März 1888, „ist in dem gegenwärtigen für das Wohl und Wehe von Milwaukee so überaus wichtigen Wahlkampfe die Haltung der deutschen Tagespresse. Nur die „Freie Presse" trat mit der ihr eigenen Unerschrockenheit und mit Kraft und Entschiedenheit für die Bürgerpartei ein. Die anderen sahen dem Kampfe mit verschränkten Armen zu; ja, sie berichten mehr aus dem Lager der sogenannten Arbeiterpartei, als aus dem der Bürger."

Die Niederlage der Volkspartei in dieser Kampagne, verbunden mit dem Abfall des sozialistischen Flügels, beschleunigten ihren Niedergang. Freilich waren noch in den Stadtrath zehn ihrer Anhänger gewählt und in der Supervisorenbehörde des Countys saßen noch sieben. Aber schon in der kommenden Herbstwahl erlitt der Kongreßabgeordnete Henry Smith, trotzdem er diesmal die Unterstützung der Demokraten hatte, eine gesalzene Niederlage, und die aus so heterogenen Elementen bestehende Union Labor Party löste sich schnell auf. Während im Frühjahr 1888 für ihren Mayorskandidaten 15,053 Stimmen abgegeben wurden, erhielt im Herbst desselben Jahres der Congreßcandidat der vereinigten Union Labor Party und der Demokraten in der Stadt Milwaukee nur 17,951 Stimmen, 612 weniger als der Republikanische Kandidat Van Schaick.

In derselben Wahl fielen 579 Stimmen auf den Congreßcandidaten der Sozialisten, A. D. Schuler. Grottkau und seine Freunde hatten sich, wie in der Frühlingswahl, von der Union Labor Party losgesagt. Von jetzt an bestand für ein Jahrzehnt zwischen den Sozialisten, die sich nach wie vor fast ausschließlich aus der deutschen Arbeiterschaft rekrutirten, und den organisirten Arbeitern englischer Zunge eine erbitterte Fehde. Die Union Labor Party ging bald nachher in der neu organisirten nationalen Partei der Populisten auf, welche aber in Wisconsin nie zu großer Bedeutung gelangte. Unter ihren Führern ist nächst dem oben erwähnten Henry Smith besonders Robert Schilling hervorzuheben.[9]) Er war ein Mann von großer natürlicher Rednergabe, in deutscher sowohl wie englischer Sprache; daneben von viel Energie und organisatorischem Geschick, und von unbezweifelter Rechtschaffenheit. Dadurch, und weil er mit den spezifisch amerikanischen Verhältnissen besser vertraut war, hatte er vor Grottkau Vieles voraus; aber dieser überragte ihn an Bildung und war ein klarerer Kopf. Zwischen Schilling und Grottkau bestand seit 1886 ein persönlicher sowohl wie politischer Gegensatz, der dadurch entstand, daß Schilling den sozialistischen Exzessen während der Mai-Unruhen scharf entgegengetreten war.

In dem von beiden Seiten mit Erbitterung geführten Kampfe zwischen den Anhängern Schilling's und Grottkau's war wohl der interessanteste Zwischenfall eine Versammlung, die am 15. März 1888 in der Nordseite-Turnhalle gehalten wurde. Diese Versammlung ist in mancher Beziehung ein Unikum in der Geschichte der Stadt Milwaukee. Nominell sollte eine Debatte zwischen John Wegner, dem durch die Union Labor Party in's Amt gekommenen Distriktsanwalt, und Paul Grottkau stattfinden. In Wirklichkeit lief die Sache darauf

9) Robert Schilling wurde im Jahre 1843 zu Osterburg in Sachsen geboren und kam schon mit drei Jahren nach den Ver. Staaten. Er war ein Küfer von Handwerk und viele Jahre in Gewerkschafts-Angelegenheiten thätig. Im Jahre 1877 zog er nach Milwaukee, wo er seitdem Redakteur eines deutschen und eines englischen Wochenblattes gewesen ist.

hinaus, daß Wegner sich vor einem Haufen erregter deutscher Sozialisten und Anarchisten verantworten mußte, weil er in dem Kriminalprozeß gegen Grottkau nach bestem Vermögen seine Pflicht gethan. Obgleich Wegner der deutschen Sprache nur sehr unvollkommen mächtig, zwang man ihn doch gleich Grottkau deutsch zu sprechen. Sein Gegner überhäufte ihn unter dem tosenden Jubel seiner Anhänger mit den gröbsten Schmähungen, und die Versammlung nahm schließlich eine Resolution an, in der das Verhalten Wegner's in dem Grottkaufall für „infam" erklärt wurde. Die Thatsache, daß ein die Union Labor Party vertretender Beamter seine Amtswürde so wenig zu wahren wußte und sich einer derartigen Behandlung aussetzte, trug nicht wenig zum Siege der alten Parteien in der Frühjahrswahl bei.

Die Sozialistische Partei, bis dahin eine ausschließlich deutsche Organisation, gewann während der nächsten Jahre nur langsam an Boden, obgleich in jeder Campagne ein Sozialistisches Ticket aufgestellt wurde. Erst als unter der Führung von Eugene Debs und Anderen sich eine nationale Partei der Sozialdemokraten bildete, die nicht länger als ein bloßer Schößling deutschländischer Bestrebungen betrachtet werden konnte, begann sie eine bedeutendere Rolle zu spielen. An Stelle Grottkau's ist seit einigen Jahren als hervorragendster deutscher Führer in Wisconsin Victor Berger, ein früherer Lehrer der deutschen Sprache, getreten. Gegenwärtig scheint die Organisation auf dem besten Wege zu sein, in einzelnen Staaten die Rolle einer zwar nicht regierungs- aber agitationsfähigen dritten Partei zu übernehmen.

Sechstes Kapitel.

Der Höhepunkt der politischen Thätigkeit.

Nach 24jähriger Herrschaft der Republikaner kam im Herbst 1884 mit Grover Cleveland an der Spitze die Demokratische Partei wieder ans Ruder. Zum erstenmal seit dem Bürgerkriege waren Fragen zum Gegenstand des Wahlkampfes gemacht worden, geeignet, die Masse der Wähler aus ihrer gewöhnlichen Apathie herauszureißen. Es war seit langer Zeit wieder ein Kampf, bei dem es sich nicht nur, wie in den vorangegangenen Kampagnen, fast ausschließlich um die Beute handelte, sondern bei dem es sich um Fragen drehte, von deren Entscheidung die gesunde Weiterentwicklung des Landes wesentlich berührt wurde.

Die Reform des Zivildienstes, die schon seit Grant's erster Präsidentschaft in jeder Parteiplatform der Republikaner dem Volke versprochen, war nichts als ein todter Buchstabe geblieben. Mochten die Präsidenten auch die ernste Absicht gehabt haben, die Maxime, daß dem Sieger die Beute gehöre, für die subalternen Verwaltungsangestellten über Bord zu werfen: gegen den zähen Widerstand der eigenen Parteigenossen hatten sie bisher vergeblich gekämpft.

In der Kampagne von 1884 wurde von Seiten der Demokratie die Reform des Zivildienstes neben andern Punkten zu einem Haupt-

„Issue“ gemacht, und ihr Kandidat, Grover Cleveland von New York erschien nach seinen Antecedentien als der starke Mann, der seine Parteigenossen unter seinen Willen werde zwingen können.

In seinen bisherigen öffentlichen Stellungen als Mayor von Buffalo und Gouverneur des Staates New York hatte Cleveland die billigen Erwartungen des Volkes glänzend erfüllt. Seine Verwaltung hatte sich nicht nur durch strenge Rechtlichkeit, durch gesunden Konservatismus, durch treue Erfüllung eingegangener Verpflichtungen ausgezeichnet, sondern auch durch ernstes Streben nach Einführung von Reformen und besonders durch sein mannhaftes Einschreiten gegen die tief eingerissene Korruption. Die feine Bemerkung des General Bragg von Fond du Lac „Wir lieben ihn um der Feinde willen, die er sich gemacht“, welche der hitzköpfige Führer der „Eisernen Brigade“ in der Chicago'er Nationalkonvention auf Cleveland anwandte, entsprach dem Wesen des Demokratischen Präsidentschaftskandidaten so vollkommen, daß sie zu einem wirksamen Schlagworte in dieser Kampagne wurde. Wenn deshalb Cleveland mit klaren, ungeschminkten Worten erklärte, daß er sich nach seiner Erwählung für verpflichtet halten würde, das unter Mitwirkung beider Parteien angenommene Zivildienst-Gesetz vom 16. Januar 1883 auch thatsächlich auszuführen, so hegte die große Masse der Stimmgeber weder an der ehrlichen Absicht des Kandidaten Zweifel, noch an seiner Fähigkeit, die eingegangenen Verpflichtungen auch gegen den Willen der eigenen Parteigenossen durchzusetzen.

Neben der ethischen Frage der Abschaffung des Beutesystems trug das wirthschaftliche Prinzip der Tarifreform wesentlich zum Siege der Demokratie bei. Die hohen, zur Abtragung der Kriegsschulden einst nothwendigen Schutzzölle hatten einerseits eine Reihe neuer Industrien ins Leben gerufen, andrerseits aber auch belasteten sie die Steuerkraft des Volkes in so unangemessener Weise, daß die Regierungseinnahmen in 1882 z. B. einen Ueberschuß von 146 Millionen Dollars ergaben. Es bot sich also wiederum in der Geschichte der Union die Nothwendigkeit, zur Verringerung der Regierungseinnahmen eine Steuer-

ermäßigung vorzunehmen. Das war selbst von der herrschenden Republikanischen Partei anerkannt worden, weswegen der Kongreß durch ein Gesetz vom 15. Mai 1882 die Einsetzung einer Tarifkommission guthieß, welche unter Berücksichtigung der in den verschiedenen Landestheilen obwaltenden industriellen, kommerziellen und landwirthschaftlichen Zustände einen neuen Zolltarif feststellen sollte. Die Kommission erledigte sich dieser Aufgabe bis zum 4. Dezember. Allein die unsaubere Art und Weise, wie diese Tarifvorlage zunächst vom Senat und dann noch schlimmer im Konferenzausschuß zu Gunsten gewisser Monopole und hoch geschützter Fabrikanten „gedoktert" und durch den Kongreß gepeitscht worden war — damit die „Tarifreform" noch dem Republikanischen 47. Kongresse gutgeschrieben werden könne — hatte im Volke doch eine erhebliche Mißstimmung erzeugt. Die Stimmgeber sahen sich durch die Republikanische Partei in ihren gerechten Hoffnungen getäuscht und erhielten den Eindruck, als ob die Regierung lediglich im Interesse hochgeschützter Fabrikanten und der sich rapide entwickelnden Trusts und Monopole geführt würde.

Von den Republikanern war in Bezug auf die Reform des Zolltarifs nichts zu erwarten; eher schon von der Demokratie, die bereits den im Herbst 1883 zusammengetretenen 48. Kongreß beherrschte und durch die Wahl des Tarifreformers Carlisle zum Sprecher des Repräsentantenhauses bewiesen hatte, daß sie unter Beiseitesetzung der von ihr in der Theorie befürworteten Freihandelslehre für eine vorsichtige Reform des Tarifs eintreten würde, um die Steuerlast des Volkes zu ermäßigen und die Einkünfte der Regierung ohne Schädigung der industriellen Interessen des Landes zu vermindern. Auch in dieser Richtung, nämlich die Partei auf dem bereits vom Kongreß beschrittenen Wege weiterzuführen, schien Grover Cleveland dem Volke der rechte Mann zu sein. Besonders unter den deutschen Stimmgebern des Landes machte sich eine sehr energische Bewegung zu Gunsten des Demokratischen Präsidentschaftkandidaten geltend. In den von Deutschen vorzugsweise besiedelten nordwestlichen Staaten spielten Zivildienst-

und Tarifreform eine nicht unerhebliche Rolle, und die Klubs der „Mugwumps“ — wie die für Cleveland eintretenden früheren Republikaner spottweise genannt wurden — erhielten oft ihre größere Mitgliederzahl aus den Reihen der deutschen Republikaner. In besonderem Maaße galt dies von dem sonst strammen Republikanischen Wisconsin. In den vorwiegend von Deutschen bevölkerten Counties erhielt der Demokratische Kandidat meistens bedeutende Majoritäten, wenngleich der Staat als Ganzes James G. Blaine eine Pluralität von 14,682 Stimmen über Grover Cleveland gab.[1])

Was die deutschen Stimmgeber bewog, in solchen Massen wieder in ein anderes politisches Lager überzugehen, war nicht nur das oben erwähnte Parteiprogramm der Demokratie, es war vor Allem die Persönlichkeiten der sich gegenüberstehenden Kandidaten, von denen der eine, Grover Cleveland, unantastbare Ehrlichkeit, James G. Blaine aber, trotz aller geistigen Vorzüge, die Fortdauer der Korruption bedeutete. Der Mann, den die Republikanische Partei als ihren Führer erkoren, stand sittlich auf einer wenig beneidenswerthen Stufe; Mißbrauch seiner amtlichen Stellung zur Erlangung persönlicher Vortheile war ihm nachgewiesen. Das war vorzugsweise der Grund, warum ihm jetzt eine große Schaar seiner Parteigenossen die Heerfolge verweigerte, das war es auch was vor Allem Karl Schurz wieder in die Reihen der Demokratie trieb.

1)

County.	Cleveland.	Blaine.
Brown	3,681	2,946
Calumet	2,136	957
Dodge	6,145	3,145
Fond du Lac	4,878	4,273
Jefferson	4,227	2,912
Kewaunee	2,006	746
Manitowoc	4,203	2,522
Marathon	3,358	2,144
Outagamie	4,169	2,644
Ozaukee	2,171	716
Washington	2,972	1,583

Man darf übrigens nicht übersehen, daß gerade diese Counties auch vorher stets Demokratische Majoritäten gegeben hatten.

Zum zweiten Male in der Geschichte der Vereinigten Staaten greift dieser bedeutende Deutsch-Amerikaner erfolgreich in die Parteipolitik ein und erzwingt durch seine glänzende Beredsamkeit, seinen sittlichen Ernst und die Wucht seiner Argumente die Niederlage einer großen Partei. Man wirft Schurz vor, daß es persönlicher Haß gegen Blaine gewesen sei, der ihn in 1884 in die Reihen der Demokraten führte. Mag es immerhin sein, daß eine persönliche Abneigung zwischen den Beiden bestand: die Vergangenheit von Karl Schurz ist Beweis genug, daß nicht kleinliche Beweggründe allein seine Stellung bestimmen konnten. Was ihn bewog, für Cleveland und die Demokratie einzutreten, war ein warm schlagendes Herz, das von dem demoralisirenden Einfluß des Erfolgs eines sittlich nicht makellos befundenen Mannes das Schlimmste für sein Land befürchtete. Darum betont Schurz in allen Kampagnereden fast ausschließlich diesen einen Punkt, das Parteiprogramm der Gegner fast vollständig bei Seite lassend. Er erhebt seine Warnerstimme und ruft aus: „Welche Folgen werden für unsere Jugend sich ergeben, wenn sie gelehrt wird, daß Ehrlichkeit nicht länger zur Erlangung der höchsten Ehren der Republik nöthig ist? Wohin gerathen wir mit unserer öffentlichen Moral, wenn das amerikanische Volk durch diese Wahl proklamirt, daß solche Praktiken richtig sind, und der Mann, welcher sie geübt, die höchste Auszeichnung verdient? Schaut Euch um, wie es bei uns aussieht. Unser Land ist sicherlich ein prächtiges Land; es ist von einer kräftigen und energischen Bevölkerung besiedelt, die unter freien, mit ungewöhnlicher Weisheit erdachten Institutionen lebt. Wir haben große und kleine Kriege, selbst Rebellionen erfolgreich überstanden und trotz großer Irrthümer wunderbare Erfolge zu verzeichnen. Wir sind reich und groß und zivilisirt geworden, von allen Elementen zur Sicherung weiterer Erfolge, weiteren Fortschritts umgeben. Und doch ist etwas da, das uns beunruhigt. Es ist der Keim einer moralischen Krankheit, welche die Lebenskraft dieses großen Landes bedroht. Wir sehen mit Besorgniß das unter unseren jungen Leuten immer weiter um sich greifende Bestreben, ohne produk-

tive Arbeit reich zu werden; wie dieses Bestreben zu immer unskrupulöseren Mitteln führt; wie Veruntreuungen und Betrügereien in öffentlichen und privaten Vertrauensposten stets häufiger vorkommen; wie hochgeachtete Männer, die an der Spitze finanzieller Unternehmungen stehen, die ihnen anvertrauten Gelder verschleudern. Wir sehen, welche Macht große Korporationen ausüben, deren finanzielle Leitung auf geradem oder ungeradem Wege riesige Vermögen in die Hände einzelner Personen bringt; wie dieser angehäufte Reichthum immer habsüchtiger und gesinnungsloser macht und versucht, Regierungen, Legislaturen, Gerichte und Presse für seine Zwecke zu gewinnen, und dabei manchmal erfolgreich ist. Wir sehen, wie der Bundessenat nach und nach von Millionären besetzt wird, deren einziges Verdienst in ihrem Reichthum besteht, und die nur daran denken, ihren Besitz zu vermehren. Instinktive Furcht beschleicht uns, daß, wenn dieser gefährlichen Tendenz nicht Einhalt geboten wird, nicht nur unser soziales Leben demoralisirt, sondern auch unsere politischen Verhältnisse zu Kämpfen zwischen verschiedenen Räuberbanden herabsinken werden, Gesetzgebung ein Kaufobjekt und die ganze Regierung eine korrupte werden wird. Und das Endresultat? Diese große Republik wird den Weg vieler ihrer Vorgängerinnen gehen: Wachsen — Blühen — Korruptwerden — Verfaulen und Untergehen."[2])

Die Warnrufe des bedeutenden Deutsch-Amerikaners verhallten nicht ungehört; von allen Seiten strömte ihm das Volk zu, und der Wahltag zeigte, daß die Masse der Stimmgeber noch auf Seiten des Rechts und der Ehrlichkeit stand; daß sie an der Spitze der Verwaltung einen Mann haben wollte, dessen Ruf unantastbar; daß sie auf politische Korruption nicht noch eine Prämie setzen wollte. Daß so viele deutsche Stimmgeber Wisconsins ihr Votum auf Grover Cleveland vereinigten, gereicht ihnen zu hoher Ehre. Es wurde ihnen nicht leicht, aus der Partei zu scheiden, an die sich die größere Mehrzahl von ihnen nun ein-

2) Rede, gehalten am 5. August 1884 in einer Massenversammlung der Unabhängigen Republikaner in Brooklyn.

mal gewöhnt, und die innerhalb des Staates wenigstens während Gouverneur Rusk's Administration allen gerechten Ansprüchen genügt hatte. Sie brachten ein schweres Opfer; aber die Sache, der sie es brachten, war es werth. Als im Jahre 1860 die Sklavenbarone ihre Hand ausstreckten, um in der Union ihre Macht für alle Zeiten zu befestigen, da fochten die Deutsch-Amerikaner fest geschlossen für das fundamentale Prinzip der menschlichen Gesellschaft — für die Freiheit. Jetzt, wo die durch den Bürgerkrieg aufgestachelten korrupten Tendenzen die Ehre des nationalen Lebens in Frage stellten, da fochten sie für das fundamentale Prinzip einer guten Regierung — Ehrlichkeit. Und mit Stolz können wir sagen: die Deutschen standen auch hier wieder in der vordersten Reihe der Kämpfer.

Im vorhergehenden Jahrzehnt waren im großen Ganzen die eingewanderten Bürger wenig in den politischen Vordergrund getreten. Selbst die Grahamgesetz-Kampagne war nur als eine Episode in der politischen Geschichte des Staates anzusehen. Die führenden Stellen in der öffentlichen wie in der Partei-Verwaltung waren mit seltenen Ausnahmen den Deutschgeborenen verschlossen geblieben, und die zweite Generation war einstweilen noch nicht stark genug, um eine bedeutende Rolle zu spielen. Mit dem Beginn der Achtziger Jahre war jedoch eine Aenderung eingetreten.

Es war im Jahre 1878, als der erste Deutsch-Amerikanische Kongreß-Abgeordnete im vierten Distrikt, zu dem damals außer Milwaukee noch Ozaukee und Washington County gehörten, erwählt wurde. Der Erkorene war P. V. Deuster, der langjährige Redakteur des „Seebote". Auch sein Republikanischer Gegenkandidat, Caspar Sanger, war ein Deutscher von Geburt. Nach heißem, aber von beiden Seiten anständig und ohne persönliche Angriffe geführtem Kampfe, stellte es sich heraus, daß Sanger mit kleiner Mehrheit in Milwaukee gesiegt hatte. Aber die großen Demokratischen Majoritäten in den beiden anderen Counties, den alten Hochburgen der Demokratie, gaben Deuster den Sieg. Noch zweimal wurde Deuster zu demselben Amte gewählt, bis

er schließlich im Jahre 1886 dem Elsässer John Black als Demokratischem Kandidaten das Feld räumte. Dieser jedoch unterlag dem Kandidaten der Union Labor Party, Henry Smith, in der populistischen Hochfluth jenes Jahres.

Schon in seinem zweiten Termin fand Deuster einen deutschen Kollegen in Richard Guenther von Oshkosh, der vorher bereits das Amt des Staatsschatzmeisters bekleidet hatte. Gleich Deuster wurde Guenther in seinem Distrikt, dem sechsten, für drei Termine erwählt, und im Jahre 1886 war er der Held eines politischen Handstreiches wie er in der Geschichte des Staates einzig dasteht. Im zweiten Kongreßdistrikt hatten die Demokraten einen bitteren Familienzwist. Nach heftigem Kampfe um die Nomination war der unter den Deutschen sehr beliebte General Bragg von Fond du Lac von einem unbedeutenden jungen Irländer Namens Delaney geschlagen worden. Darüber herrschte große Unzufriedenheit, besonders unter den deutschen Demokraten. Der Distrikt wurde für unbedingt Demokratisch angesehen. Da trat Richard Guenther, trotzdem er gar nicht in dem Distrikt wohnte, als Republikanischer Kandidat auf. Er fuhr persönlich von einem deutschen Farmhause zum Anderen, wobei ihm seine weite Bekanntschaft und große Beliebtheit trefflich zu Statten kamen. Und siehe: das Unerhörte geschah! Der stramm Demokratische Distrikt gab für den Republikaner Guenther, der nicht einmal im Distrikt wohnte, 15,366 Stimmen ab, während Delaney nur 11,138 Stimmen erhielt und 1,074 Stimmen für den Prohibitionisten Ingersoll abgegeben wurden.[3])

Deuster und Guenther sind für die Geschichte des Wisconsiner Deutschthums wichtig, nicht nur weil sie die ersten deutschen Kongreß-

3) Folgendes ist eine Liste der bisherigen deutschen Kongreß-Abgeordneten von Wisconsin: P. V. Deuster, 4. Distr., Dem., 1879—1885; Richard Günther, 6. Distr., Rep., 1881—1887, 2. Distr. 1887—1889; Charles Barwig, 2. Distr., Dem., 1889—1895; George H. Brickner, 5. Distr., Dem., 1889—1895; Edward Sauerhering, 2. Distr., Rep., 1895—1899; Theobald Otjen, 4. Distr., Rep., 1895—; John J. Esch, 6. Distr., Rep., 1899—.

abgeordneten des Staates waren. Von größerer Bedeutung ist die Thatsache, daß beide Männer in Folge ihrer Begabung mehr als gewöhnlichen Einfluß auf die nationale Gesetzgebung erlangten. Seit ihrer Zeit sind eine ganze Anzahl Vertreter von deutscher Geburt oder Abstammung in das nationale Abgeordnetenhaus gesandt worden, ehrenwerthe Männer, deren sich Niemand zu schämen braucht, aber viel Geltung haben sie sich nicht zu schaffen gewußt. Mit Deuster und Guenther war das anders. Obschon in Parteifragen auf entgegengesetzten Seiten stehend, arbeiteten sie doch stets Hand in Hand, wo es die spezifisch deutschen Interessen zu fördern galt. Dies war besonders der Fall in Bezug auf die bessere Regulierung der Einwanderung, deren Schutz gegen die Eigennützigkeit der großen Dampferlinien strengere Gesetze nothwendig machte. (Auf diese Angelegenheit wird weiter unten noch zurückgekommen werden.) Deuster war auch in sofern ein treuer Repräsentant des deutschen Elementes, daß er in Bezug auf die Frage des Münzfußes den Silberextravaganzen seiner Partei nicht folgte. Dies zog ihm den bitteren Zorn des damaligen Führers der Silberleute, Bland aus Missouri, zu, der ihm einmal sogar mit Ausstoßen aus der Demokratischen Partei drohte.

Während diese beiden wackeren Deutschen, auch durch persönliche Freundschaft verknüpft, im nationalen Abgeordnetenhause saßen, wurde die Wahlkampagne von 1884 ausgefochten, deren Grundcharakter oben geschildert wurde.

Der Abfall der deutschen Republikaner, namentlich unter dem Eindruck der Brooklyner Rede des Herrn Schurz, wurde so stark, daß es von Seiten der Republikanischen Parteileitung durchaus nothwendig erschien, mehr als gewöhnliche Anstrengungen zu machen, um böse Folgen zu verhüten. Der Mann, den man dazu ausersah, die deutschen Mitglieder der Partei in Reihe und Glied zu halten, war kein Anderer als der frühere rabiate Sozialist, Joseph Brucker. Brucker war schon seit einer Reihe von Jahren kein Sozialist mehr. Bereits in der Kampagne von 1880 hatte er sich den Republikanern

angeschlossen und durch Herausgabe eines geschickt entworfenen Pamphlets, „Die zwei Hauptparteien in den Vereinigten Staaten", werthvolle Dienste geleistet. Auch war er damals in Gemeinschaft mit Henry Fink im Staate Indiana sowie in New York für die Republikaner „auf den Stump" gegangen. Seitdem hatte er sich in Medford dem Landverkauf an neue Ansiedler gewidmet,[4]) und sogar eine Bank gegründet, war also gewissermaßen selbst eine „Hyäne des Kapitals" geworden. Jetzt wurde er zum Sekretär des Republikanischen Hunderter-Komites in Milwaukee County ausersehen, und besonders mit der Aufgabe betraut, seine deutschen Landsleute vor den Gefahren der Mugwumperei zu schützen. Zu diesem Zwecke setzte er eine Adresse an Carl Schurz auf. Dieselbe war höchst geschickt abgefaßt. Sie ging von der Erklärung aus, daß die Unterzeichner nach wie vor mit Bewunderung für ihren begabten Landsmann erfüllt seien. Besonders seien sie überzeugt von der unantastbaren Ehrenhaftigkeit des Herrn Schurz und hätten oft ihn vertheidigt, wenn die Verläumdung ihn angegriffen habe. Sie seien aber nicht im Stande, sein jetziges Verhalten zu verstehen und zu begreifen; wie er willens sein könne, die Geschicke des Landes der Demokratischen Partei anzuvertrauen, welche sich jederzeit als die Feindin gerade derjenigen Prinzipien, an denen Schurz festhalte, wie der Zivildienstreform und des ehrlichen Geldes, erwiesen habe. Die Anklagen gegen Blaine seien unbewiesen und auf bloße Kampagne-Praktiken zurückzuführen. — Dies war im großen Ganzen der Sinn des ziemlich ausführlichen Dokumentes. Dasselbe wurde unterschrieben von etwa fünfzig deutschen Republikanern.[5])

---

4) Siehe Band I, Seite 223.

5) Folgendes ist eine Liste der Unterzeichner: Emil Wallber, Caspar M. Sanger, Julius Goldschmidt, Max Landauer, J. A. Becher, W. H. Wolf, John Schwartz Jr., Henry J. Baumgaertner, Wm. G. Rauschenberger, Florian J. Ries, Emil Block, Charles Winterfeld, Chas. Oldenberg, Henry Fink, J. Ruschhaupt, Paul Muenzberg, A. F. Luening, Louis Weihbrecht, Eugene Luening, Joseph Brucker, Charles Fingado, Ernst Krembs, Christian Widule, Emil Durr, Franklin A. Becher, A. B. Geilfuß, Charles Eißfeldt, Julius Gugler, Paul Bechtner, George Paschen, Peter Frattinger, H. C. Koch, John Rauschenberger,

Die Brucker'sche Adresse wurde in tausenden von Exemplaren unter den Deutschen des ganzen Landes vertheilt, und es ist natürlich unmöglich, direkt nachzuweisen, wie viel Einfluß sie auf den Ausfall der Wahl gehabt haben mag. Es ist sicher, daß in Wisconsin wie anderwärts eine sehr große Anzahl deutscher Republikaner für Cleveland eintraten, wenn der Abfall von der Partei auch wohl nicht so große Dimensionen annahm wie in der Zeit Greeley's, oder gar der Periode der American Constitutional Union. Unter den unabhängigen Republikanern Wisconsin's mögen besonders erwähnt werden Henry Baetz, der ehemalige Staatsschatzmeister; L. R. Roeder, der Herausgeber der „Freien Presse", und Hermann Sigel, der Redakteur dieses Blattes. Die unabhängigen Republikaner hatten ihre eigene Organisation, getrennt von den Demokraten, und von dieser wurde Carl Schurz eingeladen, in Milwaukee eine Rede in deutscher Sprache zu halten. Die Einladung ward angenommen, und am 7. September des Jahres 1884 trat der deutsch-amerikanische Staatsmann im Schlitz Park vor eine nach Tausenden zählende Versammlung seiner Landsleute. Die fünfzig Unterzeichner der Republikanischen Adresse hatten versucht, Schurz zu einer formellen Debatte zu bewegen. Dies lehnte derselbe ab, doch kam man schließlich überein, daß ein Ausschuß der Fünfziger den Redner von Zeit zu Zeit unterbrechen und ihm Fragen vorlegen dürfe, die er beantworten werde. Als solches Komite wurden die Herren Joseph Brucker, Paul Bechtner und Julius Goldschmidt auserlesen.

Carl Schurz sprach über drei Stunden. Brucker und seine Kollegen legten ihm eine Anzahl mehr oder weniger verfänglicher Fragen vor, auf die er prompt und ausführlich antwortete. Von Seiten des Redners hatten die Republikaner sich nicht über Unhöflichkeit zu beklagen. Aber anders war es mit einem Theile der Zuhörer. Nicht seit den erregten Zeiten des Bürgerkrieges, als Carl Schurz

Ignatz Friedmann, J. G. Friend, Julius Wechselberg, Chas. H. Wagner, Christ. Paulus, George Milbrath, Hermann Segnitz, Wm. Fink, Edw. Aschermann, Henry Bonns, David Adler, Jacob Morawetz, C. F. Fricke, C. R. M. Leidel, A. C. Gieseler, Simon Neustadtl, G. T. Basse.

in der Sechsten Ward von einem aufgeregten Haufen von „Copperheads“ mit Steinen und faulen Eiern beworfen wurde, hatten sich solche Szenen in einer öffentlichen Versammlung in Milwaukee ereignet wie an jenem Abend im Schlitz Park. So oft das Republikanische Komite und besonders Brucker, auf den die Menge es hauptsächlich abgesehen hatte, sich erhoben, um eine Frage zu thun, wurden sie mit wilden Zurufen und Hohngelächter begrüßt, so daß sie kaum zu Worte kommen konnten. Nachdem Schurz geendet, wollte Brucker einige Worte der Erwiderung sagen. Aber sobald er aufstand, begann ein entsetzlicher Lärm. Eine Anzahl erhitzter Männer versuchte das Podium, auf dem die Redner standen, zu erstürmen. Aepfel und ähnliche Wurfgeschosse flogen in Masse auf die Bühne. Hermann Sigel, welcher den Vorsitz führte, erklärte, er habe über eine Versammlung der Unabhängigen präsidirt; wenn Brucker jetzt eine Republikanische Versammlung abhalten wolle, möge er das ohne ihn thun, und verließ die Bühne. Schurz und das Empfangskomite folgten. Es war Brucker unmöglich, sich hörbar zu machen, und so mußte er schließlich den Rückzug antreten. Es wird wohl mit Recht behauptet, daß viele der Theilnehmer an diesen schmachvollen Vorgängen Brucker's frühere sozialistische Freunde waren, welche seinen Abfall von ihnen zu rächen gedachten.

Die Wahlkampagne endete, wie bekannt, mit der Erwählung Grover Cleveland's durch die Stimmen des Staates New York, wo er eine ganz geringe Pluralität erhalten hatte. Wisconsin stimmte Republikanisch, aber die Pluralität von etwa 30,000, die Garfield erhalten hatte, ging auf 14,682 herab. Daß dieser Rückgang hier wie in anderen Staaten nicht zum geringsten Theil den deutschen Stimmgebern zuzuschreiben war, konnte nicht füglich bestritten werden, besonders da es fest stand, daß eine bedeutende Zahl von sonst felsenfest Demokratischen Irländern für Blaine eingestanden waren, der ihnen für einen bitteren Feind des verhaßten England galt. So durften die Deutschen denn mit Recht erwarten, daß ihnen bei der Besetzung der wichtigeren

politischen Aemter eine ihren Verdiensten um den neuen Präsidenten angemessene Berücksichtigung würde zu Theil werden. Aber in dieser Hinsicht kam eine Enttäuschung. In das Kabinet Cleveland's wurde kein Deutscher berufen. In den diplomatischen Dienst trat, nach langem Zögern und energischen Anstrengungen der hervorragendsten deutschen Demokraten und Unabhängigen des Landes, nur Richter Stallo von Cincinnati, welcher als Gesandter nach Rom geschickt wurde. Das war freilich eine Ernennung, wie sie besser gar nicht hätte gedacht werden können, denn Stallo war eine der größten Zierden nicht nur des Deutschthum's, sondern der ganzen amerikanischen Nation, dessen philosophische Schriften erst jetzt, nach seinem Tode, den gebührenden Einfluß zu erlangen beginnen. Jüssen von Illinois (früher in Madison, Wisconsin, als Rechtsanwalt lange Zeit thätig) und Raine von Maryland wurden zu Generalkonsuln in Wien und Berlin ernannt. Damit ist die Liste der einigermaßen bedeutenden Stellungen, die von Cleveland an Deutsche vergeben wurden, erschöpft. Die Deutschen Wisconsin's fuhren nicht besser in der Besetzung der lokalen Bundesämter. Conrad Krez von Sheboygan erhielt das Amt des Zollkollektors im östlichen, und M. Blumenfeld von Watertown dasjenige des Binnensteuer-Einnehmers im westlichen Distrikt. P. V. Deuster, der sich seit dem 4. März 1885 nicht mehr im Congreß befand, hatte gleich seinen Freunden erwartet, daß er zum Wenigsten eine angenehme Konsularstellung in Europa erhalten werde. Statt dessen gab der Präsident ihm einen unbedeutenden Posten an einer temporären Indianer-Kommission. Um nicht einen Riß in der Partei zu verursachen, schluckte er seinen Aerger nieder und nahm das Aemtchen an. Aber seitdem war die Stellung des „Seebote", wie der deutschen Demokraten im Allgemeinen, zu der Parteileitung im Staate, und besonders zu den „Bossen" Wall und Vilas eine ziemlich gespannte. Dies kam auch im „Seebote" häufig genug zum Ausdruck. Dennoch ist es wohl richtig, daß Grover Cleveland unter den Deutschen des Staates stets ungemein populär geblieben ist, und wohl noch heute würde mancher

deutsche Republikaner sich in Versuchung fühlen, für Cleveland einzutreten, wenn dieser wieder an die Spitze seiner Partei gestellt würde.

In den nächsten vier Jahren standen übrigens in den Parteikämpfen des Staates und besonders auch der Stadt Milwaukee die nationalen Fragen nicht im Vordergrunde des Interesses. Wie im vorigen Kapitel geschildert wurde, brachte der plötzlich erwachte Kampf zwischen Kapital und Arbeit im Jahre 1886 eine politische Umwälzung in Milwaukee hervor, deren Folgen auch in der Präsidentenwahl von 1888 noch nachwirkten.

Neben den eigentlichen Parteikämpfen nahm die politisch thätigen Deutschen des Staates während dieser Periode die Frage der Regulirung der Einwanderung in Anspruch, auf die bereits oben in Verbindung mit der Kongreß-Laufbahn P. V. Deuster's hingewiesen wurde. Mit der Ueberwindung der Krise von 1873 hatte auch der Zuzug namentlich deutscher Einwanderung von Neuem begonnen und erreichte im Jahre 1881 seinen Höhepunkt. Zu den Deutschen gesellten sich Schaaren von Skandinaviern, von denen Wisconsin einen sehr erfreulich großen Prozentsatz erhielt,[6]) obwohl die Mehrzahl Minnesota als Zielpunkt hatte. Die Behandlung dieser meist im Zwischendeck fahrenden Auswanderer seitens der Transportgesellschaften war eine mehr als unwürdige. Dampfer, die höchstens Platz für 1,000 oder 1,200 Personen hatten, pferchten 1,800 bis 2,000 in den engen, schlecht ventilirten Räumen zusammen, und die Verpflegung war oft eine durchaus ungenügende. Die Zeiten waren freilich vorüber, wo auf langsam fahrenden Segelschiffen gewissenlosen Seelenverkäufern ein großer Prozentsatz der menschlichen Fracht zu Grunde ging. Aber die Zahl der Todesfälle auf den jetzt nur noch zwei Wochen zur Ueberfahrt ge-

---

6) Nach dem Bericht des Sekretärs der Einwanderungsbehörde, Henry Baetz, langten in der ersten Woche des Mai 1880 etwa 2,000 Einwanderer in Milwaukee an, unter denen sich 479 Deutsche und 432 Norweger, 539 Schweden, 169 Dänen befanden. Von der Gesammtzahl ließen sich 651 in Wisconsin nieder, der Rest ging weiter westlich.

brauchenden Dampfern war noch immer groß genug,[7]) um die Aufmerksamkeit der Presse und human denkender Menschen auf diese Zustände zu richten. Zur Abstellung dieser Uebel und zum Schutz der meist aus mittellosen Leuten bestehenden Einwanderung hatte der Kongreßabgeordnete Deuster einen Gesetzentwurf eingebracht. Ihrem rührigen Kongreßvertreter den nöthigen Rückhalt zu geben und einen entsprechenden Druck auf die Gesetzgebung zu üben, beriefen angesehene Bürger Milwaukee's[8]) mit dem Vorsitzer der staatlichen Einwanderungsbehörde, J. A. Becher an der Spitze, am 8. Mai 1880 eine Versammlung nach dem St. Charles' Hotel in Milwaukee, in der eine geeignete Agitation zur Durchsetzung des Deuster'schen Entwurfes eingeleitet wurde. Diese Versammlung wurde zugleich die Geburtsstätte einer philanthropischen Vereinigung, wie sie in anderen großen Städten der Union schon lange, im deutschen Milwaukee aber noch immer nicht bestand, — der Deutschen Gesellschaft. Es war F. W. von Cotzhausen, der den Ball in's Rollen brachte, indem er in dieser Versammlung die Nothwendigkeit eines Hilfsvereins für Einwanderer betonte und die Ernennung eines Komites vorschlug, das einen Organisationsplan entwerfen sollte.[9]) Schon am 31. Mai trat die Gesellschaft ins Leben,

7) Auf dem Dampfer Ohio, der zu dieser Zeit mit 1,300 Passagieren in New York landete, starben 13 Personen.

8) Unter den Unterzeichnern des Aufrufes zu der Versammlung im St. Charles-Hotel befanden sich: Emil Schandein, Kommissär der Einwanderungsbehörde für Milwaukee County; Herman Haertel, H. Fink, Julius Goldschmidt, Wm. Fink, Fred Vogel Sr., Adrien Steckel, Emil Weistirch, A. Dillmann, J. P. Kissinger, J. H. Jnbusch, William Frankfurth, Aug. Uihlein, Ferd. Kuehn, F. W. v. Cotzhausen, Hermann Zoehrlaut, Christian Preußer, Henry M. Mendel, David Adler, G. Bremer, August von Trott und Elias Friend.

9) Zu Mitgliedern dieses Komites ernannte der Vorsitzende die Herren Emil Schandein, F. W. von Cotzhausen und Dr. Otto Guenther. Diese reichten am 28. Mai die entworfenen Statuten ein und am 31. Mai 1880 konstituirte sich „Die Deutsche Gesellschaft" mit E. Schandein als Präsident, F. W. v. Cotzhausen, 1. Vize-Präs.; Elias Friend, 2. Vize-Präs.; G. Koeppen, 3. Vize-Präs.; Dr. Otto Guenther, Prot. Sekretär; L. R. Roeder, Korresp. Sekretär; Ferd. Kuehn, Schatzmeister; Verwaltungsräthe: Jacob Obermann, Rev. John Bading, J. A. Becher, August Uihlein, Dr. J. L. Moses, P. V. Deuster, Rev. J. F. Terborg, Rev. Leo Suchy, Emil Ulrici, Oscar Mohr, Fred Vogel Sr.; P. L. Dohmen, John V. Koetting, Guido Pfister und August Stirn.

die in der Folge sich als eine höchst segensreiche erwies. Tausenden von Einwanderern vermittelte sie Arbeit und half mit Rath und That, wo immer sie um Hilfe angegangen wurde. Wer unverschuldet in Noth gerathen oder krank und hülflos geworden, er durfte hier auf eine hülfreiche Hand rechnen. Den Neueingewanderten war die Deutsche Gesellschaft der Zentralpunkt, wohin sie sich zuerst wandten, um Rath und Auskunft über die anfänglich fremden Verhältnisse zu erhalten. Hier, wo ein verantwortlicher Vertrauensmann seines Amtes waltete, fanden sie, wenn sie nicht Verwandte und uneigennützige Freunde im Lande hatten, den ersten sicheren Stützpunkt für die Zukunft. Hierher wandte sich der Einwanderer, der sein Gepäck verloren oder wenn es an eine falsche Adresse gesandt worden; hierher der Ankömmling, der Verwandte suchte, oder den Krankheit geschlagen; hierher der Arbeiter, dem vielleicht ein unredlicher Arbeitgeber den verdienten Lohn vorenthielt. So wurde die Deutsche Gesellschaft ein Faktor für die weitere Besiedlung des Staates, dem sie durch ihre Fürsorge und durch passenden Rath manchen nützlichen Ansiedler zuführte, der unter anderen Umständen zweifellos weiter westwärts gezogen wäre.

Während die Thätigkeit der Deutschen Gesellschaft zunächst philanthropischen Zwecken gewidmet war, so ergab es sich jedoch fast von selbst in Folge ihrer bedeutenden Mitgliederzahl, welche sich aus den maßgebendsten Kreisen der Deutsch-Amerikaner rekrutirte, daß bei mannigfachen Anlässen der Pflege der Geselligkeit gebührende Rechnung getragen wurde. Auch lag es in der Natur der Sache, daß der zeitweilige öffentliche Austausch von Gedanken nicht ohne Einwirkung auf das politische Leben bleiben konnte. Insbesondere ist in dieser Verbindung ein größeres Bankett zu erwähnen, das am 12. August 1882 im Ausstellungs-Gebäude zu Ehren der beiden deutschen Kongreß-Abgeordneten Deuster und Guenther unter zahlreicher Betheiligung stattfand. Von auswärts waren viele prominente Persönlichkeiten anwesend; Carl Schurz, Eduard Salomon u. a. sandten Briefe ein. Georg Koeppen, Chef-Redakteur der Germania, führte den Vorsitz.

Bei dieser Gelegenheit wurde in mancherlei Form dem allgemein vorherrschenden Gefühle Ausdruck gegeben: Das Deutschthum müsse — ohne Unterschied der Partei — darauf dringen, bei der Vertheilung von politischen Ehrenämtern eine seiner numerischen und geistigen Stellung mehr entsprechende Berücksichtigung zu finden. Die Toaste und Ansprachen sind in vieler Beziehung für das damalige Leben bezeichnend und spiegeln die vorherrschende Auffassung der älteren Generation trefflich wieder. Sie mögen daher hier eine breitere Stelle finden. Wir entnehmen einem Tagesblatte den folgenden Bericht:

(Milwaukee Freie Presse.)

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß der gestrige Tag, oder besser gesagt, das von der Deutschen Gesellschaft von Milwaukee in dem Ausstellungsgebäude, dieser Perle Milwaukee's, veranstaltete deutsche Fest, als ein Epoche machendes Ereigniß in der Geschichte unserer herrlichen, schönen Stadt Milwaukee, betrachtet werden darf und muß. Das Festmahl fand im südlichen Theile der großen Halle des majestätischen Gebäudes statt; sechs Tafeln erstreckten sich vom Fuße der großen Orgel nordwärts bis zum Bassin der großen Fontäne, Platz für 400 Personen bietend, alle fein und geschmackvoll dekorirt. Neben der Haupthalle waren Rauch- und Trinkzimmer eingerichtet. Am südlichen Ende der Tafeln hatte Bach's Orchester Platz genommen.

Nach den ersten beiden Gängen kündigte Herr Koeppen, der Präsident pro temp., den ersten Toast mit den folgenden Worten an:

Die Vereinigten Staaten:

„Es ist nicht der Zufall der Geburt, sondern unsere eigene freie Wahl, welche uns dies Land zum Aufenthalt und zur Heimath gemacht. Ihm zollt bei allen festlichen Gelegenheiten der Adoptivbürger den ersten Tribut."

Major Henry Bätz,

welcher den Toast zu beantworten hatte, sprach alsdann folgendermaßen:

Herr Präsident, meine Damen und Herren! — In einer verhältnißmäßig kurzen Zeitperiode — im Leben der Staaten und Völker nur eine Spanne Zeit — hat sich auf diesem Kontinente eine staatliche Organisation entwickelt, welche bestimmt ist, an Wohlstand, Macht und Größe alle Staaten zu übertreffen, von welchen uns die Weltgeschichte Kunde giebt.

Zur Zeit des Revolutionskrieges mit England zählten die Kolonien 3 Millionen Einwohner; heute haben die Ver. Staaten von Nordamerika 52 Millionen, und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man annimt, daß sich diese Zahl in weiteren 50 Jahren verdoppelt haben wird.

Aehnlich wie mit der Zunahme der Bevölkerung verhält es sich mit unseren national-ökonomischen Interessen. Auch hier begegnen wir überall einem Fortschritt, wie ihn die Geschichte keines anderen Landes der Erde aufzuweisen hat. Handel und Industrie, Acker- und Bergbau haben einen großartigen Aufschwung genommen. Unsere Eisenbahnen besitzen eine größere Meilenlänge als diejenigen von ganz Europa; unsere Weizenproduktion ist von 100 Millionen Bushel im Jahre 1850 auf mindestens 500 Millionen Bushel in diesem Jahre gestiegen und an Baumwolle liefern wir $\frac{3}{4}$ der Gesammtproduktion. Andere Erzeugnisse der Landwirthschaft halten damit gleichen Schritt. Unsere Münzprägung hat sich seit 1840 von $3\frac{1}{2}$ auf $84\frac{1}{2}$ Millionen Dollars vermehrt, während unsere Waarenausfuhr in 1880 auf $852,781,577 gestiegen ist. Unser Nationalreichthum soll aufgestellten Berechnungen zufolge denjenigen Englands übertreffen.

Auch im Erziehungswesen, in der Gründung von Schulen und höheren Lehranstalten, in der Errichtung von Krankenhäusern, Hospitälern und anderen Anstalten der Wohlthätigkeit haben wir ganz erstaunliche Fortschritte gemacht, so daß wir allein für die Unterhaltung unserer öffentlichen Freischulen jährlich etwa $80,000,000 verausgaben.

Herr Präsident! Es ist hier weder der Ort noch die Zeit, alle die großartigen, oft an's Wunderbare grenzenden Fortschritte, welche wir in der Entwickelung unseres politischen und wirthschaftlichen Lebens zu verzeichnen haben, näher zu erörtern; fragen wir uns jedoch, welche Faktoren thätig gewesen sind, um solche Resultate zu erzielen, so antworte ich: es ist die auf das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, der Gerechtigkeit und des allgemeinen Volkswohls gegründete Verfassung unseres Adoptivvaterlandes, der wir in erster Linie diesen wunderbaren Aufschwung zu danken haben. Auf ihre freiheitlichen Grundprinzipien lassen sich mehr oder weniger alle Erfolge zurückführen, denn in ihnen konzentrirt sich das treibende Agens, welches unserem nationalen Leben Geist, Energie und Schaffensdrang einhaucht.

Unter diesem Grundgesetz giebt es keine Unterthanen, sondern freie Bürger; keine privilegirten Klassen, sondern Gleichheit der Stände; keinen Militärdespotismus; keine mittelalterlichen Schranken und Fesseln und, der Rebellion sei's gedankt, auch keine Sklavenketten mehr. — Jeder kann die Früchte seiner Arbeit ungestört genießen und in dem Ringen nach Ehre und Ruhm, nach Wohlstand und Glück, entscheiden nur persönlicher Werth, Talent, Arbeit, Fleiß.

Eine Republik, welche auf einer solchen Grundlage beruht, auf einem System vernünftiger Freiheit gepaart mit sittlicher Ordnung, in welcher das Gemeinwohl Aller ohne Unterschied der Abstammung oder Geburt das höchste Ziel ist, — eine solche Republik muß bei normaler, friedlicher Entwickelung zu Macht, Glanz und Wohlstand gelangen. Dazu kommt, daß wir ein aufgeklärtes, intelligentes, praktisches und thatkräftiges Volk sind, das in der Erschließung und Ausbeutung der reichen natürlichen Hülfsquellen des Landes kein Hinderniß kennt, das es nicht zu bewältigen vermöchte.

Als weiteren wichtigen Faktor in der Entwickelung unseres geistigen und materiellen Lebens müssen wir die europäische Einwanderung hervorheben, welche ohne Unterbrechung jahrein jahraus, nach unseren Gestaden strömt, und die sich für die letzten 62 Jahre auf nicht weniger

als 12 Millionen Seelen berechnet. Ich glaube, es wird so ziemlich allgemein zugegeben, daß gerade dieser Masseneinwanderung ein hoher Antheil an den Errungenschaften unseres Adoptiv-Vaterlandes beigemessen werden muß.

Auch wir, die wir hier versammelt sind, gehören wohl durchweg zu jenen Bürgern dieses Landes, deren Wiege jenseits des Ozeans gestanden hat. Wir haben uns losgerissen von der Scholle unserer Väter, um uns „in dem Lande der Freien, in der Heimath der Braven", dauernd niederzulassen. Welcher Art die Motive waren, welche den Einzelnen bestimmten, der heimathlichen Erde Lebewohl zu sagen, bleibt sich gleich: — wir kamen alle mit der Absicht hierher, Bürger eines freien Landes zu werden, durch ehrliche Arbeit und Fleiß uns eine anständige Existenz zu gründen und mitzuarbeiten an dem inneren Ausbau dieses neuen Kulturstaates. So jene, welche uns auf diesem Wege vorangegangenen. Und wahrlich, blicken wir wohin wir wollen, überall, in allen Zweigen der menschlichen Industrie finden wir die Merkzeichen, die thätige Hand des Adoptivbürgers; auf dem Felde der Landwirthschaft, wie auf den Gebieten des Handels, der Gewerbe und Industrie; in den Schulen und Erziehungsanstalten; in den Fächern der Kunst und Wissenschaft; in den öffentlichen Verwaltungsämtern wie in den Hallen der Gesetzgebung; in der öffentlichen Presse — kurz überall begegnen wir Männern, welchen „nicht der Zufall der Geburt, sondern ihre eigene freie Wahl dieses Land zum Aufenthalt, zur Heimath gemacht hat."

Und wie sie stets einen regen, kräftigen Antheil nehmen an der Entwickelung unseres nationalen Lebens, und keinen höheren Ehrgeiz kennen, als gute Bürger eines freien Landes zu sein, so haben sie zur Zeit, als die Existenz der Union von dem Glück der Waffen abhing, durch die That bewiesen, daß sie in loyaler Treue, in Liebe und Hingebung für das Land ihrer Wahl hinter ihren anglo-amerikanischen Mitbürgern nicht zurückstehen. Als der erste Schuß auf Fort Sumter gefallen war und der unsterbliche Lincoln die ersten 75,000 Mann unter

die Waffen rief, da schaarten sich die Adoptivbürger mit der nämlichen patriotischen Begeisterung um das Sternenbanner, mit welcher der Anglo-Amerikaner zur Muskete griff. In diesem großen Momente in der Geschichte der Vereinigten Staaten gab es keine Irländer, keine Deutschen, keine Skandinavier, keine Fremdlinge, sondern nur Amerikaner. Das gemeinschaftliche Interesse, die gemeinschaftliche Gefahr, sie hatten jeden nationalen Unterschied beseitigt und Alle kämpften wie Brüder, Schulter an Schulter, für den einen heiligen Zweck, für die Rettung der Union und mit ihr für die Rettung der letzten großen Freistätte der Bedrängten und Unterdrückten aller Länder. Und so sollte es immer sein.

Ueber 2½ Millionen Streiter führte die Union in den Kampf. Unter ihnen befanden sich Hunderttausende von fremdgeborenen Bürgern, welche auf allen Schlachtfeldern tapfer und muthig dem Feinde die Brust entgegentrugen, und gar Mancher von ihnen ist auf dem Felde der Ehre gefallen, gar Mancher hat den glorreichen Sieg nicht erlebt, den er mit erkämpfen half.

Und als der Kampf beendigt, da „kehrten die mächtigsten Heerschaaren, welche die Republik jemals in's Feld geführt, ebenso rasch als froh und friedlich zu den stillen Künsten des Friedens zurück, sich von anderen Bürgern nur durch das stolze Bewußtsein unterscheidend, das Vaterland gerettet zu haben."

Durch jenen Riesenkampf hat die Republik den Beweis geliefert, daß es ihr nicht an den Elementen der Selbsterhaltung gebricht, und daß es für sie keiner großen stehenden Armee bedarf, um inneren und äußeren Feinden erfolgreich die Spitze zu bieten. Befreit von dem Fluche menschlicher Sklaverei, neu gestärkt und befestigt durch das Gefühl nationaler Einheit und Zusammengehörigkeit, nimmt sie heute unter den Nationen einen Rang ein, um den selbst das alte Europa mit seiner tausendjährigen Geschichte sie beneiden könnte.

Und so möge unser Adoptivvaterland denn wachsen und gedeihen zum Heil und Wohl seines Volkes; human und gerecht sein Allen gegen-

über ohne Rücksicht auf Abstammung; ein fester Hort allen Bedrückten, eine Leuchte allen Völkern die nach Freiheit ringen.

Der Rede folgte rauschender Beifall.

Nach dem dritten Gange hielt Senator F. W. v. Cotzhausen die folgende schwungvolle Rede, als einleitende Worte zu dem zweiten Toast:

„Unsere Gäste."

Dem Wunsche des Direktoriums entsprechend, erlauben Sie mir zum besseren Verständniß des heutigen Festes, dem zweiten offiziellen Toaste einige einleitende Worte vorauszuschicken.

Dem Feste, das wir feiern, liegt jede politische Veranlassung fern. Dem Beispiele anderer Städte folgend — organisirte sich vor nunmehr zwei Jahren die festgebende Gesellschaft zu rein philanthropischen Zwecken, und Politik steht nicht auf ihrem Programm.

Man bezeichnete bereits seit längerer Zeit unsere liebliche Stadt mit dem schmeichelhaften Beinamen „Deutsch-Athen", und zwar nicht mit Unrecht. Nirgends steht die Volksschule höher und unserer Sprache und Anschauung näher denn hier; — nur selten treffen wir anderswo in diesem Lande auf eine deutsche Presse, welche in solcher Vielseitigkeit unsere Ansichten vertritt; — eine große Anzahl der verschiedenartigsten Vereine pflegen mit regem Eifer deutschen Sinn und deutsche Kunst; — seit mehr denn einem Viertel-Jahrhundert tönt das deutsche Lied mit sinnigem Verständniß an diesen Ufern wieder, und (Dank insbesondere unserm alten, und doch so lebensfrischen Musik-Verein) man hat es verstanden, nicht nur den deutschen Sang in diesem Lande zu Ehren zu bringen, sondern auch bei unseren amerikanischen Mitbürgern Sinn und Verständniß für Musik zu wecken. Daß neben der Pflege der Kunst und des Geistig-Schönen auch der Ausbildung der körperlichen Kraft und Symmetrie gebührende Rechnung getragen wird, dafür haben uns vor kurzer Zeit, im Angesicht der alten Welt, Freund Brosius und seine Frankfurter Riege glänzendes Zeugniß abgelegt.

Und doch, bei alledem, fehlte es bis vor Kurzem in dieser — der deutschesten — Stadt des amerikanischen Kontinents, an einer „Deutschen Gesellschaft". In schroffem Gegensatz zu New York, Philadelphia, Chicago, St. Francisco und anderen Städten bot hierselbst keine Vereinigung deutscher Pioniere dem Einwandernden auch nur ein Willkommen zum Gruß. Die Tausende unserer Landsleute, welche im Drange der sozialen und politischen Verhältnisse die heimathliche Scholle verlassen und erwarten durften, in unserem Milwaukee wenigstens einem warmen Druck der Hand und uneigennützigem Rath zu begegnen — sie fanden Nichts, das ihnen zur Aufmunterung hätte dienen können, unserem Staate ihre Mittel und Arbeitskraft zuzuwenden. Das Wenige, was in dieser Richtung geschah, war und blieb der individuellen Thätigkeit überlassen.

Heute ist das anders geworden. Dank der warmen Betheiligung einiger Hundert unserer besten Mitbürger, die „Deutsche Gesellschaft von Milwaukee" hat festen Fuß gefaßt, und kann in mancherlei Richtung der Staats-Einwanderungs-Behörde nunmehr Vorschub und Nachhülfe leisten. Zu wünschen wäre allerdings, wenn ein Jeder, dem Sinn und Verständniß für deutsche Abstammung nicht abhanden gekommen, zu dem guten Zwecke beitrüge. Herrn und Damen sind als Mitglieder herzlichst willkommen!

Wie sich aber aus der Sache selbst ergiebt, es wird auf die Dauer der Zeit, besonders in einem Klima wie das Unserige — der philanthropischste Zweck langweilig und abgenutzt, wenn nicht eine zeitweilige Anregung in Form von geselligen Zusammenkünften den Mitgliedern geboten wird. Wir haben in Folge dessen im letzten Winter einen Ball arrangirt, und heute (um auch den älteren Knaben eine Gelegenheit zum Austoben zu bieten) eine Festtafel, welcher, wie ich hoffe, noch viele derartige Veranlassungen folgen werden. Es wird unser Bestreben sein, dieselben auch im Kostenpunkte allen zugänglich zu machen — durch einfachen, aber gediegenen Ton zur Betheiligung anzuspornen.

Mit anderen Worten: Es sollte uns freuen, wenn dem (allerdings nicht in der Konstitution ausgesprochenen, aber nichts destoweniger scharf vorgezeichneten) Zwecke der Deutschen Gesellschaft Rechnung getragen würde, von Zeit zu Zeit, in regelmäßig wiederkehrenden Festen die alten Pioniere und deren sinnestüchtigen Nachwuchs um uns her zu versammeln — die so mannigfach geschiedenen Elemente deutschen Stammes zeitweilig wenigstens zu vereinigen, zum Auffrischen des alten Geistes und zur Sammlung neuer Kräfte in der Anregung eines geselligen, ungezwungenen Umgangs."

So weit unser Zweck!

Um nun diesem Erstlingsfeste beschriebener Art auch die nöthige Weihe zu geben, haben wir uns erlaubt, zwei Ehrengäste einzuladen — die beiden Kongreß-Repräsentanten Deuster und Guenther. Es ist dieser unser Schritt auf mancherlei Mißdeutung gestoßen. Man hat in der ersten Zeit, besonders seitens der amerikanischen Presse, in mannigfachster Weise versucht, von der Betheiligung abzuhalten, und ich habe selbst hier und da Exemplare deutschen Ursprungs angetroffen, welche es nicht mit ihrem amerikanischen Bürgerthum vereinbaren können, einem ihrer Mitbürger derartige öffentliche Anerkennung zu zollen, oder einem Feste beizuwohnen, das von einer deutschen Gesellschaft, mit Beibehaltung der deutschen Sprache, zu Ehren deutscher Repräsentanten gefeiert wird.

Ich selbst bin nicht so zartfühlend; ich glaube am besten mit den übrigen Elementen dieser noch nicht charakteristisch ausgeprägten — sondern fortwährend in Bildung begriffenen — amerikanischen Nation fertig zu werden, wenn ich für den Eingewanderten ein selbstständiges Denken und die gleichen Rechte mit Andern beanspruche. Unsere amerikanische Nationalität wird hoffentlich nicht in's Wackeln gerathen, wenn neben dem amerikanischen Klub auf der Ostseite, den „Scotch Games" oder der Fenier-Verbrüderung, auch eine „Deutsche Gesellschaft" auf philanthropischer Basis existirt; — ja es scheint mir fast, als ob in letzterer Zeit ein prinzipielles Festhalten unserseits an dem

einmal gewonnenen Boden für die Wahrung unserer sozialen Anschauungen zur Lebensfrage werden könnte. Wenn ich auch nicht in allen Punkten mit solch' krasser Auffassung der individuellen Freiheit sympathisire, wie sie ungebildeterseits so häufig mißverstanden und breit getreten wird, so scheint mir doch der Drang der gegenwärtigen Zeit ein festeres Aneinanderschließen fast zu erfordern und der amerikanische Bürger deutschen Ursprungs soll und darf seine Individualität und sein angeborenes Recht nicht einer moralischen Laune Anderer zum Opfer bringen.

Und wer sollte uns denn im Kampfe um solche Fragen und bei festlichen Veranlassungen wie diese, näher stehen, als die beiden deutschen Kongreß-Repräsentanten Wisconsins? Mag man auch in einzelnen Punkten politischer Bekenntnisse andern Sinnes sein — mag man auch noch so ernstlich in den Hafen-, Tarif- und anderen öffentlichen Fragen differiren — mag man auch bisher Deutscherseits nicht besonders gewohnt gewesen sein, den aus der eigenen Mitte hervorgegangenen Persönlichkeiten noch während ihrer Lebenszeit besondere Anerkennung zu zollen — so sind wir Alle doch in einem Punkte eines Sinnes: Das deutsch-amerikanische Element hat in diesen Herren Vertreter seiner allgemeinen Anschauungen gefunden, auf welche es mit Stolz hinweisen kann — welche es mit Befriedigung als deutschen Ursprungs beansprucht!

In dieser Anerkennung vereinigen wir uns Alle. Da schweigt jeder Neid; da verstummt der politische Hader; da tritt die Rücksicht auf individuelle Vorliebe und Verschiedenheit einzelner Ansichten in den Hintergrund zurück und wir Alle stimmen ein in den Wunsch:

„Möge Eure Kraft und Euer Streben, werthe Gäste, nicht an der Mißgunst kleinlicher politischer Opposition erlahmen. Möge der gesunde Sinn des Volkes Sorge tragen, daß Euere Dienste noch lange dem öffentlichen Wohle gesichert bleiben!"

Mit diesem Wunsche erheben wir das Glas und bringen Ihnen nebst kräftigem Zug ein dreifach Hoch!

Wie sich nicht anders erwarten ließ, wurden die kräftigen und beredten Worte oft durch Beifall unterbrochen und alle Anwesenden schlossen sich bereitwilligst der Aufforderung an, ihr Glas auf das Wohl der Ehrengäste zu leeren.

Nach längerer Pause stellte der Vorsitzer Herrn P. V. Deuster vor. Derselbe sagte:

Herr Präsident, meine Herren und Damen!

Wie könnte ich Ihnen herzlich genug für die Einladung zu Ihrem heutigen Feste danken, besonders, wenn ich mit dem Bewußtsein hierhergekommen bin, daß nicht meine Mitbürger mir Dank schulden, sondern umgekehrt ich ihnen die Möglichkeit verdanke, nach schwachen Kräften dienstbar zu sein. Keine Ehrenbezeugung, keine öffentliche Gunst kann der innersten Befriedigung, dem stillen Bewußtsein gleichkommen, thatkräftig in die Schranken treten zu können für Hülflose und Unterdrückte, für Heimaths- und Vaterlandslose, wie es unsere Einwanderer sind, und je selbstloser, je uneigennütziger eine solche Handlungsweise erscheinen darf, desto größer ist die Genugthuung, die sie gewährt — denn alle persönliche Rücksicht tritt dann in den Hintergrund.

Auch Sie, meine Herren, haben ein schönes Anrecht auf dies stolze Gefühl, der höchsten Menschenpflicht genügt zu haben, durch Ihre edle Thätigkeit im Interesse unserer hülflosen Einwanderer; und das eigene Herz sagt wohl Jedem heute Abend, daß es einen Lohn für das Gute giebt, das man thut, auch wenn man ihn in der eigenen Brust suchen muß.

Ich freue mich, den heutigen Abend im fröhlichen Beisammensein mit so vielen meiner Mitbürger verbringen zu dürfen, die — wie ich — als Einwanderer ihre bescheidene Laufbahn auf der untersten Stufe begannen und sich durch harte Arbeit einen Ehrenplatz unter unseren hiesigen Mitbürgern erobert haben. Sie haben dem Deutschthum durch Ihre Gesellschaft eine Brücke gebaut in dieser Stadt und in diesem Staate, und Ihre segensreiche Thätigkeit wird sich noch in späteren Zeiten geltend machen.

Und wenn ich zum Schlusse auf eins noch hinweisen möchte, das ich speziell als eine gute Wirkung jener Einwanderer-Bill betrachte, für deren Passirung mein lieber Kollege Günther und ich thätig waren, so ist dies der Umstand, daß damit die Vereinigten Staaten den Einwanderer von jetzt ab gleichsam schon bei der Einschiffung in ihren Schutz nehmen und ihm die Wohlthaten fühlbar machen, sich auf dem großen internationalen Verkehrswege, dem atlantischen Ozean, schon unter den schützenden Fittichen jenes großen Landes zu wissen, dem er einst als Bürger angehören wird.

Meine Herren! Stimmen Sie mit mir ein in ein dreifaches, donnerndes Hoch auf die „Deutsche Gesellschaft" von Milwaukee!

Herr Richard Günther

dankte in den folgenden Worten:

Herr Präsident, meine Herren und Damen!

Ich beabsichtige nicht, den Toast mit einer Rede zu beantworten. Alles was ich zu thun wünsche ist, Ihnen Herr Präsident und der Deutschen Gesellschaft von Milwaukee meinen herzlichsten Dank auszusprechen für Ihre gütige Einladung und für die schmeichelhaften Worte, mit der Sie dieselbe begleiteten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie hoch ich Ihre gütigen Gefühle anschlage und wie sehr mich Ihre ermuthigenden Worte anspornen werden, durch neue Bestrebungen Ihr Wohlwollen zu verdienen, indem ich stets bestrebt sein werde, die Interessen aller Einwanderer zu fördern.

Der Zweck Ihrer Gesellschaft ist, diejenigen zu schützen und zu unterstützen, die an unsere Gestade kommen, und besonders diejenigen, die eine Heimath in unserem Staate Wisconsin suchen — ihnen freundlichen Rath zu geben und eine hülfreiche Hand allen entgegenzustrecken, die ihrer bedürfen. Dieses zu thun, werden Sie veranlaßt durch jenes Gefühl der wahren und edlen Menschenliebe, die dahin strebt, die Lage jedes menschlichen Wesens zu verbessern.

Alles, was Sie thun, thun Sie freiwillig und ohne Egoismus, und deshalb verdienen Sie uneingeschränktes Lob. Wenn ich irgend

etwas that, womit ich Ihr Lob verdient, so habe ich blos meine Pflicht gethan; ich that, was meine Wähler von mir zu verlangen berechtigt waren. Wenn diese und wenn Sie sagen, daß ich meine Pflicht gethan, so fühle ich mich reichlich belohnt.

Ich betrachte mich in erster Linie als einen amerikanischen Bürger und zwar im vollsten Sinne des Wortes. Ich liebe dieses Land, das Land meiner Wahl; ich liebe seine Institutionen und sein Volk. Doch in demselben Augenblicke erinnere ich mich daran, daß meine Wiege auf deutscher Erde stand und daß ich dort meine erste Erziehung erhielt. Ich fühle, daß ich undankbar wäre, würde ich nicht hochhalten alles was gut, ehrlich und wahr ist in dem deutschen Charakter; ich fühle, daß ich nicht werth wäre Ihrer Güte, würde ich nicht jedesmal, wenn sich die Gelegenheit bietet, meine Stimme erheben für die Interessen und für das Wohlergehen meiner deutschen Landsleute; würde ich nicht versuchen, allen jenen den Weg zu ebnen, die nach dem freien Amerika kommen, um sich eine neue und glückliche Heimath zu suchen.

So lange ich fähig bin, die Interessen des Einwanderers zu vertreten, wird dieser in mir immer einen treuen und festen Freund finden. Ich werde immer seine Sache vertreten, welche die der Humanität ist, und so lange und indem ich dies thue, werde ich immer die herzliche und kräftige Mithülfe des Volkes meines Distritts und der Deutschen Gesellschaft von Milwaukee haben.

Die Ansprache des Herrn Günther wurde höchst beifällig aufgenommen.

Den nächsten Toast kündigte Herr Jacob Obermann mit folgenden Worten an:

Wisconsin, unsere Heimath.

„Vor einem Menschenalter noch der wilde Jagdgrund der Indianer — heute, treu seiner Devise „Vorwärts", sendet Wisconsin die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Industrie der alten Welt zum lohnenden Austausch!"

General F. C. Winkler beantwortete den Toast wie folgt:

Als der liebe Gott die Welt erschaffen, da schuf er für den Wohnort des ersten Menschenpaares den wunderbaren Garten. Hier prangte die Natur im Festtagskleide. Laub und Blumen wetteiferten, dem Auge das Schönste zu bieten. Wässer plätscherten, Wohlgerüche durchwehten die milden Lüfte. Die üppigen Früchte lachten die Bewohner an. Sie brauchten nur die Hände auszuhalten und sie flogen ihnen entgegen. Der Mensch schwelgte im Genuß.

Ein Land wie dieses ist unser Staat Wisconsin nicht. Es gebricht ihm nicht an Schätzen, aber auf der Oberfläche liegen sie nicht. Der müßigen Hand fliegen sie nicht entgegen. Dem Fleiße ist er ergiebig, der Arbeit bietet er reichlichen Lohn; aber dem Müßiggänger, der nur seinen Genüssen leben möchte, der mit Händen in den Taschen dasteht und wartet, daß ihm die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, der gerne ernten möchte, ohne gesäet zu haben, für den hat unser Staat kein Wort des Trostes, sondern nur den unerbittlichen Spruch des Verderbens. Es giebt keine Zauberei mehr, die Welt will nicht mehr daran glauben. Dennoch lebt noch ein Zauberer, den auch der Ungläubigste anerkennt. Es ist die Zauberkraft der fleißigen Arbeit. Sehet um euch und ihr seht sie bestätigt. Vor wenig Jahren noch eine Wüste von Wald und Sumpf, wo der Wilde seinen Bogen spannte, um den raschen Pfeil dem Hochwild nachzusenden — und heute — welche Verwandlung! Ein Garten der üppigsten Landwirthschaft, unterbrochen von Städten und Dörfern, in denen Industrie in allen Branchen schwirrt, umschlungen von den langen liebenden Armen der großen Transportationswege der Neuzeit! Es ist die Hand, die menschliche Hand, welche die Arbeit nicht scheut, die dieses Wunder hervorbringt.

Die fleißige Hand bringt Wohlstand, aber damit allein ist ein großes freies glückliches Volk noch nicht erzeugt. Das Ziel des Lebens muß ein hohes sein.

Hier in Wisconsin vielleicht mehr als in irgend einem anderen Staate tritt das Problem des Zusammenkommens und Zusammen-

lebens vieler verschiedener Nationalitäten hervor. Eingeborene aus allen Staaten der großen Republik, Fremde aus allen zivilisirten Ländern der Welt, bilden die Einwohnerschaft des Staates. Aber so verschieden auch der Ursprung, bilden wir doch nur ein Ganzes, ein Volk. Wir kennen keine Sonder-Interessen. Fern liegt uns der Gedanke, daß wir als Deutsche besondere Interessen hätten, besondere Rechte in Anspruch nehmen wollten. Wir kennen nur ein Recht, das Recht des freien Bürgers, und an diesem Recht hat jeder Bürger gleichen Theil. Der Staat hat nur ein Ziel, ein Streben, an dem alle Bürger gleich betheiligt sind. Wo ein Recht bedroht ist, da darf keine Frage aufgeworfen werden, woher er komme, wer der Bedrohte sei. Es ist Bürgerpflicht, die heiligste der Pflichten, ihm beizustehen, wenn's sein muß bis auf's Blut. Von diesem Geiste muß das „Vorwärts" unseres Staates beseelt sein.

Herr Ferdinand Kühn kündigte den vierten Toast an:

Unser Mutterland.

„Wenn auch fern der Stätte seiner Geburt — wenn auch anders und älter geworden im Getümmel einer fremden Welt — wenn auch ein treuer Bürger seiner neuen Heimath, so vergißt der Deutsche doch nie der Wiege seiner ersten jugendlichen Träume — nicht der Sprache seiner Kindheit — nicht des deutschen Sinnes."

Herr Hermann Sigel, welcher denselben zu beantworten hatte, sprach alsdann folgendermaßen:

Verehrte Festgenossen!

„Wer die Mutter nicht ehrt, ist der Braut nicht werth!"

Als vor Jahresfrist der Grundstein zu dem Bau gelegt wurde, in dessen herrlichen Räumen wir heute ein ächt deutsches Fest feiern, dessen Zweck bereits meine Vorredner erklärten, da wurde mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die deutsche Weiherede zu halten.

Ich glaubte mich damals der Aufgabe nicht besser entledigen zu können, als indem ich über das Verhältniß der Deutschamerikaner zum

neuen Adoptiv-Vaterlande sprach, den erwähnten Ausspruch zum Motto meiner Bemerkungen machend. Ich bezeichnete damals Deutschland als unsere Mutter, die wir achten, ehren und lieben; und Amerika, unsere Republik, als unsere freiwillig auserkorene, selbsterwählte Braut, die wir erworben und errungen haben und die wir nun auch verehren und lieben, wie der liebende Bräutigam die geliebte Braut, der wir unser ganzes Sein geweiht. Bei jener Gelegenheit wendete ich mich hauptsächlich an unsere anglo amerikanischen Mitbürger und suchte darzuthun, daß wir der amerikanischen Braut nicht werth und würdig wären, wenn wir unser Mutterland weniger liebten, unser Stammvolk weniger achteten und ehrten als wir in der That thun.

Wer seine Mutter verleugnet, kann nie ein guter Bräutigam, ein guter liebender Gatte sein.

Der Deutschamerikaner, der sein Deutschthum verleugnet, es plötzlich abwirft und sich zu amerikanisiren sucht, indem er gewöhnlich sich nur die Untugenden und schlechtesten Charaktereigenschaften aneignet, ohne für die Tugenden und die Vorzüge des amerikanischen Volkscharakters Verständniß zu zeigen, ist kein guter Mensch, kein guter Bürger und kein ächter Bräutigam der amerikanischen Republik.

Wenn wir Deutschamerikaner aber unsere Sitten und Gebräuche, insoweit dieselben gut sind, bewahren, unsere schöne deutsche Muttersprache hegen und pflegen und uns nicht so mir nichts dir nichts unserer Eigenart entäußern, unsere deutsche Mutter vergessen, sondern ihr in Achtung, Verehrung und Liebe zugethan sind, so tragen wir mehr zur fortschrittlichen Entwicklung der im Werden begriffenen Nation bei, als alle die Abtrünnigen, die sich ihrer deutschen Mutter, ihrer Abstammung, ihrer Eigenart und Sprache schämen, und die verleugnen Deutsche zu sein.

Ich habe damals den erwähnten Ausspruch als Motto gewählt, um den Angloamerikanern zu zeigen und zu verstehen zu geben, daß eben unsere Sitten, unsere Eigenthümlichkeiten, soweit sie gut sind und zum Gemeingut der Nation zu werden verdienen, die vollste Berechtigung

haben; daß es ein unbilliges und ungerechtes Verlangen sei, Allem was uns lieb und theuer ist, plötzlich entsagen zu sollen; daß es das Beste sei, daß sich jeder Volksstamm frei und ungehindert entwickle und daß bei friedlichem Nebeneinandergehen und durch einen edlen Wettstreit, aus welchem das Gute, ja das Beste siegreich hervorgehe, sich eine freie große, mächtige Nation herausbilden und entwickeln werde, die ihres Gleichen auf dem Erdenrunde suchen dürfte.

Heute nun, in diesem Festmomente wende ich mich mit dem Ausspruche: „Wer die Mutter nicht ehrt, ist der Braut nicht werth", besonders an meine deutschen Landsleute. Ich huldige der Ansicht Senecas, der da ausrief: „Niemand liebt sein Mutterland, weil es groß, sondern weil es das seinige ist!" Die Liebe zum Mutterlande, zum Lande der Geburt ist und hat etwas Natürliches. Wenn wir auch gleich Odysseus die Welt durchwandert, vieler Menschen und Völker Sitten und Gebräuche kennen gelernt haben, unser Herz weilet doch am liebsten in der Heimath, dem Lande unserer Geburt, wo Verwandte und Jugendfreunde und Rückerinnerungen froh durchlebter Kinderjahre unserer harren.

Wenn man auch sein Mutterland nicht wegen seiner Größe, seiner Macht, seines Ruhmes, ja vielleicht nicht einmal wegen seiner Landsleute liebt oder lieben kann, so liebt man es doch noch als Land der Geburt, der verlebten Jugendjahre. Man erinnert sich gern der schönen Jugendzeit, der süßen Namen der Heimath, der Berge und Thäler, der Felder und Wälder, der Flüsse und See'n, der Orte und Städte, die man gesehen, die man durchstreift und durchwandert, in denen man gelebt und gewirkt hat.

Soll ich nun auch hier noch an unsere herrliche Muttersprache, die dem deutschen Ohre so wohlthut, an die Heimathklänge wie sie sich im Liede und in der Musik offenbaren, erinnern? An die Sprache, in der ein Keppler geredet, nachdem er in den Sternen gelesen; die ein Alexander Humboldt so meisterhaft benützte, nachdem er in die geheime Werkstätte der Natur eingedrungen; in welcher der philosophi-

rende Menschengeist in der Person des berühmten Königsberger Gelehrten Emanuel Kant so großartige Triumphe feierte; in der ein Lessing, Göthe und Schiller unsterbliche dramatische Werke und Poesien geschaffen haben; die Sprache, welche die Meister im Reiche der Töne: Beethoven, Mozart, Weber, Wagner und viele Andere begeisterte und anspornte zu Tonwerken und Dichtungen, welche zu dem Besten gehören, was auf dem Gebiete der Tonkunst geschaffen wurde.

Und eine solche Sprache mit einer so reichhaltigen und dabei großartigen Literatur sollen wir aufgeben, sollen sie nicht pflegen? Wahrlich wir verdienten nicht allein verhöhnt, sondern verachtet zu werden. Ich rufe es hier meinen Landsleuten zu: „Achtet Euch selbst, wenn Ihr von Andern geachtet werden wollet. Zur Selbstachtung aber gehört vor Allem die Achtung vor dem innern Volkswesen, der Abstammung, dem Mutterlande und der Muttersprache.

Ich schließe hier, da ich die mir bewilligte Frist wohl bereits überschritten habe; erlaube mir aber noch ein kleines Gedichtchen vorzutragen, das in gedrängter Kürze in poetischer Form wiedergiebt, was ich in prosaischer Rede andeutungsweise darzuthun suchte. Die Verse wurden mir von einem poetisch gestimmten Freunde als Festgabe überreicht. Hier sind sie:

In alter Schrift da steht geschrieben:
Daß stets zum Weibe, seiner Braut,
Der Mann voll Sehnsucht wird getrieben
Von Stunde da er sie erschaut.
Und muß die Eltern er drum lassen,
— Der holden Mutter trauten Kreis —
Er folgt der fernen Spur gelassen,
Da er die Liebste um sich weiß.

So sind von Dir wir ausgezogen —
O Mutter, deutsches Heimathland —
Und sind Columbia zugeflogen,
Zerreißend unser kindlich Band.
Du wurdest unser ganz Verlangen,
Durch Dich ist hell der Freiheitsschein
Dem deutschen Manne aufgegangen;
O schöne Braut, Dein sind wir, Dein!

Doch Mutter! Dir gehören Stunden
Der Andacht die das Herz bewegt;
Dann treibt's uns warm Dir zu betunden
Wie wir dein liebes Bild gehegt.
Dein ist der Söhne süßes Träumen,
Der Braut gehört die Mannesthat,
Dein des Gemüthes Ueberschäumen,
Doch ihr des Geistes kluger Rath.

Der Braut sind wir am jungen Morgen
Zu eigen, wenn zum Kampf wir gehn
Und wenn, in trüber Noth und Sorgen
Um Freiheit wir und Leben stehn.
Doch Mutter, wenn beim Abendscheine
Ein Lied erklinget voll und klar,
Ein Lied von Dir, vom alten Rheine,
Sind wir Dein eigen ganz und gar.

Nach Schluß des Gedichts spielte das Orchester „Die Wacht am Rhein".

Ald. Stirn verlas darauf den folgenden Toast:

Die deutsche Presse Amerikas.

„Von der Stellung und dem Einflusse einer wohlgesinnten Presse hängt großentheils die Berücksichtigung ab, welche das eingewanderte Element im öffentlichen Leben erwarten darf. Deshalb unseren Freunden auf dem Gebiete der Journalistik ein kräftiges Hoch",

den Herr Hermann Raster, Redakteur der Illinois Staatszeitung, beantwortete. Er sagte zunächst, wenn ein Mitglied der Presse diesen Toast zu beantworten habe, so sei das ebenso unrecht, als eine Dame aufzufordern, einen Toast auf das Wohl der Damen auszubringen; und die Zeitungsschreiber sind so bescheiden als die Damen. (Stimme, oho!) Nun, denn weniger bescheiden! fuhr der Redner fort.

Ich habe nun einmal übernommen, den Toast zu beantworten und will daher versuchen, mich in die Stelle dessen zu versetzen, der den Toast eigentlich hätte beantworten sollen, der durch die Presse zu Ehren und Ansehen gekommen. Die deutsche Presse, fuhr Herr Raster fort, ist

zugleich mit zwei andern Elementen, Schule und Kirche, das eigentliche Rückenmarck des amerikanischen Lebens! Sie hat das eigentliche deutschamerikanische Leben geschaffen.

Vor 30—40 Jahren war von Deutschen keine Rede in Amerika. Es gab keine Deutsche; es gab Baiern, Hessen, Braunschweiger, Preußen; es war Alles zerrissen. Es ist noch kein halbes Jahrhundert her, da ging es den Deutschen nicht viel besser als den Chinesen, und während diese wenigstens einer großen Nation angehörten, gehörten sie 30—40 Spucknäpfen Europas an. In ihrer Spucknäpfigkeit kamen sie herüber, wie die Häringe zusammengepackt, um auf Zeit verkauft zu werden. Keine Stimme erhob sich dagegen. Sie waren weiße Neger. Das war die Lage der Deutschen bis zu den dreißiger Jahren. Erst dann ward es besser. Da kam ein Element vom Schlage Gustav Körners. Dieses Element zeigte, daß Deutschland nicht nur Arbeitsvieh, sondern auch vernünftige Leute hat.

Durch die deutsche Presse wurde die Einwanderung in 1848 gehoben, und damit den hiesigen Deutschen begreiflich gemacht, daß es keine Schande sei, ein Deutscher zu sein. Es war damals noch ein Kampf zwischen Hammer und Amboß. Die deutsche Presse hat die Deutschen aber zum Hammer gemacht; mehr wie das: sie hat die Deutschen zu Amerikanern gemacht ꝛc.

Alsdann proponirte Herr A. Thormählen einen Toast „Die deutschen Frauen" mit folgenden Worten:

Den deutschen Frauen Amerika's.

Die deutsche Frau, die hohen Muths verläßt
Die traute Heimath, die ihr lieb geword'ne,
Daß sie sich nun, den kühnen Blick nach West,
Dem Praktischen, Nothwend'gen unterordne,
Fragt wohl, betritt ihr Fuß den freien Strand
Amerika's, ob in dem neuen Land,
Auch eine neue Heimath ihr erblühe,
Und sie scheut keine Sorge, keine Mühe.

Wie umgewandelt, willensstark und klug,
Weiß das Fremdart'ge sie sich anzueignen
Doch nie wird sie, wo auch zu Rest sie trug,
Den deutschen Sinn und ihr Gemüth verleugnen;
Der Schlag des deutschen Herzens jagt das Blut
Durch ihre Adern mit der alten Gluth.
Ja in dem Urwald, wie einst unterm Flieder
Singt sie dem Säugling — deutsche Wiegenlieder.

Wächst er heran — vom schönen Land am Rhein
Erzählt sie ihm die Märchen und die Sagen,
Erinnerungen flechtet sie hinein
Und Bilder aus der eignen Jugend Tagen,
Malt ihren Töchtern als ein Ehrenschild
Des deutschen Frauenlebens Sittenbild,
Erzählt von Deutschlands Helden, Deutschlands Meistern,
Und weiß dafür die Söhne zu begeistern.

Da so den deutschen Sinn sie pflanzt und hegt
Leiht sie die Hand auch jedem edlen Streben,
An dieser Stätte aber — eben recht —
Will ich ihr huldigen und sie erheben.
Der deutschen Frau — Germaniens treue Wacht —
Sei hier mein Gruß, mein Lebehoch gebracht!
Es perlt im Glas das Blut der deutschen Reben
Stoßt an mit mir! Die deutsche Frau soll leben!

Diesen Toast beantwortete Herr W. A. Pors aus Stevens Point in einer ebenso trefflichen, wie eloquenten Weise. Seine poetisch angehauchten Worte fanden im Auditorium allgemeinen Wiederhall, und gern erhoben alle Herren die Gläser, um auf das Wohl der Frauen, der deutschen Frauen, zu trinken.

Damit waren die offiziellen Toaste beendet: Die Uhr schlug 12.

Die Stimmung war in der Zwischenzeit eine animirte geworden, und der allgemeinen Aufforderung, auch einen Toast auszubringen, gab schließlich Herr Emil Wallber nach und sprach folgendermaßen: Herr Präsident und geehrte Anwesende!

Wer kennt nicht das Bild: „Die Auswanderer", die Abfahrt einer ganzen Familie aus einem Seehafen darstellend. In dem kleinen Boote, welches die Verbindung zwischen dem Festlande und dem Schiffe

herstellt, sieht man die Großeltern, ernst und in sich gekehrt, für immer von den heimathlichen Gestaden Abschied nehmend; vor ihnen der Familienvater, mit der vollen Würde deutscher Manneskraft vertrauensvoll in die Zukunft blickend, und neben ihm die Mutter, ihr Glück an der Seite des Gatten suchend. Die Hauptfigur bildet aber ein Jüngling, der in der Freude seines Herzens den Hut über dem Kopfe schwenkt und auszurufen scheint: „Hurrah! Jetzt geht's nach Amerika!" — Und „Willkommen" schallt es von hier herüber!

Und wie dieses Bild es zeigt, Herr Präsident, so sind während der letzten drei Dezennien und darüber, hunderte und tausende von Familien ausgewandert, haben sich hier häuslich niedergelassen, durch ihren Fleiß wesentlich zum Gedeihen dieses Landes beigetragen und sich in jeder Beziehung mit den Institutionen desselben identifizirt. Und noch immer kommen sie in hellen Schaaren, um theilzunehmen an dem guten Werke.

Wie beklagenswerth ist es deshalb, wenn von gewissen Seiten der Versuch gemacht wird, die Bürger dieses Landes deutscher Abkunft als denjenigen englischer Zunge feindlich gesinnt gegenüberzustellen. Fern ist uns der Gedanke, einem Mitbürger in der Ausübung seiner Rechte hindernd in den Weg zu treten. Was wir Andern zugestehen, beanspruchen wir aber auch für uns selbst, das Recht, auf unsere Weise hier zu leben und glücklich zu werden, wie es uns in der Unabhängigkeits-Erklärung garantirt wird. Im Geiste der Freiheit und des Fortschrittes lebt und wirkt der Deutsche. Er achtet jede ehrliche Ueberzeugung, bekämpft aber auch jeden Versuch zur Beschränkung der Gewissens- und Gewerbefreiheit, sowie alle Rechtsverkürzungen, welche der Vervollkommnung unserer freiheitlichen Institutionen widerstreben.

Deutsches Geld, deutsche Manneskraft und deutscher Fleiß haben nicht wenig zum Aufbau und zur erfolgreichen Entwickelung dieser Republik beigetragen, und unser höchster Wunsch ist es auch fernerhin, Hand in Hand mit unseren anglo-amerikanischen Mitbürgern, dieses Land seiner schönen Zukunft entgegenzuführen, das Wohlergehen Aller zu fördern und Jeden in seinen Rechten zu unterstützen.

„Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" ist das Motto, welches uns leitet und mit dem wir alle Ankömmlinge in diesem unserm Adoptiv-Vaterlande willkommen heißen.

Für eine bessere Behandlung und Verpflegung der Einwanderer auf der Seereise ist nunmehr, Dank den Bemühungen unserer Repräsentanten Deuster und Guenther, Sorge getragen worden. Eine weitere Verpflichtung liegt uns aber ob. Als Fremdling im neuen Lande, wenn auch mit gutem Willen ausgerüstet, bedarf der Eingewanderte doch in erster Zeit der thatkräftigen Hülfe und Unterstützung. Ihm den beschwerlichen Anfang in der neuen Heimath nach Kräften zu erleichtern, ihm Rath und Auskunft zu ertheilen, ihn gegen Mißhandlung, Uebervortheilungen und Prellereien zu schützen, ihm zur Erlangung von Arbeit oder zur Weiterreise behülflich zu sein und den Mittellosen und Nothleidenden eine entsprechende materielle Hülfe zu gewähren, ist wohl die Pflicht eines jeden einzelnen Bürgers, insbesondere ist es aber der Zweck, den unsere freundlichen Gastgeber verfolgen und den sie durch eine engere Verbindung zu erzielen streben.

Vor kaum zwei Jahren in's Leben gerufen, hat die „Deutsche Gesellschaft" von Milwaukee mit den ihr zu Gebote stehenden geringen Mitteln wirklich Anerkennenswerthes geleistet. Hunderte sind des Segens theilhaftig geworden, den sie spendet, und ist nur zu hoffen, daß durch eine noch regere Unterstützung seitens unserer Bevölkerung die Gesellschaft in den Stand gesetzt werden möge, ihre segensreiche Thätigkeit auszudehnen.

Und nun, Mitbürger, als Beweis, daß das Streben und Wirken der „Deutschen Gesellschaft" anerkannt und gewürdigt wird, daß es an warmem Interesse für die Ziele eines solchen gemeinnützigen Institutes hier nicht fehlt, und auf das fernere Gedeihen der Gesellschaft, lassen Sie uns ein dreifaches Hoch ausbringen: „Die Deutsche Gesellschaft, sie lebe hoch!"

Die Tafel wurde dann aufgehoben, es ward eine Promenade gemacht und es gruppirten sich die Anwesenden. Daß noch manches Glas

auf die Gäste, die Damen, die Deutsche Gesellschaft, unsere neue Heimath ꝛc. ꝛc. geleert wurde, versteht sich von selbst.

War die Zahl der Theilnehmer am Feste auch nicht so groß, als man erwartet, so that das dem Feste an und für sich keinen Abbruch. Es war ein so schönes Fest, daß man freudig vivat sequens ausrufen kann und darf. — —

Der obige Wunsch der „Milwaukee Freie Presse" ist jedoch nicht in Erfüllung gegangen. Diesem ersten Bankett ich kein zweites gefolgt. Andere Fragen fingen an die Aufmerksamkeit zu fesseln und — wie wir aus späteren Kapiteln ersehen werden — beanspruchte bereits in dem nächsten Jahrzehnt eine jüngere, anders geartete Generation das Feld der Oeffentlichkeit.

Direkt in die politische Arena trat die Deutsche Gesellschaft einige Jahre später, als das Anarchistenattentat in Chicago, sowie die Arbeiterputsche gelegentlich des Kampfes um den Achtstundentag und die Erfolge der Union Labor Party im Staat Wisconsin alle Phasen der sozialen Frage in den Vordergrund des Interesses drängten.

Die natürliche Folge obiger Vorgänge waren Vorlagen im Kongreß zur Verschärfung der Einwanderungsgesetze. Es ließ sich nicht leugnen, daß gegen Mitte der achtziger Jahre der Einwandererstrom viele ungeläuterte Elemente mit sich führte — viele Illiteraten aus slavischen und romanischen Ländern, russische Juden, Gesetzesflüchtige, Nihilisten und Anarchisten. Solchen Leuten die Einwanderung zu erschweren, sollte die Ford-Bill dienen, sogenannt nach dem Vorsitzer des Einwanderungs-Ausschusses im Abgeordnetenhause. Diese Gesetzvorlage aber, ebenso wie die spätere Lodge-Bill, schüttete das Kind mit dem Bade aus und bereitete wünschenwerthen Einwanderern unnöthige Schwierigkeiten. Selbst die Illiteraten und armseligen Slaven und Romanen werden von diesem riesigen Lande leicht verdaut. Die heterogensten Elemente sind schon in der zweiten Generation vollständig amerikanisirt. Am wenigsten aber war die Ford-Bill in Bezug auf die deutsche Einwanderung am Platz, wenn auch an den beklagenswerthen

Maiunruhen sich viele Deutsche und darunter gerade Neueingewanderte betheiligt hatten. Da gegen gesetzlose Elemente die bestehenden Gesetze vollauf genügten, so durfte man nicht für die Ausschreitungen Einzelner die Hunderttausende von fleißigen Deutschen verantwortlich machen, die mit dem Gedanken kamen, getreulich mitzuarbeiten an dem ferneren Ausbau des großen Landes, und festzuhalten an Gesetz und Recht ihrer selbstgewählten Heimath. Diese führten keine kommunistische oder anarchistische Bestrebungen über das Weltmeer, sondern der Drang nach Selbstständigkeit, besonders aber der Wunsch, die Scholle, die sie bewohnten, ihr Eigen zu nennen.

Die Verschärfung der Einwanderungsgesetze fand daher in Wisconsin, dem Staate, der sein Aufblühen vor Allem der Einwanderung verdankt, wenig oder gar keine Unterstützung, sondern eifrige Gegner. Zu diesen gehörte nicht zuletzt die Deutsche Gesellschaft, deren Präsident Georg Koeppen in seinem Jahresbericht im Oktober 1886 die trefflichen Worte schrieb: „Was die Einwanderung betrifft, so wäre es sehr zu beklagen, wenn man ihr darum, weil einzelne Eingewanderte an manchen Orten Ausschreitungen oder Verbrechen begangen haben, einen Damm entgegen setzen oder sie auch nur erschweren wollte zu einer Zeit, wo noch Millionen von Ackern Landes der fleißigen Hände harren, die sie der Kultur erschließen sollen. Ein Land, in dem die Einwanderung auf solche Erfolge weisen kann, wie in dem unsrigen, kann die Quellen seines Wohlstandes nicht selbst verstopfen wollen; kann nicht zugeben, daß seinem Handel und seiner mächtig emporstrebenden Industrie durch Unterbindung der Einwanderung die Konsumenten der Zukunft entzogen werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Deutsche Gesellschaft mit jedem Eingewanderten, den sie auf die Farm oder in den Urwald schickt, unseren Geschäftsleuten einen Konsumenten schafft. Also keine Abdämmung der Einwanderung! Aber die sehr verschiedenen Elemente, welche das alte Europa an unsere Küsten sendet, müssen in die richtigen Bahnen gelenkt; müssen, wenn der Ausdruck gestattet ist, erzogen werden, um dereinst dem großen Volkskörper

als würdige und nützliche Glieder sich einfügen zu können. Bei diesem Prozeß mit Hand anzulegen, ist die große Aufgabe unserer Deutschen Gesellschaft."

Daß das nicht allein schöne Redensarten waren, sondern daß die Gesellschaft ihre Aufgabe von einem höheren Standpunkte als dem eines bloßen Unterstützungsvereins auffaßte, bewies die Annahme eines Komiteeberichts, der nichts Geringeres bestrebte, als ein einheitliches Stimmsystem zu schaffen, abhängig von dem vollen Bürgerrecht der Vereinigten Staaten. In Wisconsin war der Staats-Konstitution gemäß das Stimmrecht, und sogar das Recht, zu Aemtern gewählt zu werden, an einjährigen Aufenthalt im Staate und den Erwerb der sogenannten „ersten Papiere" geknüpft; das heißt: der Erklärung, seiner bisherigen Staatsangehörigkeit entsagen und Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen. Diese liberale Bestimmung war der erste große politische Sieg, den die Deutschen Wisconsin's zur Zeit der Konstitutionsannahme errungen hatten.[10]) Sie war trotz der heftigsten Opposition der damaligen Whig-Partei der Konstitution einverleibt worden und hatte nicht wenig zur schnellen Besiedlung des Badger-Staates beigetragen. Aber was zur damaligen Zeit für den einwandernden Deutschen eine Pflicht der Selbsterhaltung und politische Nothwendigkeit, war seitdem „obsolete" geworden und drohte der weiteren gesunden Entwickelung des Gemeinwesens gefährlich zu werden. Denn beide großen politischen Parteien — die Demokratische sowohl wie die Republikanische — bedienten sich dieses Privilegiums, um in Wahlzeiten durch unentgeldliche Lieferung dieser ersten Papiere unter den Neu-Eingewanderten für ihre Partei Stimmen zu werben. Daß dabei eine ganz beträchtliche Anzahl von Leuten das Stimmrecht erhielt, die mit den Landessitten und -Gebräuchen, mit den politischen Verhältnissen und der Landessprache noch absolut nicht vertraut waren, lag auf der Hand. Deshalb war der erzieherische Plan der Deutschen Gesellschaft durch die Verhältnisse durchaus berechtigt. Sie nahm nach reiflicher

10) Vergleiche Band I, Kapitel VI.

Erörterung am 28. Oktober 1886 fast einstimmig eine von F. W. von Cotzhausen entworfene Eingabe an Kongreß und Legislatur an, in welcher diese Körperschaften aufgefordert wurden, für die Aufhebung der „Ersten Papiere" einzutreten und das aktive wie passive Wahlrecht an den Besitz des vollen Bürgerrechts — also praktisch an fünfjährigen Aufenthalt im Lande — zu knüpfen.[11])

Wie gerechtfertigt diese Forderung war, hatten die jüngsten politischen Ereignisse zur Genüge bewiesen. Und daß der Antrag von verdienten und angesehenen Deutsch-Amerikanern selbst ausging, nahm der Sache den nativistischen Beigeschmack, den sie gehabt haben würde, wären die Resolutionen aus dem Lager der „Eingeborenen" hervorgegangen. Trotzdem aber erwuchs der Agitation eine nicht geringe Opposition, theils persönlicher, theils politischer Natur. Aus den Reihen der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft selbst legten nur die in der Sitzung nicht anwesenden Herren H. M. Mendel und Julius Goldschmidt schriftlichen Protest ein, indem sie Stellungnahme zu einer politischen Frage für nicht im Einklang mit Zweck und Statuten der Gesellschaft erachteten. Auch P. V. Deuster protestirte. Die sachlichen Gründe, welche der Herausgeber des „Seebote" in seiner Zeitung gegen die Vorlage vorbrachte, daß nämlich der Norden des Staates noch dünn besiedelt sei und der Einwanderung bedürfe, welche wahrscheinlich durch die Aenderung des Konstitutionsparagraphen bezüglich des Stimmrechts zurückgehalten würde, wurden gerade von den Zeitungen des Nordens, wie von Joseph Brucker's in Medford erscheinendem „Anzeiger des Nordens" als unhaltbar zurückgewiesen.[12])

---

11) Der englische Wortlaut der Eingabe ist im Anhang II beigefügt.

12) Besonders trefflich wird die Art und Weise, wie die politischen Parteien sich das Stimmrecht der erst kürzlich Eingewanderten zu Nutze machten, durch den folgenden Brief charakterisirt, den G. Wernich aus Ashland County an den Herausgeber der „Freie Presse" richtete:

Glidden, 6. November 1886.

Herrn Hermann Sigel, Redakteur der „Freie Presse", Milwaukee, Wis.

Mit Vergnügen habe ich aus der mir in der vergangenen Woche zugegangenen Nummer der „Freie Presse" ersehen, daß Sie auch einmal Partei für eine Idee ergreifen, die vielen politischen und sozialen Leithammeln aller Schattirungen

Die Agitation der Deutschen Gesellschaft von Milwaukee wirbelte viel Staub auf. Die gesammte Presse des Staates sowohl, wie sämmtliche bedeutenden deutschen Zeitungen des Landes, nahmen für und

---

ein Dorn im Auge zu sein scheint, die aber trotz alledem die Billigung aller anständigen und die wahre Freiheit und Erhaltung unserer Institutionen wünschenden Bürger nur zu sehr verdient.

Ich meine die von Herrn F. W. von Gotzhausen der „Deutschen Gesellschaft" in Milwaukee zur Billigung und Empfehlung vorgelegte Idee betreffs der Naturalisations- und Stimmrechtsfrage. Wer in den Vereinigten Staaten in den weniger besiedelten Gegenden jemals den Wahlen beigewohnt, oder die Art und Weise, wie die Wahlen „gefixt" werden, kennen gelernt hat, der wird nur zu häufig die Bemerkung gemacht haben, daß die wirklich berechtigten Wähler jener Distrikte nie die Kandidaten durchsetzen können, die *sie* in den verschiedenen Aemtern zu sehen wünschen, weil durch einzelne, die Kontrolle für sich beanspruchende Individuen oder Korporationen an jedem Wahltage stets so viele Stimmen angeworben oder importirt werden, als zur Erlangung des Sieges nothwendig sind.

Wenn Herr P. V. Deuster die von Gotzhausen in Anregung gebrachte Idee deshalb bekämpft, weil der Norden unseres Staates noch sehr dünn besiedelt ist, deshalb der Einwanderung bedarf und die Einwanderung durch Erlaß eines dahingehenden Gesetzes zurückgehalten würde, so befindet er sich stark im Irrthum.

Gerade im Norden unseres Staates, in den Holz- und Bergwerksdistrikten, würde ein derartiges Gesetz unter der seßhaften anständigen Gesellschaft überaus zahlreiche Anhänger finden, weil bei jeder Wahl von den interessirten Parteien ganze Haufen unverheiratheter, jedes Besitzes sowie jeden Interesses an der Wohlfahrt des Landes barer Menschen zu den Stimmkästen geschleppt und buchstäblich als Stimmvieh benutzt werden. *Hier ist der anständige Bürger entrechtet* und bleibt oft dem Stimmkasten fern, weil er erstens weiß, daß seine Stimme absolut keine Bedeutung hat und er zweitens sich auch noch der Gefahr aussetzt, mit betrunkenem unfläthigem Gesindel in nähere Berührung zu kommen. —

Sah sich doch die Stadt Wausau vor Jahren veranlaßt, aus eigener Macht gegen den Unfug einzuschreiten, der mit den Stimmen der „Lumberboys" bei jeder vorkommenden Wahl getrieben wurde. —

Daß es in den in der Besiedelung begriffenen Distritten sehr häufig vorkommt, daß Menschen einen Stimmzettel abgeben, von dessen Inhalt sie keine Ahnung haben, wird Jeder wissen, der mit derartigen Verhältnissen vertraut ist; und daß an den ländlichen Stimmkästen gerade *die* am stärksten vertreten sind, die am wenigsten „werth" sind (sowohl in materieller wie in moralischer Beziehung), weiß Jeder, der jemals darüber Beobachtungen angestellt hat.

Ich für meine Person stimme dem Vorschlag des Herrn v. Gotzhausen von Herzen bei, nur möchte ich die Bestimmungen über die Ausübung des Wahlrechts noch dahin erweitert sehen, daß es jedem Bürger gestattet sein sollte, seine Stimme, außer persönlich, auch noch, wenn am Erscheinen am Stimmkasten verhindert, per

wider die Proposition energische Stellung,[13]) und an Grobheiten erhielten die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft ihr gehäuftes Maß.[14])

Besonders giftig aber waren natürlich die Parteipolitiker, welche fürchteten, daß durch die Einführung des Planes ihnen eine Menge „Stimmvieh" entgehen würde. Sie sorgten denn auch in der Legislatur dafür, daß über die vom Mitglied der Assembly George H. Chase im Frühjahr 1887 eingereichte Resolution zur entsprechenden Amendirung der Konstitution überhaupt nicht berichtet wurde. Keine Partei wagte sich an die Besprechung der Frage heran; die eine wartete auf die andere. Eine jede fürchtete durch Berühren der Frage Stimmen zu verlieren.

---

registrirten Brief abgeben zu können. Würde diese Neuerung eingeführt, so würden bei jeder Wahl wenigstens alle Stimmen der intelligenten und das Land wirklich liebenden Bürger der Ver. Staaten zur Geltung kommen.

Ergebenst G. Wernich, Ashland, Wis.

13) In Milwaukee traten mit Ausnahme des „Seebote" und C. Hermann Boppe's „Freidenker" sämmtliche Zeitungen für die Vorlage ein. Am eifrigsten der „Herold" und die „Freie Presse" unter Hermann Sigel's Leitung. Im Staate kämpfte besonders das „Wausau Wochenblatt" für die Proposition. Auf Seiten der Gegner standen das „Philadelphia Tageblatt", der „Anzeiger des Westens" von St. Louis, das „Cincinnati Volksblatt" und der „Deutsche Correspondent" von Baltimore.

14) Um den Ton und die Leidenschaftlichkeit zu charakterisiren, mit der dieser Kampf geführt wurde, mögen hier Auszüge aus zwei längeren gegensätzliche Anschauungen vertretenden Artikeln des sozialistischen „Philadelphia Tageblatt" und der „Illinois Staatszeitung" dienen:

Philadelphia Tageblatt.

..... „Größer noch als ihre Dummheit ist ihre Niedertracht. Was der wahre Zweck ihres Vorhabens der politischen Entrechtung der Neu-Eingewanderten ist, läßt sich mit Händen greifen. Die Petenten sind Leute, „die es zu etwas gebracht haben", um mit Doctor Morwitz zu reden. Ihr Geld soll ihnen, so waren sie es gewohnt, gesellschaftlichen und namentlich politischen Einfluß geben. Aber eben damit ist's nichts mehr. Die Neu-Eingewanderten haben vor diesen verstumpften Spießbürgern verteufelt wenig Respekt. Brauchen ihn auch nicht zu haben, denn in der Regel stehen sie auf einer höheren Bildungsstufe als Jene. So ist es denn mit der Führerschaft dieser Prominenten auch. Ja, nach dem Ausfall der letzten Wahlen in Milwaukee können sie sich nicht einmal mehr den amerikanischen Geldprotzen gegenüber als „Repräsentanten des Deutschthums" aufschwindeln und sich dafür von ihnen hofiren lassen — in's Gesicht wenigstens, denn hinter dem Rücken lacht man sie doch aus.

Das wahre Motiv der Milwaukeer Prominenz ist also erstlich, daß ihr Einfluß auf die Neueingewanderten geschwunden, und zweitens, daß sie als Klasse, als

So ward damals eine Bewegung resultatlos, welche einer Anomalie in unserem öffentlichen Leben ein Ende machen sollte; eine Bewegung, welche in logischer Nothwendigkeit begründet, binnen Kurzem doch zur Annahme gelangen muß und ihren Autoren — wie der ganzen Deutschen Gesellschaft — zu hoher Ehre gereichte. Es war sehr schade um den Fehlschlag der Bewegung, denn die Annahme des Vorschlages hätte ohne Zweifel andere Gesetzentwürfe, die ihren Ursprung in den Arbeiter-

Geldprotzen, die Besitzlosen, von ihnen Ausgebeuteten, so weit als nur möglich entrechten will. .....

Mit der tiefst gefühlten Verachtung verabschieden wir uns von der Prominenz von Milwaukee, und haben nur den einzigen Wunsch, daß die Urheber dieses niederträchtigen Streiches von ihren Landsleuten so behandelt werden mögen, daß ihnen der Boden unter den Füßen brennt und daß sie sich dahin verkriechen müssen, wo sie Niemand kennt."

Illinois Staatszeitung.

(In Antwort auf einen Artikel des Baltimore Deutschen Correspondent, der den Antrag der Milwaukee'r Deutschen „albern" genannt hatte):

„....Damit ist noch lange nicht dargethan, daß es „albern" sei, eine Gleichstellung des Wahlrechtes mit dem Bürgerrechte zu verlangen. Ganz im Gegentheil: Diejenigen sind alberne und dumme Tüftelfritzen und Quasselbolde, die sich hinter eine offenbare Dummheit in den bestehenden Gesetzen verstecken, um über ein vollkommen berechtigtes Verlangen ehrenhafter und rechtschaffener Männer hämisch grinsen zu können. .....

Das Wahre und Richtige ist, daß Niemand in Bezug auf Verwaltung des Bundes, des Staates, des Kreises oder der Gemeinde etwas zu sagen haben sollte, der nicht Bundesbürger, Bürger der Vereinigten Staaten ist. Die Bürger der Ver. Staaten sollen das Land regieren, und nicht eine blutige Rotte von Slovaken, Polacken, Czechen, oder auch Deutschen, die just eben in Amerika hereingerochen haben, aber hinsichtlich unserer öffentlichen Angelegenheiten so dumm wie ein Stück Holz sind. Denn sonst wird die vielgepriesene „Selbstregierung" zu blutigem Hohn. Wie kann man denn erwarten, daß jene grünen Einwanderer ein auf eigene Prüfung gegründetes Verständniß unserer öffentlichen Angelegenheiten haben können, wenn sie nicht einmal der Uranfänge derjenigen Sprache, in welcher die Verhandlungen der Behörden stattfinden, mächtig sind? Wie kann man denn in solchen zweibeinigen Wesen etwas Anderes sehen, als rohes, dummes Stimmvieh, welches sich von jedem beliebigen Lump, der das Hottehüh und Hottehoh versteht, nach Belieben lenken läßt?

Nicht die deutschen „Prominenten", die solchem Blödsinn entgegentreten, sind „albern", sondern „albern" sind diejenigen Deutschen, die nicht begreifen können oder wollen, daß es im eigenen Vortheil der Deutsch-Amerikaner liegt, das amerikanische Bürgerrecht und das (durch Einzelstaats-Gesetze bestimmte) Wahlrecht mit einander auf gleichen Fuß zu stellen."

unruhen hatten und jetzt dem Kongreß vorgelegt wurden, von vornherein unnöthig gemacht. Unter den obwaltenden Verhältnissen aber mußte die Agitation gegen die Ford-Bill fortgesetzt werden, eine Aufgabe, der sich die Deutsche Gesellschaft trotz der vielen Anfeindungen, die sie erlitten, nicht entzog.

Die Ford'sche Einwanderungs-Bill war im 50. Kongreß unerledigt geblieben, und der folgende Kongreß (1889—1891) hatte sich von Neuem mit der Frage der Beschränkung unerwünschter Einwanderung zu beschäftigen. Gegen die nativistischen Auswüchse der dem Kongreß eingereichten Einwanderungsgesetze, wie sie weiter oben bereits angeführt wurden, suchte die Deutsche Gesellschaft von Milwaukee einzutreten, indem sie im Sommer 1889 versuchte, eine Konvention von Vertretern aller Deutschen Gesellschaften des Landes nach Milwaukee einzuberufen, um gemeinsam in der Einwanderungsfrage Stellung zu nehmen und dem Kongreß eine Denkschrift einzureichen. Die Unterhandlungen, welche das Direktorium mit den einzelnen Schwestergesellschaften pflog, lauteten zunächst sehr ermuthigend. Allentown, Pa., Baltimore, Boston, Chicago, Cincinnati, Kansas City, New Orleans, New York, Pittsburg, Portland, Rochester, Seattle, Philadelphia und St. Louis sagten ihre Betheiligung an der Konferenz zu, die auf den 22. Oktober 1889 anberaumt wurde. Da aber die Milwaukee'r Gesellschaft, anstatt eine Geschäftsordnung zu entwerfen, von allem Anfang mit einem fertigen Programm[15]) hervortrat, das auch die Naturalisation- und Stimmrechtfrage der Einwanderer zur Erörterung auflegte, machte sich bald eine Kritik und Opposition geltend, welche die einladende Gesellschaft veranlaßte, die Konferenz noch in elfter Stunde abzusagen, resp. auf das nächste Frühjahr zu verschieben. Es hatte sich sowohl durch die von den einzelnen Zeitungen geübte Kritik wie durch den Briefwechsel mit den einzelnen Gesellschaften herausgestellt, „daß ein gemeinsamer Standpunkt in Bezug auf die beabsichtigten Verhandlungen nicht erreicht wurde und bis zu dem bestimmten Tage

15) Siehe Anhang No. III.

auch schwerlich erreicht werden konnte." Das Aufgeschoben bedeutete in diesem Falle ein Aufgehoben. Die Versammlung kam nie zu Stande, und aus der gemeinsamen Stellungnahme aller Deutschen Gesellschaften des Landes gegen nativistisch angehauchte Einwanderungsgesetze wurde nichts.

Im Frühling des Jahres 1891 hatten die Deutschen des Staates noch einmal Gelegenheit, gegen derartige zu weit gehende Regulirungen der Einwanderung Front zu machen. Dies war auf der am 24. April jenes Jahres in Cincinnati abgehaltenen Nationalkonvention der Republikanischen Clubs. Hier wurde ein Beschluß zur Annahme vorgelegt, welcher Gesetze zur Ausmerzung „unassimilirbarer Elemente" der Einwanderung verlangte. Obgleich damit wohl zunächst nur die Slovaken, Italiener und ähnliche Nationalitäten gemeint waren, lag es doch auf der Hand, daß dies leicht auf alle anderen, nicht Englisch sprechenden Elemente ausgedehnt werden könnte. Der Abgeordnete Bruno Fink von Milwaukee trug daher darauf an, daß diese Klausel aus der Platform gestrichen werde, und dieser Antrag wurde von Ernest Bruncken in längerer Rede unterstützt. Dies gab Veranlassung zu einer langen Debatte, welche schließlich damit endete, daß der anstößige Satz beseitigt, und statt dessen nur eine milde Forderung der strengeren Ausführung der Gesetze gegen Zulassung von Verbrechern und Armenhäuslern eingeschoben wurde. Dieser Vorfall in Cincinnati wurde von der deutschen Presse in allen Theilen des Landes eingehend besprochen, und den deutschen Abgeordneten fast einstimmiger Beifall zu Theil. Nur der Milwaukee'r „Herold" war der Ansicht, die Wisconsiner Delegaten „hätten sich zu empfindlich gezeigt".

Die Jahre von 1880 bis etwa 1892 und noch darüber hinaus waren eine Periode von mehr als gewöhnlicher Bethätigung des deutschen Elementes in Wisconsin, in politischer sowohl wie in sozialer Beziehung. Diese erfreuliche Aktivität erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1890, in der Bennettgesetz-Kampagne, welche im nächsten Kapitel eingehender behandelt werden mag.

Siebentes Kapitel.

Die Bennett-Gesetz-Kampagne.

Wie es gekommen, daß gegen Ende der achtziger Jahre in nicht weniger als zehn Staaten zu beinahe gleicher Zeit den Legislaturen Gesetzvorschläge unterbreitet wurden, die den nur wenig verkappten Zweck hatten, die meist von fremdgeborenen Bürgern unterhaltenen Privat- und Gemeindeschulen unter strikte staatliche Kontrolle zu bringen, ist einstweilen noch ein historisches Räthsel. Es wird behauptet, daß der Plan von einer in Massachusetts organisirten geheimen Gesellschaft ausgegangen sei. Thatsache ist, daß derartige Gesetzentwürfe, die beinahe gleichlautenden Inhalts waren, ungefähr um dieselbe Zeit in Massachusetts, New York, Ohio, Illinois, Wisconsin, Iowa, North Dakota, South Dakota, Nebraska und Kansas eingereicht wurden. Es ist vielleicht anzunehmen, daß diese Bewegung von der American Protective Association ausging, jenem eigenthümlichen, anti-katholischen Geheimbunde, von dessen Thätigkeit in den nächstfolgenden Jahren in einem späteren Kapitel berichtet werden wird. Wenigstens läßt darauf die Thatsache schließen, daß in Wisconsin und Illinois das Auftreten dieser Vereinigung zeitlich mit der Annahme des Bennettgesetzes zusammenfällt. Im Sommer des Jahres 1890 war ein Herr Elmer E. Peck aus Chicago in

Milwaukee, um Logen jenes Ordens zu gründen, und er pflegte im Laufe seiner Agitation besonders auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, den Widerruf des Bennettgesetzes zu verhindern.

Wer immer den ersten Anstoß gegeben haben mag, die Schulzwangfrage trat in jenen Jahren ganz unerwartet in den Vordergrund. In New York schlug die Annahme eines Gesetzes mit ähnlichen Bestimmungen, wie sie weiter unten in Beziehung auf Wisconsin des Näheren erörtert werden, fehl. Der Gouverneur Hill belegte die Vorlage mit seinem Veto. Er begründete dies damit, daß ein solches Vorgehen in vieler Hinsicht anstößig sei, als eine Beschränkung der bürgerlichen Freiheit und ein ungebührliches Einmischen in das Recht der Eltern, die Erziehung ihrer Kinder nach eigenem Ermessen zu gestalten. Zudem sei die Bill nachlässig ausgearbeitet; sie enthalte Bestimmungen, deren volle Tragweite von der Legislatur augenscheinlich nicht erkannt worden oder ihrer Aufmerksamkeit entgangen sei. Es nehme das nicht Wunder, wenn man bedenke, daß die Vorlage eine von den 450 sei, die in den letzten 10 Tagen der Sitzung mit unziemlicher Eile angenommen worden seien. In ähnlicher Weise ging man in Illinois zu Werke, wo ein gleichartiges Gesetz ebenfalls in den letzten Tagen der Sitzung durchgedrückt wurde, ohne daß die Mehrzahl der Gesetzgeber wußte, um was es sich eigentlich handelte. In Wisconsin glaubte man vielleicht, in Anbetracht der Stärke des deutschen Votums, schlauer vorgehen zu müssen. Ehe man die, nach ihrem nominellen Verfasser Bennett benannte, Schulzwangvorlage einreichte, brachte am 13. Februar 1889 der Senator Pond eine Bill ein, welche ausdrücklich dem Staate die Oberaufsicht und Kontrolle über alle Parochialschulen einräumen sollte. Gegen diese Vorlage, die wenigstens das Verdienst hatte, klar und deutlich zu sein, machte sich sofort bedeutende Opposition geltend, so daß das Senatskomite für Erziehung einmüthig dagegen berichtete. Damit hatte man Grund anzunehmen, dieser Versuch sei abgethan. Jedoch wurde der Entwurf auf Senator Pond's Antrag an das Justizkomite des Senats zurückverwiesen, von diesem wieder

einberichtet, mehrfach amendirt, von einer Sitzung zur andern verschoben und schließlich am 13. April von ihrem Autor formell zurückgezogen.

Dieses Hin- und Herschleppen einer nicht annehmbaren Vorlage scheint aber nur ein Manöver gewesen zu sein, um die Aufmerksamkeit von der im Stillen vorbereiteten „Bennett Bill" abzulenken. Diese war am 20. Februar in der Assembly eingereicht und dem Komite für Erziehungswesen überwiesen worden, dessen Vorsitzer — Herr Bennett — sie bis gegen Schluß der Sitzung in der Tasche behielt. Von der Assembly ohne Debatte angenommen, wurde die Vorlage mit andern Bills am 9. April an den Senat geschickt, dessen Komite für Erziehung sie ebenfalls zur Annahme empfahl. Am 16. April, drei Tage vor der endgiltigen Vertagung der Legislatur, wurde sodann das Bennett-Gesetz unter suspendirter Geschäftsordnung, ohne alle Debatte, auch im Senat angenommen und vom Gouverneur Hoard prompt gutgeheißen.

Mit dieser Darstellung, die Peter J. Somers in einer Massenversammlung der deutschen katholischen Vereine in Milwaukee am 27. Mai 1890 gab, stimmen Aeußerungen des damaligen Assemblymitgliedes Henry E. Legler und des Milwaukeer „Herold", der wie gewöhnlich während der Legislatursitzung einen Berichterstatter in Madison unterhielt, überein. Der letztere macht gegen Mitte Oktober 1889 über die Annahme des Bennettgesetzes die folgende Bemerkung: „Es darf als ausgemacht gelten, — und der Sitzungsbericht der Legislatur bestätigt es — daß die Bennett-Bill unbesehen Gesetz wurde. Sie trat nie an's Tageslicht und wurde von keinem Standpunkte, weder vom deutschen, noch vom konfessionellen, noch vom parteipolitischen aus, auch nur eines Blickes gewürdigt. Der Einzige, der sich um sie kümmerte, war ihr Pflegevater Bennett, und diesem lag es augenscheinlich daran, jegliche Debatte darüber zu vermeiden. Jedem Mitgliede der Legislatur stand es frei, das Verlesen der Bill zu verlangen und eine Debatte herbeizuführen, doch Niemand that es, weil eben Niemand den Inhalt kannte: Und was die Vaterschaft des Herrn Bennett betrifft,

so ist Letzterer auf billige Weise zu Ruhm gekommen. Er entwarf die Bill nicht, sondern sie wurde ihm von dem großen Bill-Fabrikations-Zentrum in Massachusetts zugeschickt, wie das ja mit vielen anderen Bills der Fall ist."

Aehnlich sprach sich Henry E. Legler in einer Versammlung des Arbeiter-Lese-Vereins in Milwaukee aus. Der bis zu seiner Erwählung in die Legislatur im Stabe des „Sentinel" beschäftigte Redakteur versicherte, daß der größte Theil der Legislaturmitglieder blind dem Gesetze zugestimmt habe, ohne den Inhalt und die Bedeutung der Bill zu kennen.[1])

Mochte der Autor des Gesetzes, Herr Bennett, immerhin in einer Zuschrift vom 26. Oktober an den Sentinel gegen diese Darstellung protestiren und behaupten, daß die Bill in den Erziehungsausschüssen sowohl des Hauses wie des Senats sorgfältig erwogen worden sei, und daß beide Ausschüsse einstimmig die Annahme empfohlen hätten, so konnte er doch die oben angeführte Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die größere Mehrheit der Legislaturmitglieder keine Ahnung von dem Inhalt des Gesetzes hatte, das in den letzten Tagen der Session, wo alle unerledigten Geschäfte in großer Eile abgewickelt werden, und die Ungeduld der Mitglieder nach Hause zu kommen, einer eingehenden Diskussion hinderlich ist, schnell und fast heimlich durchmanövrirt wurde. Auch die Behauptung des Herrn Bennett, die er in derselben Zuschrift an den Sentinel machte, daß er 300 besondere Abzüge der Bill an hervorragende Schulmänner des Staates geschickt habe, schwächt den Vorwurf der Heimlichkeit nicht ab. Gegen die Pond-Bill hatten in runder Zahl 40,000 Stimmgeber des Staates unter der Führung ihrer lutherischen oder katholischen Geistlichen und Schulmänner protestirt. Niemand von diesen Letzteren hatte etwas von der Bennett-Bill gehört, bis sie als Gesetz den Statuten einverleibt war.

1) Nach einem Bericht des Seebote; der Sentinel giebt eine unschuldigere Version.

Wozu aber diese Heimlichkeit? Ein Blick auf die Bestimmungen der Bill zeigt, daß sie eine eingehende Diskussion nicht vertragen konnte.

Das allgemeine Schulpflichtgesetz von 1879 hatte bis dahin keinerlei Anstoß gegeben. Es beschränkte sich darauf, den Schulbesuch in gewissen Lebensjahren obligatorisch zu machen. Es wies die Eltern oder Vormünder von Kindern im Alter von 7 bis 15 Jahren an, ihre Pflegebefohlenen wenigstens 12 Wochen im Jahre in eine öffentliche oder Privatschule zu schicken und bezeichnete gewisse Gründe, unter welchen die Schulbehörde die Kinder entschuldigen konnte. Anders jedoch das Bennett-Gesetz. Es ordnete an:

1. Daß die Eltern ihre Kinder vom siebenten bis vierzehnten Jahre in eine öffentliche oder Privatschule schicken müßten, welche im Distrikt ihres Wohnortes gelegen sei.

2. Daß die Schulbehörde des Distrikts die Zeit des jährlichen Schulbesuchs zu bestimmen habe, und die Schulpflicht während der von der Behörde festzustellenden Zeit ununterbrochen einzuhalten sei.

3. Daß Entschuldigungen wegen Nichterfüllung dieser Bestimmung der alleinigen diskretionären Beurtheilung der Schulbehörde unterstellt sein sollten; und endlich

4. Daß keine Schule als Schule im Sinne dieses Gesetzes anzuerkennen sei, in welcher nicht Elementarunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte der Vereinigten Staaten in englischer Sprache ertheilt würde.

Hauptsächlich gegen diese Neuerungen richtete sich die Opposition. Man charakterisirte die Bill als einen unberechtigten Eingriff des Staates in die Rechte der Eltern, und als im Widerspruch mit der Konstitution, welche unbeschränkte Lehr- und Gewissensfreiheit ausdrücklich garantirt. Abgesehen jedoch von allen konstitutionellen Bestimmungen, bestritt man — und zwar unter einer republikanischen Regierungsform mit größtem Recht — die Befugniß des Staates, in irgend einer Weise die Lehrgegenstände in Privat-Anstalten kontrolliren zu wollen,

zu deren Unterhalt das Gemeinwesen nichts beiträgt, welche von Kirchengemeinschaften oder von Privatpersonen gegründet und erhalten werden, die ihre Kinder nach den Diktaten ihres Gewissens auf religiösem Boden, im Gegensatz zu der konfessionslosen „Public School", zu erziehen wünschen. Wie Senator v. Cotzhausen, der immer auf der Wacht, wo es sich um prinzipielle Fragen und Kämpfe handelt, in der Lutherischen Konvention in Milwaukee am 4. Juni 1890 des Weiteren ausführte, „steht es dem Staate weder naturgemäß noch verfassungsmäßig zu, an Stelle der Eltern, wie im alten Sparta, die Heranbildung der Kinder selbstständig in die Hand zu nehmen. Elternrechte seien von Elternpflichten nicht zu trennen. Wohl habe das Gemeinwesen als parens patriae die Macht, sich einzumischen, wenn Eltern in unnatürlicher oder frivoler Weise ihre Erziehungspflicht vernachlässigen oder sonstwie unfähig sind, ihr nachzukommen. Das Gesetz der Familie sei jedoch niemals außer Acht zu lassen, und stehe es der Oeffentlichkeit in keiner Weise zu, in die natürlichen und heiligen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern einzugreifen, so lange keine Vernachlässigung oder Pflichtversäumniß vorliege. Selbst der von Kirche oder Staat ordinirte Schulmeister unterrichte und strafe — wenn nothwendig — nur in loco parentis." —

Stillschweigende Unterwerfung unter die im Bennett-Gesetz enthaltenen Bestimmungen würde ohne Zweifel die weittragendsten und verderblichsten Folgen gehabt haben. Denn, wenn man dem Staate das Recht zuerkennt, einzelne Unterrichtsgegenstände in Privatschulen vorschreiben zu dürfen, wo ist dann die Grenze zuziehen? Kann nicht in gleicher Weise der ganze Studienplan willkürlich vorgeschrieben werden? Und wenn berechtigt, zu diktiren was gelehrt werden soll, steht dann dem Staate nicht ebenfalls die Befugniß zu, anzubefehlen, was n i c h t gelehrt werden soll? In Nebraska glaubten die Fremdenhasser bereits soweit gehen zu dürfen, indem die dort in der Legislatur eingereichte „Schulzwang-Bill" (die jedoch nicht angenommen wurde) bestimmte, daß alle Kinder eine öffentliche oder Privatschule besuchen

müßten, in der nur Englisch und keine fremden Sprachen gelehrt werden. Kurz, mit diesem dem Staat zugesprochenen Rechte hätte dieser gerade so gut jeden Religions- und deutschen Unterricht verbieten, und somit den Hauptzweck der meisten unserer Privatschulen schlechthin vereiteln können.

Von diesem Gesichtspunkte aus faßten die Lutheraner und Katholiken das Bennettgesetz auf. Mochten die Urheber und Befürworter in Wisconsin auch immerhin betheuern, daß ihnen feindselige Absichten gänzlich fern lägen: mit der Annahme des Gesetzes war dem Staate eine Machtfülle ertheilt, die für die Parochial- und Privatschulen sicheren Untergang bedeuten mußte.

Der sich nun entspinnende politische Kampf, in welchem die Lutherische und die Katholische Kirche die Initiative ergriffen und der mit einer vollständigen politischen Umwälzung des Staates endete, bildet eine der interessantesten Episoden im Leben von Wisconsin's Deutsch-Amerikanern. In noch weit ausgeprägterer Weise als im Jahre 1873 trat der Eingewanderte und sein gesinnungstüchtiger Nachwuchs für den Widerruf dieses Gesetzes geschlossen in die Schranken. Die Lokalwahlen im Frühjahr 1890, und vor Allem die Staats- und Legislaturwahlen im Herbst desselben Jahres drehten sich fast ausschließlich um diese Frage. Hie Welf — hie Waiblingen! Supremacy of State or the Law of Family?

Zum ersten Mal in der Geschichte des Staates kämpften Lutheraner und Katholiken vereint auf derselben Seite. Die ihnen entgegengeschleuderten Beschuldigungen, daß die Opposition gegen dieses Gesetz einzig und allein „von bigoten Priestern genährt würde, welche keinen Begriff von Amerikanischem Geist und nur die Absicht hätten, secterische Interessen in den ihnen anvertrauten Schulen groß zu ziehen", konnten nur dazu dienen, das glimmende Feuer zur hellen Flamme anzufachen. Mit Entrüstung wies man den Vorwurf zurück, das „Little Red School House" (womit man die ländliche „Public School" meinte)

sei in Gefahr, und "the poor little German Boy" habe nicht genügend Gelegenheit, die Landessprache zu erlernen.

Die Behauptung, daß unsere Lutheraner und Katholiken Feinde des öffentlichen Schulwesens seien, war eine mehr als absurde. Die Zeit, wo Katholischer Seits noch offiziell die öffentliche, konfessionslose Schule als ein Gemeinschaden angesehen wurde, der die Freiheit dieses Landes bedrohe,[2]) war längst vorüber. In emphatischer Weise war des öftern von hohen Würdenträgern erklärt worden, daß die öffentliche Schule eine politische Nothwendigkeit sei, und der Versuch, sich der Besteuerung für diese zu entziehen, oder Theile des öffentlichen Schulfonds für sich in Anspruch zu nehmen, war schon seit Jahrzehnten nicht mehr gemacht worden. Und von Seiten der Lutheraner, die derartige Neigungen niemals geäußert, sondern zu allen Zeiten volle Loyalität gezeigt hatten, lag eine Erklärung des ehrwürdigen Präses der Missouri-Synode Dr. C. F. W. Walther vor, die bereits aus dem Jahre 1871 stammte und von den Synodalversammlungen als Norm betrachtet wurde: „Die öffentlichen Schulen sind eine politische Nothwendigkeit und in einer Republik von größerer Wichtigkeit als in einer Monarchie. Wenn uns die Wohlfahrt unseres Adoptivvaterlandes am Herzen liegt, so gebietet uns unsere Christenpflicht, die öffentlichen Schulen aufrecht zu erhalten."

Nicht weniger absurd war die Behauptung der Befürworter des Bennettgesetzes, daß die aufwachsende Jugend in den Parochial- oder Privatschulen nicht genügend in der Landessprache unterrichtet würde. Für die Lutheraner der Missouri-Synode hatte auch, was diesen Punkt betrifft, Rev. Walther erklärt, daß die englische Sprache in den lutherischen Pfarrschulen nicht vernachlässigt werden dürfe und daß man den Kindern den gründlichsten Unterricht darin ertheilen müsse. Dieser Grundsatz wurde maßgebend in den Schulen aller Synoden, und vereinzelte Ausnahmen, z. B. daß man in Jefferson County einen 26jährigen jungen Mann gefunden, der dort geboren, in einer lutherischen

2) Vergleiche Band I Seite 160.

Pfarrschule erzogen und des Englischen nicht mächtig war; oder daß in manchen entlegenen ländlichen Distrikten die deutsche Sprache beim Unterricht vorwog, änderten nichts an dem allgemeinen Thatbestand. Auch mußte der Vorwurf der Unkenntniß der Landessprache unter der heranwachsenden Jugend nur als ein armseliger Vorwand, wenn nicht als Insult erscheinen, denn die deutschen Eltern klagten fast ausnahmlos und mit Recht, daß sie ihre Kinder nicht mehr zum Deutschsprechen anhalten könnten. Nein, „the little Red Schoolhouse" war nicht in Gefahr, wohl aber die deutsche Parochialschule. Die hatten sich die Gemeindeglieder auf eigene Kosten erbaut, weil sie wünschten, ihren Kindern auch religiösen Unterricht zu geben. Diesen Zweck zu erreichen, hatten sie sich willig doppelt besteuert. Ohne Murren zahlten sie ihre Beiträge zur Erhaltung der öffentlichen Schulen, deren Vortheile sie kaum in Anspruch nahmen, und welche sie durch ihre Kirchenschulen räumlich entlasteten. Sollten sie sich jetzt ohne Widerspruch als illoyale Bürger bezeichnen lassen, die auf die Untergrabung des öffentlichen Schulsystems ausgingen, während man zu gleicher Zeit versuchte, ihren eigenen Schulen den Todesstoß zu versetzen?

Ganz abgesehen vom prinzipiellen und staatsrechtlichen Standpunkte, muß doch wohl zugestanden werden, daß jede einzelne der obenangeführten Bestimmungen des Bennett-Gesetzes die weitere Existenz aller Pfarr- und Privatschulen ernstlich bedrohte. Das Gesetz verlangte zunächst, daß die Kinder eine Schule des Distrikts, in dem sie wohnen, zu besuchen hätten. Lag nun in dem heimischen Distrikt keine Pfarrschule, was dann? Es war ihnen nicht gestattet, dem Unterricht in einem andern Distrikt beizuwohnen, wo vielleicht eine passende Gelegenheit geboten war. So konnten die Pfarrschulen, die in der Natur der Sache auf einen größeren Kreis, als den gewöhnlichen Schuldistrikt, angewiesen sind, lieber gleich ihre Thüren schließen: es war ihnen von vornherein durch gesetzliche Bestimmung die Lebensfähigkeit abgeschnitten.

Nicht minder mußten sich die Gemeindeschulen durch die Klausel bedroht fühlen, welche Entschuldigungen wegen Nichterfüllung der gesetzlichen Vorschriften der Diskretion der öffentlichen Schulbehörde unterstellte, und ihr die Entscheidung darüber zugestand, ob eine Privatschule von Gesetzeswegen anerkannt werden sollte. Mit Recht erklärte deshalb der Illinois-Distrikt der Missouri-Synode schon Ende Mai 1889: „Es zwingt die betreffende Bestimmung des Gesetzes unsere Schulen in ein ganz unwürdiges Verhältniß der Unterwürfigkeit unter die Kreaturen des Staats, und weckt den starken Verdacht, daß das vorliegende Gesetz ein Versuch sein soll, die Existenz unserer Gemeindeschulen zu vernichten.“[3])

Als ein direkter Schlag gegen die Beibehaltung des deutschen Unterrichts mußte der Artikel 5 erscheinen, der nur solche Schulen als im Sinne des Gesetzes anerkennt, in welchen der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Geschichte in englischer Sprache ertheilt wird. In Illinois hatte man noch Geographie hinzugefügt. Damit waren alle gewöhnlichen Unterrichtszweige in den unteren Klassen bis zum 5. Grade dem deutschen Lehrer entzogen. Wo sollte da noch Zeit bleiben, die Kinder in der Sprache ihrer Eltern zu unterrichten?

So stellte das Gesetz den Gemeindeschulen nur eine Alternative: Entweder vollständiges Aufgeben des Unterrichts in nicht-englischer Sprache, oder eine Vermehrung der Unterrichtsstunden, wie sie jeder vernünftigen Pädagogik widersprach. Die Erhaltung der deutschen Sprache war großentheils Zweck und Ziel der Kirchenschule. Niemand hat in dieser Richtung in Wisconsin mehr geleistet, als gerade sie. Sie ist die Quelle, welche den deutschen Stamm bewässert und lebendig erhält. Vor ihr müssen die anderen Elemente, die sich so viel auf die Erhaltung germanischen Wesens zu Gute thun, die deutschen Vereine, Sänger und Turner, selbst die deutsche Presse bescheiden zur Seite

3) Germania, 29. Mai 1889.

treten.[4]) Sie, die deutsche Pfarrschule, vor allem die lutherische, ist und bleibt, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, die feste Burg deutscher Sprache, deutscher Gesittung. Was wollen neben ihr alle anderen Anstalten; was will selbst der deutsche Unterricht in den öffentlichen Schulen der Großstädte sagen?

Diese theils staatsrechtlichen, theils ethischen und praktischen Gründe waren es, welche in nie gekannter Weise das Deutschthum des Staates gegen das Bennettgesetz Front machen ließen. Die Opposition war fast einstimmig. Nur die kleine Schaar der deutschen Sozialisten schloß sich von dieser Bewegung entschieden aus. Ihre Wortführerin war damals die Milwaukee'r „Arbeiterzeitung", welche von einem Herrn Simon Hickler redigirt wurde. Sie vertrat von Anfang bis zu Ende den Grundsatz, daß die Erziehung der Jugend eine Sache des Staates sei, und bezeichnete die gegentheilige Ansicht als „reaktionär". Einen gleichen Standpunkt vertrat der „Freidenker", unter der Leitung des C. Hermann Boppe. Dieser eigenthümliche Mann, ein Schweizer von Geburt, talentvoll aber exzentrisch, hielt noch immer unveränderlich an den Ideen der Achtundvierziger Radikalen fest, die ihrer Zeit auch für ausschließlich vom Staate geleiteten Schulunterricht geschwärmt hatten. Boppe, der auch das offizielle Organ der Turner, die „Turnzeitung", redigirte und großen Einfluß innerhalb dieser Organisation besaß, versuchte auf der Tagsatzung zu Sheboygan, am 5. April 1890, den Turnern dieselbe radikale Stellung aufzuzwingen. Statt dessen wur-

4) Dr. med. H. W. Schaeffer von St. Louis sagte in einem im Juli 1890 im New Yorker Belletristischen Journal erschienenen Artikel: „Es wird mir jedesmal weh um's Herz, wenn ich lese, wie die hiesige deutsche Tagespresse gegen die deutsche Kirche, deutschen Prediger und deutsches Christenthum wüthet; diese drei verhöhnt, verspottet und sich in ihrem Aufklärungsdünkel hoch über sie erhebt; und jedesmal denke ich dann: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Die deutsche Presse versündigt sich geradezu an dem Institute, das ihr die Leser erhält und neue zuführt. Man schließe die deutsche Kirche und ihre Schulen 25 Jahre, und man wird dann sehen, wo die deutsche Tagespresse geblieben ist, besonders wenn die deutsche Einwanderung schwächer wird oder ganz aufhören sollte."

den jedoch gemäßigtere Beschlüsse angenommen, in welchen es nicht nur als das Recht, sondern auch als die Pflicht des Staates anerkannt wurde, das Prinzip der allgemeinen Schulpflicht gesetzgeberisch festzustellen. Man folgerte, „daß die Republik nothwendiger Weise, um ihr Recht auszuüben und ihre Pflicht voll und ganz erfüllen zu können, unbeschadet des Grundsatzes der Unterrichtsfreiheit, auch über die nicht vom Staat und den Kommunen unterhaltenen Schulen insofern Kontrolle auszuüben hat, daß sie die Gewißheit erhält, elterlicher Leichtsinn werde den Kindern die nothwendige Schulbildung nicht verkümmern, und daß Privat-Schulen ein gewisses Minimum der Leistungen erzielen." Anderseits befürwortete die Tagsatzung in derselben Resolution die Nothwendigkeit einer Revision des Bennettgesetzes wegen seiner unklaren Fassung und forderte alle Freunde des öffentlichen Schulwesens auf, solche Abänderungen herbeizuführen, so daß das Prinzip der allgemeinen Schulpflicht erhalten und doch für die Staatsschule kein Monopol beansprucht, also der Denk- und Gewissensfreiheit in keiner Weise nahe getreten werde.

Diese gemäßigte Opposition fand ebenfalls Ausdruck in einer Anzahl von Resolutionen, welche im Juni 1890 dem Republikanischen Matt. H. Carpenter-Club in Milwaukee vom Präsidenten desselben, Ernest Bruncken, vorgelegt wurden und wie folgt lauteten:

1. Die Wohlfahrt des Landes verlangt, daß alle Kinder elementaren Schulunterricht erhalten. Eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache ist ein unabläßiger Bestandtheil eines solchen.

2. Die Art und Weise, in welcher solcher Unterricht gegeben wird, sollte ausschließlich der Diskretion der Eltern überlassen sein.

3. Der Staat darf sich in keiner Beziehung in die Lehrkurse der durch Privatmittel unterhaltenen Schulen einmischen.

4. Die bestehenden Gesetze sollten so geändert werden, daß sie mit obigen Prinzipien übereinstimmen, und geeignete Maßregeln ergriffen werden, um den Schulzwang thatsächlich durchzuführen.

Diese Beschlüsse wurden in den Zeitungen eingehend besprochen und gaben im Carpenterclub Anlaß zu längerer Debatte. Sie wurden zwar schließlich von dem Verein abgelehnt, aber später mit geringen Abweichungen in die Republikanische Staats-Platform aufgenommen, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Da in diesem Kampfe gegen das Bennettgesetz die deutschen Kirchengemeinden in erster Reihe interessirt waren, traten sie natürlich in den Vordergrund; doch war auch das freisinnige Element keineswegs gleichgültig. Emil Dapprich zum Beispiel, der Direktor des Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars und der Deutsch-Englischen Akademie, äußerte sich in der Versammlung des Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes zu Cleveland, im Sommer 1890, folgendermaßen: „Sie werden fragen, mit welchem Rechte ich eine lokale Sache vor diese Versammlung bringe. Meine Antwort ist die: Derselbe Kampf, der eben in Wisconsin und Illinois zum Austrag gebracht wird, wird in allen Staaten, wo sich deutsche Privat- und Kirchenschulen befinden, entbrennen. Und wenn der Kampf zu Ungunsten unserer deutschen Erziehungsanstalten entschieden ist, so wird es dem deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen an den Kragen gehn. Denn, wenn Sie glauben, daß unsere Gegner ruhen werden, ehe sie den letzten deutschen Schulmeister außer Aktion gesetzt haben, so irren Sie sich." —

Vom Frühjahr 1889 bis zu der Herbstwahl 1890 dauerte der Kampf um diese Grundsätze, und nahm naturgemäß mehr und mehr einen politischen Charakter an. Zunächst organisirten die Lutheraner die Opposition; die Katholiken traten verhältnißmäßig nicht so sehr hervor. Sie hatten auch leichtere Arbeit. Die letzte öffentliche Kundgebung ihres hochverehrten Erzbischofs Heiß war eine entschiedene Verurtheilung des Bennett-Gesetzes gewesen, und nachdem in einer großen Massenversammlung der deutschen katholischen Vereine (Ende Mai 1890) absoluter Widerstand gegen das Gesetz als Parole ausgegeben

worden war,[5]) blieb für die katholische Geistlichkeit wenig zu thun übrig. Bei der straffen Disziplin, welche diese Kirche über ihre Mitglieder ausübt, wurden die der deutschen Bevölkerung und Sprache etwa feindlichen Elemente, zu denen die Irländer das größte Kontin-

---

5) Der Wortlaut der angenommenen Resolutionen:

Der in jüngster Zeit von Nativisten und Anhängern des Paternalismus begonnene Kampf gegen die heiligsten Elternrechte zwingt uns, dem Volke dieses Staates die folgende Erklärung abzugeben:

1. Durch das göttliche und das Naturgesetz sind die Eltern berechtigt und verpflichtet, für die Erziehung ihrer Kinder Sorge zu tragen: deshalb beanspruchen wir für die Eltern auch das Recht, solche Schulen für die Erziehung ihrer Kinder auszuwählen, welche ihrer Ueberzeugung nach am besten die Wohlfahrt ihrer Kinder fördern.

2. Im Falle Eltern es unterlassen, dieser Pflicht nachzukommen, ist der Staat berechtigt, durch gehörige Gesetzgebung dieselben zur Erfüllung dieser Pflicht zu zwingen; auch kann der Staat, wenn es Eltern nicht möglich ist, für die Erziehung ihrer Kinder selbst zu sorgen, diese Pflicht übernehmen.

Hieraus folgt:

a) Die Berechtigung des Schulzwangs unter den obengenannten Verhältnissen.

b) Die Nothwendigkeit öffentlicher Schulen.

c) Das Recht der allgemeinen Besteuerung für diese.

3. Wir erklären, daß wir keinen Anspruch machen auf Unterstützung der Kirchen- und sonstigen Privatschulen aus dem öffentlichen Schulfond; als Bürger und Steuerzahler bestehen wir jedoch auf unserm Recht — selbst auf die Gefahr hin, als Feinde der öffentlichen Schulen verschrieen zu werden — gegen jeden Mißbrauch und jede Verschleuderung dieses Fonds protestiren zu dürfen.

4. Da wir keinen Anspruch auf staatliche Unterstützung unserer Kirchen- oder Privatschulen machen, sprechen wir dem Staate das Recht ab, irgend welche Kontrolle über unsere Schulen auszuüben; wir gestehen dem Staate nur dann das Recht der Einmischung in die Führung von Privatschulen zu, wenn diese sich im Widerspruch mit der öffentlichen Ordnung oder den Gesetzen der Moral befinden.

5. Weil nun das sogenannte Bennettgesetz diese oben angeführten Grundsätze verletzt und in unnöthiger und ungerechter Weise unsere persönliche und religiöse Freiheit beschränkt, erklären wir uns hiermit für den unbedingten Widerruf dieses Gesetzes.

Was in diesem Gesetze Gutes enthalten, ist längst durch andere Gesetze geboten, und ist uns deshalb keine andere Absicht daraus erkennbar, als diejenige: Bürger, welche für Erziehung ihrer Kinder selbst sorgen, zu zwingen, die Methoden derjenigen anzunehmen, welche ihre Religion oder ihre Nationalität hassen.

6. Deshalb erklären wir auch, daß wir, ohne Rücksicht auf bisherige Parteiverhältnisse, nur für solche Kandidaten stimmen werden, welche für den Widerruf dieses Gesetzes zu wirken sich verpflichten.

gent stellten, leicht zur Raison gebracht. Zudem stand das Gros der katholischen Stimmgeber schon seit den fünfziger Jahren auf Seite der Demokraten. Nachdem diese Partei, wie alsbald gezeigt werden wird, die Aufhebung des Bennettgesetzes zum „Haupt-Issue" der Herbstkampagne machte, war die Stellung der Katholiken von vornherein entschieden. So sehr auch einzelne Deutschenhasser murrten und raisonirten, am Wahltage traten sie doch geschlossen und entschlossen an die Wahlurne und stimmten mit wenigen Ausnahmen das Demokratische „Anti-Bennett-Ticket".

Im Gegensatz zu den Katholiken hatten die Lutheraner als solche die politische Arena bis dahin nicht betreten. Die Geistlichen hatten nie den Versuch gemacht, die Mitglieder der Gemeinden politisch zu beeinflussen; jedem solchen Versuche wäre echt lutherischer Trotz entgegengesetzt worden. Hier aber war es etwas Anderes. Die Muttersprache, die Freiheit des Gewissens und der Kirche, das göttliche und natürliche Recht der Eltern über ihre Kinder, war in den Augen der Lutheraner von der Staatsgewalt bedroht, und mit beispielloser Einmüthigkeit schaarten sie sich um ihre Führer, das verhaßte Gesetz zu beseitigen. Das geschah freilich nicht von heute auf morgen. Es bedurfte einer langen Erziehungskampagne, um die Lutheraner, von denen die Mehrzahl seit Jahren der Republikanischen Partei angehörte, auf die andere Seite zu ziehen. Aber es gelang, nicht wie bei den Katholiken durch die einfach von der Kanzel ausgegebene Parole, sondern durch fortgesetzte Bearbeitung des Einzelnen durch Rede und Schrift. Der lutherische Pfarrer auf der Kanzel enthielt sich jeder politischen Bemerkung; aber in Gemeindeversammlungen wurde die Frage unaufhörlich erörtert. Pamphlete und Aufsätze gegen das Gesetz erschienen in jener Zeit zu Dutzenden, und dichterisch begabte Männer stellten ihr Talent in den Dienst der „Anti-Bennett Law-Campagne". August Krüger von Milwaukee, Mitarbeiter der „Germania", dichtete den Jungens und Mädchen der lutherischen Schulen manch' kräftiges,

nach bekannter Melodie zu singendes Lied.[6]) Kriegerischer Zorn aber tönte aus den Versen, in denen der alte Oberst Konrad Krez die Deutsch-Amerikaner zur Einigkeit mahnte:

„Der Staat Wisconsin gab dem Deutschen nichts,
Als er im Schweiße seines Angesichts
Den Urwald klärte; nichts als das Versprechen
Der Freiheit; und er darf sein Wort nicht brechen!

Wo bleibt die Freiheit, wenn man einem Mann
Sein theuerstes, sein Kind entreißen kann?
Denn wer ein Kind mir rauben will, der stehle
Mit seiner Muttersprache seine Seele!

Ist denn der Deutsche wirklich schon ein Knecht?
Giebt es für ihn kein elterliches Recht?
Ist er nur gut zu Stimmvieh bei den Wahlen,
Und den Gehalt für seine Herrn zu zahlen?[7])

An Pamphleten wurden von dem Anti-Bennett Staats-Zentral-Komite ganze Bände veröffentlicht. Die Kampagne begann zuerst auf den Versammlungen der einzelnen Synoden, die meist im Sommer nach dem Schulschluß stattfinden. Gleich nach Annahme der Bill erklärten sich diese Synodalversammlungen einstimmig gegen das Gesetz. Die alte Rivalität unter den sechs in Wisconsin vertretenen Synoden verschwand in der Stunde der Gefahr vollständig. Kategorisch verlangten sie alle den Widerruf des ihre Gewissens- und Kirchenfreiheit bedrohenden Gesetzes. Dann ernannte jede Synode sogenannte Schulkomites, denen die Organisation der Gemeinden zu geschlossener Angriffskolonne übertragen wurde.[8]) An ihrer Spitze standen geistig so hervorragende Leute wie Dr. W. Notz von Watertown, ein tüchtiger Philologe

6) Einzelne Titel der von Krüger's hübschem Talent geschmiedeten Gedichte mögen hier genannt werden: „Die deutschen Jungens"; „Die deutschen Mädchen"; „Das freie deutsche Wort"; „Ein moderner Goliath"; „George Washington" u. a. m.

7) Aus „Seid einig!" Gedicht von Konrad Krez. Desselben Dichters Fabel „Der Kranich und der Wolf" bezieht sich ebenfalls auf die Bennett-Kampagne.

8) Siehe Anhang IV.

und Kunstkenner, der auf der Tübinger Universität seine Ausbildung genossen und in seinen Mußestunden zu den Füßen des Malers Heinrich Vianden gesessen hatte; ferner sein Kollege C. F. W. Huth vom Concordia-Gymnasium in Milwaukee, ein scharfer, logischer Denker, geistvoller Interpret der Dichter und Schriftsteller des klassischen Alterthums und in diesem Kampfe ein furchtloser Streiter. Da war ferner der mildere A. F. Ernst, Professor an dem Watertown'er Gymnasium, ein Mann, der dem Studium sozialer Fragen viel Zeit gewidmet und schon im Jahre 1874 mit dem damaligen Sprecher der Freien Gemeinde von Milwaukee, Fritz Schütz, eine öffentliche Disputation geführt hatte. Da fungirte ferner als Sekretär des Schulkomites der Missouri-Synode der Pastor der Bethlehems-Kirche von Milwaukee, John Schlerf, ein systematisch angelegter, feiner Kopf, dessen praktische Methoden viel zum Erfolg der Arbeit beitrugen. Da waren endlich viele andere, Geistliche wie Laien, deren Namen nicht so weit bekannt wurden, aber alle von demselben Wunsche erfüllt, das anstößige Gesetz zu beseitigen.

Die Früchte der Agitation dieser Komites zeigten sich sehr bald. Schon die Frühjahrswahl in Milwaukee im Jahre 1890 wurde auf Grund der Stellung zum Bennett-Gesetz entschieden, eine Warnung für die Republikaner, aber noch nicht kräftig genug, um den unter der Führung des Milwaukee „Sentinel" stehenden Anhängern des Gesetzes, vor Allem dem Gouverneur Hoard, die Augen zu öffnen. Dann aber schritt man zur Bildung des schon vorher erwähnten Anti-Bennett Staats-Zentral-Komites, das aus Vertretern der verschiedenen Bekenntnisse, Protestanten wie Katholiken, zusammengesetzt wurde. Vorsitzer dieses Ausschusses wurde Dr. Christian Koerner von Milwaukee. Die Katholiken waren in diesem Komite nur schwach vertreten; der Mann von größter Bedeutung unter ihnen war der Richter John C. Ludwig, ein tüchtiger, liebenswerther Mann, bei den eigenen Glaubensgenossen wie bei Andern gleich wohl angesehen. Aber er hatte wenig zu thun, die Hauptarbeit fiel den Lutheranern zu.

Die Eröffnung der gemeinsamen Kampagne erfolgte früh; schon fünf Monate vor der Wahl, am 4. Juni 1890, mit jener bereits erwähnten Konvention in der Turnhalle zu Milwaukee. Mehr als 700 Delegaten aus allen Theilen des Staates[9]) waren hier versammelt, alle beseelt von dem einzigen Gedanken, dem der Freiheit des Gewissens und der Kirche bedrohenden Gesetze den Garaus zu machen. Als Redner traten in dieser Versammlung außer dem Vorsitzenden Christian Koerner vor das Publikum Konrad Krez, Professor Rasmus P. Anderson von Madison, August Roß und F. W. von Cotzhausen. Während der Dichter des „An mein Vaterland" die Hörer durch seinen frischen Humor und durch das tiefe Gemüth fesselte, das aus jedem seiner Worte sprach, zeichnete sich Senator Cotzhausen's Rede durch die Schärfe der Logik und die Klarheit der Beweisführung aus. Es war eine der bedeutendsten Reden, die dieser scharfsinnige Mann in seiner langen politischen Karriere gehalten hat, und in Folge der Wucht ihrer Argumente wurde dieselbe eins der schätzenswerthesten Kampagnedokumente und zum Text der nun folgenden öffentlichen Agitation.[10]) Eine seltene Einmüthigkeit beseelte die Konvention, in der wohl das intelligenteste Deutschthum, zugleich aber auch alle Stände und Berufszweige vertreten waren. Der Geist, der diese Versammlung bewegte, fand seinen Ausdruck in der Platform, die in unzweideutigen Worten den Standpunkt der deutschen Lutheraner darthat und den unbedingten Widerruf des Gesetzes verlangte. Wir sind nicht Gegner der öffentlichen Schulen, sagten die Resolutionen, nicht Gegner der englischen Sprache, nicht gegen ein vernünftiges Schulpflichtgesetz; aber wir halten an der Forderung fest, daß der Staat sich nicht in die aus unseren eigenen

9) Wir nennen nur einige der aus dem Staate erschienen Delegaten: C. A. Christiansen, Juneau; A. Bredesen, Stoughton; John Pritzlaff, Milwaukee; H. Lohe, Manitowoc; Christian Bölte, Columbus; J. Radke, Baraboo; Paul F. Müller, Fountain City; Ed. Kretlow, Wausau; E. von Briesen, Columbus; Wm. Gorder, Watertown; Chas. Pieper, Menomonee; F. Nagel, Sheboygan; A. Pankow, Marshfield

10) Die Rede ist deshalb vollständig im Anhang V. wiedergegeben.

Mitteln erhaltenen Gemeindeschulen mische, und wir werden bei den bevorstehenden Wahlen nur für Kandidaten stimmen, die diese unsere Forderungen vertreten.[11])

Die Versammlung war jedoch keine politische gewesen. Hatten auch einige Politiker dabei eine Rolle gespielt, so war sie im Allgemeinen nur als eine sehr nachdrückliche Willens- und Meinungsäußerung der Lutheraner und der übrigen Gegner des Gesetzes anzusehen. Das wurde durch die Thatsache bewiesen, daß ein Vorschlag des Herrn Carl Pieper, Redakteur des Menominee „Nordstern", statt der einzelnen Kandidaten die Demokratische Partei in die Platform zu bringen, einmüthig niedergestimmt wurde. Aber es wäre ein Wunder gewesen, wenn die Demokratische Partei diese Gelegenheit, die Republikaner aus dem Sattel zu heben, unbenutzt hätte vorüber gehen lassen. Jedoch nur zögernd kam die Demokratie des Staates zum Schluß, daß der Widerruf des Bennett-Gesetzes, als Hauptissue in der Gouverneurswahl, der Partei die lang entbehrte Herrschaft wieder gewinnen möchte. Edward C. Wall, der damalige Vorsitzende des Demokratischen Staats-Zentral-Komites, erkannte klar die günstige Gelegenheit. Aber unter den Demokraten anglo-amerikanischer und irischer Abkunft zeigte sich anfangs wenig Gegenliebe. Das Bennettgesetz hatte sogar in ihren Reihen nicht wenige warme Befürworter. So fand das erste konfidentielle Schreiben, das der Vorsitzende des Staats-Zentralkomites an die leitenden Demokraten richtete und worin er sie aufforderte, den Widerruf des Bennett-Gesetzes als Leitmotiv in der kommenden Kampagne zu benutzen, wenig Ermunterung. Leute wie General Bragg, Senator Vilas, Chas. W. Felker, Winans, Seaman und Andere riethen anfänglich davon ab. Da kam die Konvention der Lutheraner und zeigte die mächtige Bundesgenossenschaft, welche die Demokratie an den Lutheranern finden würde. Von der Stunde an war die Stellung der Demokraten klar. Die Agitation begann im ganzen Staate. Die Platform der Staatskonvention, in der Mayor

11) Siehe Anhang VI.

Peck von Milwaukee als Gouverneurskandidat aufgestellt wurde, sprach sich in nicht mißzuverstehender Weise gegen das Bennettgesetz aus und forderte in nackten Worten dessen Widerruf. Nur wenige Demokratische Führer, wie der obenerwähnte Felker von Oshkosh, weigerten sich, dieser Parole zu folgen, und unterstützten in dieser Kampagne die Republikaner.

Auf Republikanischer Seite hatte sich im Sommer 1890 in weiten Kreisen die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß ein Erfolg der Partei in der kommenden Wahl unmöglich sei, wenn dieselbe als Vertreterin der Bennettgesetz-Prinzipien in die Arena trete. Besonders Henry C. Payne und Senator Spooner, die hervorragendsten Führer der Republikaner im Staate, waren nach Kräften bemüht, den von Gouverneur Hoard geleiteten Bennett-Flügel zu verhindern, sich der Parteileitung zu bemächtigen. Diese Bemühungen waren in sofern erfolgreich, als die Staatskonvention erklärte:

„Wir halten dafür, daß das von der letzten Legislatur angenommene Schulzwangs-Gesetz weise und human in allen seinen Hauptzwecken ist, und wir sind gegen seinen Widerruf; zur selben Zeit bestehen wir darauf, daß Eltern oder Vormünder das Recht haben, Jahreszeit und Ort, ob öffentlich oder privat, und wo immer zu finden, wo ein Kind seinen Unterricht erhalten soll, zu bestimmen; und wir verpflichten uns, das bestehende Gesetz so zu verändern, daß es diesen Erklärungen entspricht."

Diese Platform würde wahrscheinlich die Mehrzahl der deutschen Republikaner bei ihrer Partei gehalten haben, wenn die Anhänger des unveränderten Schulgesetzes sich damit zufrieden gegeben hätten. Statt dessen zogen diese es vor, die Platform ihrer Partei zu ignoriren und die extremsten Ansichten von der Aufsichtspflicht des Staates zu predigen. Die Reden und Schriften dieser in vielen Fällen geradezu fanatischen Bennettleute mit Hoard, dem zur Wiederwahl aufgestellten Gouverneurskandidaten an der Spitze, strotzten von Angriffen auf die Deutschen im Allgemeinen, aber ganz besonders auf die deutschen

Kirchen. So war es kein Wunder, wenn die vernünftigen Elemente unter den Republikanern nicht im Stande waren, die Lutheraner vom Abfall zurückzuhalten. Daran konnte auch die Gründung eines neuen deutsch-republikanischen Blattes, der „Abendpost" in Milwaukee, mit Paul Bechtner als Herausgeber und Hermann Sigel als Redakteur, nicht das Mindeste ändern. Die Demokraten inzwischen schürten selbstverständlich die Flammen der Entrüstung nach Kräften.

Während unmittelbar nach der Annahme der Republikanischen Platform ein Theil der Presse sich dem Glauben hingab, daß die Schulgesetz-Agitation durch obige Erklärung der Partei beseitigt sei,[12]) war die Lutherische Anti-Bennett-Organisation entschieden anderer Ansicht. Für sie war die Platform keineswegs unzweideutig und genau. Sie lasen vielmehr darin die Erklärung, daß das eigentliche Wesen des verhaßten Gesetzes unangetastet bleiben sollte, nämlich: „alle jene tyrannischen Bestimmungen, welche die Eltern den Schulbehörden preisgeben; welche sie unter Umständen zwingen, ihre Kinder in eine Schule zu schicken, die wider ihr Gewissen ist; welche — oft feindseligen — Schulbehörden das Recht geben zu entscheiden, ob genügender Unterricht im Englischen ertheilt wird, und eben dadurch, wenn auch indirekt, Privatschulen den staatlichen Schulbehörden unterstellen.[13])

Anstößiger aber noch als die nicht unzweideutige Erklärung der Republikanischen Partei, war den Lutheranern die Wiedernomination des bisherigen Gouverneurs Hoard, des Mannes, der die ganze Wucht

12) So der „Herold" in einem Leitartitel unter der Ueberschrift: Das Bennett-Gesetz abgethan. „Das Bennettgesetz, wie es von der letzten Legislatur erlassen wurde, ist nicht mehr. Die von der gestrigen Konvention angenommene Platform erklärt in unzweideutigen und genauen Worten, was die Republikanische Partei von Wisconsin damit zu thun beabsichtigt. Es steht außer Frage, daß an seine Stelle ein gerechtes Gesetz treten wird — ein Gesetz, das, während es die wesentlichen Grundzüge des Bennett-Gesetzes beibehält, in keiner Weise den individuellen Rechten zu nahe treten wird." etc.

13) „An die Wähler von Wisconsin." Aufruf des Anti-Bennett-Staats-Zentral-Komites an die protestantischen Wähler, das Demokratische Ticket zu stimmen.

seiner amtlichen Persönlichkeit zu Gunsten des Bennettgesetzes eingesetzt und erst sich Kompromissen geneigt gezeigt hatte, als er die riesige Opposition erkannte, welche dem Gesetze von allen Seiten erwuchs. Die Wiedernomination dieses Mannes, den der in der Anmerkung zitirte „Aufruf" vielleicht mit allzu kräftigen Strichen zeichnete,[14]) trieb manchen Lutheraner in das Demokratische Lager, der sonst mit ganzem Herzen an seiner alten Republikanischen Partei gehangen.

Was die Lutheraner verlangten, war ein klares und unzweideutiges Versprechen des gänzlichen Widerrufs. Die Demokraten hatten es gethan und ihnen fiel deshalb in der Wahl ein allerdings ganz unverdienter Sieg zu. Der Siegesjubel, den sie einige Tage nach der erfolgreichen Wahl, in welcher der bisherige Bürgermeister von Milwaukee, George W. Peck, zum Gouverneur erwählt wurde,[15]) in einer Versammlung im Ausstellungsgebäude anstimmten, war wenig gerechtfertigt. Die Demokratische Partei verdankte zum größten Theil ihren Erfolg den Stimmen bisher Republikanischer Lutheraner. Die staats-

14) Der Aufruf nennt Gouverneur Hoard: „Diesen fanatischen Feind der Gemeindeschulen und der deutschen Sprache, der das Bennettgesetz durch seine Botschaft veranlaßt hat und mit demselben stehen und fallen will, der sogar erklärt hat, daß er, um das schändliche Gesetz wirksamer zu machen, eine Verschärfung desselben befürworten wolle, der auf alle Gegner des Gesetzes in der gemeinsten Weise geschimpft hat. Würde nicht dieser Fanatiker, falls er gewählt würde, jedes neue Gesetz, ja jede Veränderung des Bennett-Gesetzes, die seiner engherzigen Gesinnung nicht entspräche, mit seinem Veto belegen? Oder hat er in seiner Annahmerede auch nur mit einer Silbe angedeutet, daß er einer Aenderung günstig sei? Hat er nicht vielmehr die alte Lüge wieder vorgebracht, als wären die Gegner des ungerechten Gesetzes Feinde der öffentlichen Schulen! Dieses Mannes Nomination ist daher der beste Maßstab für die richtige Auslegung der Republikanischen Platform, ja Hoard ist recht eigentlich die Republikanische Platform selbst."

15) Während in der Staatswahl von 1888 die Republikaner mit 20,273 Stimmen Pluralität ihren Gouverneurs-Kandidaten erwählten, erhielt in 1890

Gouv. Peck, Dem.	160,388 Stimmen,
Gouv. Hoard, Rep.	132,068 „
Peck's Pluralität:	28,320 „

Daß wiederum, wie in 1873, in den von den Deutschen besiedelten Distrikten die großen Demokratischen Majoritäten zum Vorschein kamen, braucht wohl nicht besonders nachgewiesen zu werden.

rechtlichen, echt demokratischen Grundsätze, die der Opposition gegen das Bennett-Gesetz zu Grunde lagen, waren es nicht gewesen, welche die Mehrzahl der Parteileiter zur Aufnahme dieses „Issue" bewogen hatten. Als anfänglich weiter sehende Führer wie v. Cotzhausen und Gabe Bouck in einem Zirkular auf die staatsrechtliche Seite der Frage hinwiesen und die Opposition gegen das Bennett-Gesetz als Hauptfaktor bei der bevorstehenden Wahl in Vorschlag brachten, war ihnen selbst von Seiten so hervorragender Männer, wie Vilas, Bragg, Wall und Andern wenig Aufmunterung geworden. Erst als die Opposition ins Riesenhafte wuchs, erkannte man die günstige Gelegenheit, der Partei, d. h. sich selbst, wieder einmal die Herrschaft zu verschaffen. Die staatsrechtliche Bedeutung des Kampfes — die Frage: Wie weit reicht die Machtsphäre des Staates dem Individuum gegenüber? — war für diese kleinkalibrigen Politiker von untergeordneter Bedeutung. Anders jedoch für die große Masse der deutschen Stimmgeber. Für sie handelte es sich um leitende Prinzipien, nämlich die völlig unantastbare Gewissensfreiheit und die natürlichen Rechte der Eltern.

So war denn der Demokratie auf ganz unverdiente Weise die reife Frucht in den Schooß gefallen. Mehr als 25,000 Stimmgeber waren aus dem Republikanischen Lager in das Demokratische übergetreten; jedes einzelne Staatsamt war in die Hände der Demokratie übergegangen; beide Häuser der Legislatur zählten eine Demokratische Mehrheit; von den neun Kongreßabgeordneten waren acht Demokraten. Die Demokratie hatte das Heft vollständig in der Hand, und hätte — wenn sie diejenige Politik zur Ausführung gebracht, die im Bewußtsein der Majorität des Volkes gereift war — sich für Jahre im Sattel halten können. Das Versprechen des Widerrufs des Bennett-Gesetzes hielt sie freilich ehrlich und treu. Aber in jeder anderen Beziehung glich ihre Politik während der nächsten Jahre vollständig einem schwankenden Rohr. Von idealen und großen Grundsätzen spürte man kaum einen Hauch. Kein Wunder, daß schon nach vier Jahren die Mehrzahl der Stimmgeber wieder in das Republikanische Lager zurückfiel und

dem Staate wieder das altgewohnte politische Gepräge gab. Doch in einer Beziehung war eine totale Aenderung eingetreten. Das war in der politischen Bedeutung und Machtstellung der einzelnen Faktoren des deutschen Elementes. Mit der Bennett-Kampagne traten die freisinnigen Elemente, vor Allem die Turner, von der politischen Führerschaft zurück. Sie hatten seit dem Bürgerkriege, wo sie so einmüthig für die Sterne und Streifen eingetreten waren, im politischen Leben der Deutsch-Amerikaner den Ton angegeben. Wer die Unterstützung der Turner hatte, glaubte der Unterstützung des gesammten deutschen Elementes sicher zu sein. Das wurde jetzt anders. In der Bennett-Kampagne hatten sie im Gegensatz zu der Stärke des religiösen Elements ihre Schwäche allzu deutlich verrathen. Auch die stets mit Emphase gemachte Behauptung, daß die Turnerei der wahre Hort deutscher Sprache und Gesittung sei, konnte selbst für den oberflächlichen Beobachter nicht mehr aufrecht erhalten werden. Das jüngere Element entzog sich dem Einfluß spezifisch deutscher Kulturerrungenschaft geflissentlich und duldete nur ungern, daß die deutsche Sprache noch immer die Geschäfts- und Verhandlungssprache in den Turnvereinen blieb. So verloren die Turner und mit ihnen die freisinnigen Zeitungen des Landes seit der Bennettkampagne von Jahr zu Jahr mehr an Einfluß und an ihre Stelle trat auch im politischen Leben ein neues Element, welches in diesem letzten Kampfe den Ausschlag gegeben — der religiös und protestantisch empfindende Theil der deutsch-amerikanischen Bevölkerung.

Aus wie kleinen Anfängen hatten sich die jetzt kräftig entwickelten lutherischen Gemeinden hervorgearbeitet! Wie viele Jahre der Zwietracht, der Armuth, der offenen Verhöhnung, des Kampfes um die Existenz hatten sie durchleben müssen, ehe sie jetzt in einer gewaltigen Schlacht ihre Treue, ihre Zähigkeit und ihre Kraft beweisen konnten. Früher von der freisinnigen Presse verhöhnt und nicht selten mit Schmutz beworfen, gab die Oeffentlichkeit jetzt willig zu, daß sie es vor allen Anderen waren, die Wesen, Geist und Sprache der Deutschen

erhielten und fortpflanzten. Der große Hort der deutschen Sprache und deutschen Wesens ist und bleibt — so lange Erhaltung überhaupt möglich ist — die deutsche Kirche mit ihrer Schule. Denn diese verjüngt und erneut sich in sich und durch sich selbst, trägt den Grund ihrer Existenz in sich selbst, will keine irdischen Güter für ihre Arbeit und Mühen; sondern was sie will und erstrebt, ist nur ihre Erhaltung und Fortexistenz für die Zukunft; an diese setzt sie ihr Alles und innerstes Leben.

Sich die freie Ausübung ihrer Religion zu sichern, waren die ersten Lutheraner aus Preußen und Sachsen ausgewandert. Ihren Kindern der Väter Glauben und der Väter Sprache zu erhalten, hatten sie sich zu Gemeinden zusammen geschlossen, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Kirchen gebaut und Schulen gegründet. Hart war der Anfang gewesen und alle möglichen Schwierigkeiten hatten sich ihnen entgegengethürmt. Aber trotzdem und alledem war das Samenkorn aufgegangen und hatte tief, wenn auch langsam seine Wurzeln in den Boden geschlagen, also daß dem kräftig anwachsenden Baume kein Sturm mehr schaden konnte.

Innere Kämpfe und Zwiespalt der Gemeinden bilden die Anfangsgeschichte der lutherischen Kirche in Wisconsin. Der Zustand im Innern reflektirte nach Außen und ließ die der Mehrzahl nach freigeistige deutsche Einwanderung der ersten Periode geringschätzig auf die lutherischen Stammesgenossen herabschauen. Und da die Kirche der Natur der Sache nach politisch nie geschlossen auftrat, so erhielt sich diese Geringschätzung, die sich auch der anglo-amerikanischen Bevölkerung mittheilte, im Wesentlichen bis zu dem Augenblicke, wo der Staat die Freiheit der Kirche antastete, und das Lutherthum in einem gewaltigen Kampfe seine Macht zeigte, zu der es im Laufe der Zeit erstarkt war. Da erst verstummte der Spott, mit dem die „freisinnige" deutsche Presse die Lutheraner überschüttet hatte, und selbst im Lager der Feinde wurde anerkannt, daß die lutherische Kirche und Schule die Mission erfüllte, welche bisher von den Turnern und „Teutsch-Radikalen" als ihr

eigenstes Gebiet betrachtet und doch nur so unvollkommen erfüllt war; die Mission nämlich: deutsche Sprache, deutschen Geist und deutsche Gesittung ihren Kindern zu vererben.

Durch die Bennett-Kampagne kam zweifellos zum Ausdruck, was Wisconsin und die Deutsch-Amerikaner des Staats den Lutheranern an idealen Gütern verdankten. Und da sie in dem ihr aufgedrungenen und erfolgreichen Kampfe die Führerschaft übernommen, so änderte sich die politische Sachlage mit einem Schlage. Nicht daß sie fortan eine geschlossene politische Faktion gebildet hätten; aber ihr Ansehen, und das der „Germania", ihres hauptsächlichsten Zeitungsorgans, war so gewachsen, daß für längere Zeit das lutherische Element politisch als der ausschlaggebende Faktor im Staate betrachtet wurde.

Achtes Kapitel.

Die Deutsche Kirche.

Das Jahr 1890 brachte die eminente Bedeutung, welche der Kirche im Leben der Deutsch-Amerikaner unseres Staates zukommt, mit solchem Nachdruck zur Anschauung, daß kaum ein geeigneterer Platz gefunden werden könnte, um einen Ueberblick des Wesens und Wirkens derselben zu geben. Die Anfänge der katholischen Kirche wurden bereits im ersten Bande eingehend geschildert — eine Vorwegnahme, welche dadurch gerechtfertigt erschien, daß dieselbe viel früher als die protestantischen Gemeinschaften zu Einfluß und äußerlicher Geltung gelangte. Als die Gründung der deutschen protestantischen Gemeinden noch in den ersten Anfängen lag, hatten die Katholiken schon ihren Bischofssitz in Milwaukee, mit stattlicher Kathedrale, ein Merkzeichen, daß die Pionierzeit bereits durchgelebt sei und der katholische Kultus feste Wurzeln geschlagen habe. Aus einem Bisthum sind inzwischen drei geworden, mit Sitzen in Green Bay und La Crosse, nebst dem Erzbischöflichen Stuhle in Milwaukee. Die Milwaukee Kirchenprovinz ist heute noch ausgeprägt deutsch in Charakter und Wesen; eine Mehrzahl der Gemeindeglieder und Priester ist von deutschem Geblüt, und

bis jetzt sind auch die sämmtlichen Bischöfe deutscher Abstammung gewesen.[1])

Es würde zu weit führen, wollten wir die höchst interessante Geschichte der katholischen Kirche seit den Zeiten der Pioniere im Einzelnen verfolgen. Der Einfluß derselben auf die Entwickelung unseres Staates kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden, obgleich ihre Mitglieder zumeist nicht den wohlhabenden Klassen beizurechnen sind. Aus behäbigen, aber bescheiden situirten Farmern, tüchtigen, geschickten Arbeitern und kleinen Gewerbtreibenden rekrutiren sich meist die deutschen katholischen Gemeinden; die Zahl Derer, die nach modernen Begriffen reich zu nennen wären, dürfte gering sein. Die Katholiken bilden heute noch wie vor vierzig Jahren, wenn auch nicht mehr so scharf abgegrenzt, in sozialer und politischer Hinsicht ein geschlossenes Ganzes. Innerhalb desselben spielt sich ein reiches Vereinsleben ab, dessen Mittelpunkt der Wisconsin-Zweig des Katholischen Centralvereins bildet. Die Milwaukee Kirchenprovinz steht anerkannter Maßen im ganzen Lande als diejenige da, welche die Interessen der fremdsprachigen gegenüber den englisch-redenden Gemeinden vertritt, und anderseits ist sie auch in dem Streite der „Conservativen Richtung", im Gegensatz zu derjenigen, welche als die „Liberale" oder „Amerikanische" bezeichnet wird, eine entschiedene Vertreterin der ersteren, trotzdem in gewissem Sinne ein deutsch-amerikanischer Priester — Pater Hecker — der Sohn eines deutschen Kupferschmiedes in New York, als der Begründer der letzteren angesehen werden kann.[2])

---

1) Erzdiözese Milwaukee: John Martin Henni, 1844—1881 (Erzbischof seit 1875); Michael Heiß, 1881—1890; Frederic Xavier Katzer 1890—.

Diözese La Crosse: Michael Heiß 1868—1881 (zum Erzbischof von Milwaukee befördert); Kilian Caspar Flesch 1881—1891; James Schwebach 1892—.

Diözese Green Bay: Joseph Melcher 1868—1873; Francis Xavier Krautbauer 1875—1885; Frederic X. Katzer 1886—1891 (zum Erzbischof von Milwaukee befördert); Sebastian Gebhard Meßmer 1892—.

2) Zwei katholische deutsche Wochenblätter werden im Staate herausgegeben: „Columbia" und „Excelsior", beide in Milwaukee; ferner eine Monatsschrift, „Cäcilia" in St. Francis.

Auf protestantischer Seite treten alle anderen Zweige der Kirche vor dem Wachsthum der Lutherischen Gemeinden zurück. Zwar giebt es auch viele deutsche protestantische Gemeinschaften, welche nicht zu den Lutheranern gehören. Beinahe jede amerikanische Denomination von irgend welcher Bedeutung hat zu Zeiten versucht, unter den Deutschen Fuß zu fassen. Da gab es und giebt es noch heute Congregationalisten, Baptisten, Episkopale, Methodisten und Adventisten unter den deutschen Kirchengemeinschaften. Aber das sind meist exotische Treibhauspflanzen, ohne die Gewähr dauernden Bestandes, Uebergangsstufen zu völlig englischredenden. Höchstens der Methodismus, besonders in der Form der Bischöflichen Methodistenkirche und derjenigen der „Evangelischen Gemeinschaft", scheint einige Gewähr für die Dauer zu bieten. Die verhältnißmäßig geringe Zahl der Deutsch-Reformirten, deren Pionier der bereits im ersten Bande erwähnte Pastor Winter von Madison war, halten sich in engem Anschluß an die englisch-redenden Presbyterianer. Die der preußischen Landeskirche entsprechenden Gemeinden der Evangelischen Kirche sind in ihrem äußeren Wirken und Charakter den Lutheranern so ähnlich, daß sie für den Fremden kaum gesondert hervortreten. Aber wenn man vom deutschen Protestantismus in Wisconsin spricht, so denkt man zunächst immer, und oft beinahe ausschließlich, an die Lutheraner.

Es kann nie scharf genug betont werden, und wer auf sein deutsches Amerikanerthum stolz ist, sollte nie verfehlen, darauf hinzuweisen, daß die Anfänge dieses so hochbedeutenden Elementes in den westlichen Staaten auf gleich hohe Motive zurückzuführen sind, wie diejenigen der Pilgrimväter, als sie von der Mayflower an's Land stiegen. Wenn erst einmal der Duft des Alterthums die Kunde von der Einwanderung der deutschen Lutheraner deckt, dann werden ihre Mühen und Entbehrungen um des Gewissens Willen als eins der herrlichsten Blätter im Ehrenkranz der ganzen amerikanischen Nation dastehen; und wenn ihre Nachkommen auch nicht mehr die Sprache der Väter sprechen sollten, so werden sie doch dieser Lutherischen Pioniere mit dem-

selben Stolze gedenken, wie die Söhne der Pilgrimväter der Ansiedler auf dem Plymouth Rock. Daß aber diese Kunde in den Herzen unserer Enkel nicht untergehe, sondern lebendig bleibe als ein wirklicher volksthümlicher Besitz, gleich den Ueberlieferungen von New England, dazu beizutragen ist aller deutsch-amerikanischen Eltern ernste Pflicht.

Hier ist nicht der Ort, auf die Einzelheiten dieses modernen Glaubens-Epos einzugehen. Es ist dies nicht spezifisch Wisconsin's, sondern Amerikanische Geschichte. Hoffentlich kommt bald der berufene Geschichtsschreiber, welcher die zerstreuten Quellen sammelt, und in würdiger Form zu einem Theil Amerikanischer National-Literatur vereinigt. Die Zeit ist noch nicht allzu lange her, als Parteihader und religiöse Unduldsamkeit gerade den sich „liberal" nennenden Theil der hiesigen Deutschen verleitete, auf diese bescheidenen Männer mit Nichtachtung, ja selbst mit Spott und Hohn herabzusehen. Der Achtundvierziger Flüchtling, der um seines politischen Bekenntnisses Willen die Heimath meiden mußte, wurde gerühmt und hochgehalten. Gewiß war er dessen werth; aber waren es nicht minder die Männer, welche ihres religiösen Glaubens halber Stand, Amt und Heimath opferten, um in der westlichen Wildniß ihrem Gott nach eigenem Gewissen zu dienen? Ob wir mit der besonderen kirchlichen Richtung dieser Männer übereinstimmen, thut nichts zur Sache. Auch der religiös anders Gesinnte, selbst der Freidenker und Gegner der Kirche, wenn er für ideale Bestrebungen, für hohe Gesinnung empfänglich ist, muß fühlen, wie sein Herz höher schwillt im Anblick solchen Opfermuths.

Es war die Opposition einerseits gegen den Rationalismus innerhalb der protestantischen Kirchen Deutschlands, anderseits gegen das despotische Eingreifen der Monarchen in die Kirchenverfassung, wodurch in den Dreißiger Jahren des Neunzehnten Jahrhunderts der große Konflikt hervorgerufen wurde, welcher die Alt-Lutheraner in die Fremde trieb. Der eigentliche Rationalismus, mit seiner flachen, rein verstandesgemäßen Auffassung der Religion, wie er aus dem Achtzehn-

ten Jahrhundert herübergekommen war, ließ sich mit einem wirklich kräftigen kirchlichen Leben nicht vereinigen. Aber auch die tiefere Richtung eines Schleiermacher, mit ihrer Betonung des Gefühlslebens, war den strengen Lutheranern durchaus unannehmbar. Diese beiden Richtungen jedoch, feindlich wie sie sich gegenüberstehen mochten, dominirten vollständig das ganze Kirchenwesen, und damit vor Allem auch den religiösen Unterricht in der Schule, zur größten Besorgniß der Orthodoxen, welche sahen, wie ihren Kindern Gesinnungen eingepflanzt wurden, die ihnen als geradezu unchristlich gelten mußten. Zum Ausbruch kam dieser schon lange sich vorbereitende Konflikt, als von der Regierung die Vereinigung der Kirchen lutherischen und reformirten Bekenntnisses in die „Unirte Landeskirche" erzwungen werden sollte. Viele lutherische Geistliche verweigerten, sich der neuen Kirchenordnung zu fügen. Es kam zu Disziplinarverfahren seitens der Regierungen, selbst bis zur Einkerkerung renitenter Pastoren. Die Gemeinden standen in vielen Fällen auf Seite ihrer Seelsorger. Die Einzelheiten des Kampfes gehören in die Geschichte Deutschlands. Aber diese Männer, die ihrer Ueberzeugung ihr Alles zu opfern bereit waren, sie waren es, welche die Gründer der lutherischen Kirche in Wisconsin wurden. Einige Angaben über die Persönlichkeit dieser Pioniere und die ersten Anfänge in Milwaukee, Freistadt und anderswo sind bereits im ersten Bande (Seite 38—40) gemacht worden.

Natürlich wäre es falsch, die Sache so aufzufassen, als wenn alle die Tausende von deutschen Lutheranern, welche in jenen Jahren nach den Vereinigten Staaten und speziell nach Wisconsin auswanderten, um ihres Glaubens willen das Vaterland verlassen hätten. Aber die „Pilgrimväter", wie wir sie wohl mit demselben Rechte nennen dürfen wie die Pioniere New Englands, bildeten den Kern, um welchen ihre Landsleute lutherischer Konfession sich schaaren konnten. Die ausgewanderten Geistlichen waren die Führer in religiöser Hinsicht, wie auch in vielen Fällen in weltlichen Beziehungen. Sie organisirten Gemeinden und Synoden; und wie einst die Pilger in Massachusetts, nachdem

kaum der ersten leiblichen Nothdurft Genüge gethan war, das ehrwürdige Harvard-College errichteten, damit nicht nach ihrem Dahinscheiden ihre Nachkommen an gebildeten geistlichen Berathern Mangel hätten, so dachten auch unsere deutschen Pilgrime an die Errichtung geistlicher Lehranstalten, noch ehe die materiellen Zustände über den Charakter des Pionierlebens hinausgekommen waren.

Zu allererst freilich galt es, jeder Ansiedlung im Urwalde ein wenn auch noch so bescheidenes Kirchlein zu bauen, in dem sie ihrem Gotte dienen konnten nach den Vorschriften ihres eigenen Gewissens, frei von der Bedrückung durch despotische Obrigkeit. Aus Baumstämmen roh zusammengeschlagen wurden die Gotteshäuser, und der Herr Pastor mußte selber mit Hand anlegen und die Axt schwingen lernen. Schwer war der Anfang, aber das Ziel wurde erreicht, und mancher dieser alten Herren konnte sich noch des prächtigen Steinbaues erfreuen, der schließlich an die Stelle der armseligen Log-Kirche getreten war.

Die ersten lutherischen Gemeinden in Wisconsin gehörten der von Pastor Grabau gegründeten Buffalo-Synode an. Aber bald zogen es viele der Gemeinden und Geistlichen vor, sich der sogenannten Missouri-Synode anzuschließen, deren Führung in den Händen von Dr. F. C. W. Walther in St. Louis lag, wohl dem geistig bedeutendsten unter allen diesen Männern. Wenige Jahre später kam durch die Bemühungen des Pastor Mühlhäuser in Milwaukee die Organisation einer dritten Synode, der sogenannten Wisconsin-Synode, zu Stande, und endlich wurden auch noch Gemeinden organisirt, welche der Jowa- und der Ohio-Synode angehören. Die Differenzen konfessioneller und kirchenpolitischer Art, welche diese verschiedenen Centralorganisationen trennen, brauchen an dieser Stelle nicht eingehend besprochen zu werden. Für den dem Lutherthum fern stehenden Leser würden sie nur von geringem Interesse und zum Theil geradezu unverständlich sein, und auf die Stellung der Lutheraner im allgemeinen Volksleben des Staates sind sie von keinerlei Bedeutung. Dem Reste der Bevölkerung gegenüber bilden alle Lutheraner, sammt den schon erwähnten „Evan-

gelischen", ein geschlossenes Ganzes. Gleich den Katholiken sind sie ein besonderes Element, das in sozialer Hinsicht, ja in seltenen Fällen auch in politischer Beziehung, als Einheit auftritt, womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß es etwa den nicht-lutherischen Bestandtheilen unseres Volkes in irgend wie feindlicher Weise gegenüberstände.

Daß ein numerisch wie in anderer Hinsicht so starkes Element, mit seinen mehr denn sechshundert Gemeinden und über 150,000 Kommunikanten, auf den Gesammtcharakter unseres Gemeinwesens einen mächtigen Einfluß ausüben muß, liegt auf der Hand. Dieser Einfluß wird noch verstärkt durch einzelne dem Lutherthum charakteristische Eigenschaften, welche es von allen anderen kirchlichen Gemeinschaften scharf unterscheidet. Vor allem ist es ein durch und durch konservativer Faktor. Wie das lutherische Glaubensbekenntniß von der Zeit der Reformation unverändert auf unsere Tage überkommen ist, so wird in der lutherischen Familie alte Zucht und Sitte hochgehalten, wie sie von den Vätern geübt worden. Mit größerer Zähigkeit als selbst die katholische Kirche, stellt sich die deutsch-lutherische Gemeinschaft dem Zuge nach Verwischung des spezifisch deutschen Wesens entgegen. Es kommt wohl nur bei auf lutherischen Erziehungs-Anstalten gebildeten Männern vor, daß denselben, obwohl in den Vereinigten Staaten geboren, die deutsche Sprache geläufiger ist als die englische. Die ganze Weltanschauung des Lutheraners ist eine konservative. Es wäre unmöglich, sich einen der sozialistischen Partei angehörigen Lutheraner vorzustellen, obwohl, im Gegensatze zur Deutschen Sozialdemokratie, viele Amerikanische Sozialisten treue Kirchenglieder sind. Sodann legt die Lutherische Kirche bekanntlich im Gegensatz zu anderen protestantischen Denominationen ein Schwergewicht auf die Richtigkeit des Glaubensbekenntnisses. Dem gemäß können die Fragen, welche in den letzten zwei Menschenaltern alle anderen Protestanten so tief erregt haben, innerhalb der Lutherischen Kirche sozusagen gar nicht zur Diskussion kommen. Was z. B. innerhalb der kongregationalistischen Gemeinschaft als ein ziemlich konservativer, wenn nicht reaktionärer Standpunkt angesehen würde, das

wäre meistentheils auf einer lutherischen Kanzel ganz und gar unmöglich.

Diese strenge Orthodoxie und dieser felsenfeste Konservatismus bilden zugleich die Stärke und die Schwäche des Lutherthums in den äußeren Beziehungen zu den übrigen Volkselementen. Seine Stärke, weil es die überschnelle Amerikanisirung seiner Angehörigen verhindert, und daher den vorherrschenden Ideen und Eigenthümlichkeiten Zeit giebt, auf die mit ihm in Berührung kommenden fremden Elemente einzuwirken, ehe der unvermeidliche Amalgamationsprozeß, der im amerikanischen Volke vorgeht, die charakteristischen Unterschiede der einzelnen Volksbestandtheile verwischt. Seine Schwäche, weil diese Festigkeit und Stetigkeit den Außenstehenden eher abstößt als anzieht, und weil derjenige, welcher in seiner Lebensauffassung von der kirchlichen Norm abweicht, nothgedrungen der Gemeinschaft entfremdet wird. Es kommt wohl nur selten vor, daß ein ursprünglich nicht lutherisch gebildeter Mensch, auch wenn er sonst durchaus deutsch fühlt, sich dem deutschen Zweige der Lutherischen Kirche anschließt, während in vielen anderen Denominationen die als Kind lutherisch Erzogenen in Menge zu finden sind. Selbst durch diese Schwäche jedoch mag wohl das Lutherthum geeignet sein, mehr als ein anderes Element dem deutschen Wesen einen Antheil an der Ausbildung des vollendeten amerikanischen Volkstypus zu sichern. Denn wenn auch diese Uebertretenden nicht in der Lutherischen Kirche verbleiben, so nehmen sie doch gewiß in ihre neue Umgebung so manches Stück echt deutschen und auch wohl lutherischen Geistes mit hinüber.

Nachdem die ersten Anfänge in der kaum noch der Kultur erschlossenen Wildniß gemacht waren, erzielte das Lutherthum durch eifrige, energische Arbeit trotz der entgegenstehenden Hindernisse bald große Fortschritte. Freilich war der Acker, der bebaut werden mußte, steinig und dornenvoll; aber voll von christlichem Eifer ging man mit großer Selbstverläugnung, mit deutscher Gründlichkeit und Zähigkeit voran. Gemeinden wurden organisirt, Kirchen gebaut, Gottesdienste gehalten.

Die Pfarrer waren nicht auf Rosen gebettet; kümmerlich genug ging es zu. Klein waren die Kirchen und die Pfarrhäuser dürftig. Die Jugend bedurfte des Unterrichts. Der Gründung der Gemeinde folgte die der Schule auf dem Fuße. Lange vor der "Public School" war oft schon die Lutherische Pfarrschule da. Der Unterricht war zunächst ganz deutsch. Er beschränkte sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Singen und Rechnen. Das war nicht viel; aber es war die Hauptsache und es bewahrte die Kinder vor Verwilderung und die Eltern vor Zurücksinken in Unwissenheit.

Bald zeigte es sich, daß der Zufluß deutscher Lehrkräfte nicht ausreichte. Wollte das Lutherthum dauernd auf dem schwierigen Boden, den sowohl Katholiken, wie auch Methodisten und Presbyterianer als ihr Arbeitsfeld betrachteten, Fuß fassen, so bedurfte man eigener Anstalten zur Heranbildung von Predigern und Lehrern. Die Missouri-Synode war mit der Gründung von Predigerseminarien und einem nach deutschem Muster eingerichteten Gymnasium vorangegangen. Die gesegneten Folgen spürte man bald. Aber noch fehlte es an einem Lehrerseminar. Da legte Pastor Lochner von Milwaukee zunächst Hand an's Werk und gründete im Jahre 1854 in Milwaukee in Verbindung mit zwei anderen Pastoren ein Lutherisches Lehrerseminar, das freilich vorläufig eine Privatanstalt bleiben sollte, bis sich seine Lebensfähigkeit herausgestellt hätte. Die junge Anstalt, so kümmerlich sie zunächst ausgestattet war, gedieh und wurde bald von der Synode übernommen. Diese verlegte die Anstalt nach Fort Wayne in Indiana und 1864 nach Addison bei Chicago. Hunderte von tüchtigen Lehrern sind bereits aus dieser Anstalt hervorgegangen, welche den Ruhm hat, die erste Lutherische Anstalt in Wisconsin gewesen zu sein.

In der Wisconsin-Synode konnte man erst später an die Gründung einer Anstalt denken. Aber Anfangs der sechziger Jahre ließ sich das Bedürfniß auch nicht länger zurückdrängen. Die Gemeinden waren in den zwölf bis fünfzehn Jahren ihrer Existenz zahlreicher und größer geworden; ihre Zahl hatte sich bis auf fünfzig vermehrt. Fast überall

waren bereits schmucke Kirchen und Pfarrhäuser entstanden; und manche Gemeinden stellten bereits neben dem Pastor einen Lehrer an. Auf die Schule wurde viel gehalten. Die deutsche Schule war ein Hauptmittel zur Sammlung und zum Aufbau der Gemeinde. So eröffnete man denn schon im Jahre 1863 ein Predigerseminar in Watertown und 1865 folgte ein College, dem man in jener dürftigen und doch hoffnungsvollen Zeit den stolzen, wenn auch unpassenden Namen "Northwestern University" beilegte. Das Seminar wurde 1870 aufgegeben, aber 1879 wieder in Milwaukee eröffnet. Jetzt ist es in einem prächtigen Gebäude untergebracht, und mehr als 150 Lutherische Pastoren sind bereits aus diesem Seminar hervorgegangen.

Hinter der Wisconsin-Synode steht die Missouri-Synode nicht zurück. Ihr angehörig ist vor Allem das Concordia College in Milwaukee, eine Lehranstalt, die in erster Linie die Vorbildung der theologischen Studenten zu vermitteln berechnet ist, aber auch schon Hunderten von jungen Leuten, die sich nicht dem Dienste der Kirche zu widmen gedenken, eine gründliche klassische Bildung gegeben hat. Soweit die abweichenden Verhältnisse es gestatten, ist der Lehrplan dem eines deutschen Gymnasiums nachgebildet. — Eine Zeitlang wurde von der Missouri-Synode eine „Academy" oder Realschule in Wittenberg unterhalten, welche zunächst den Zweck hatte, der in der Nachbarschaft wohnenden Jugend Gelegenheit zu besserem Unterricht zu bieten, als sie in den Gemeinde- und öffentlichen Schulen der Gegend empfangen konnte. Später wurde diese Anstalt in ein Waisenhaus verwandelt, das nun mit der Kinderfreundgesellschaft von Wisconsin, die ihr Heim in Milwaukee hat, verschmolzen worden ist.

Die Zeit der früheren engen Verhältnisse und äußerlichen Gedrücktheit ist für die Lutherische Kirche Wisconsins längst vorüber. Viele ihrer Anhänger sind zu Wohlstand und selbst Reichthum gelangt; Lutheraner finden sich in leitenden Stellungen auf geschäftlichem, sozialem und politischem Gebiet; in ökonomischer wie in geistiger Hinsicht steht das Lutherische Element keinem anderen Bestandtheile der Bevölkerung

nach. Damit ist auch die Stellung der Lutherischen Gemeinschaft der Außenwelt gegenüber eine andere geworden. Man kann diesen Wandel, der sich im Laufe eines Menschenalters vollzogen, kaum besser schildern als durch die Worte des Professor Ernst von Watertown, die dem der Redaktion zur Verfügung gestandenen Manuskript desselben entnommen sind:

„Es ist leicht einzusehen, daß mit der Zunahme der Mittel und Kräfte auch die äußeren Erfolge, die in's Auge fallen, sich mehrten. Freilich was unter großer Selbstverläugnung an geistiger Arbeit gethan wurde, wie viele Schwierigkeiten zu überwinden, wie viele Kämpfe durchzumachen waren, das entzieht sich der Darstellung. Genüge es zu sagen, daß das Aufblühen unserer Kirche im Staate nächst Gott besonders der treuen Arbeit unserer Pastoren und Lehrer und der Hülfe vieler trefflicher Gemeindeglieder zu danken ist. So wuchs denn die Kirche und nahm zu, und die Gemeinden wurden so groß, daß die Anfangs errichteten Gebäude nicht mehr reichen wollten. Da fing denn in den siebziger Jahren eine neue Zeit des Kirchenbaues an. In den Städten verschwanden die alten, meist aus Holz errichteten Kirchen, und an ihre Stelle traten schöne, große Gebäude, die zu einer Zierde des Ortes wurden. Und auch die Landgemeinden wollten nicht zurückbleiben. In den achtziger Jahren kam dann ein besserer Geschmack zur Geltung. Auch die innere Ausstattung wurde nicht nur schöner, sondern auch stilvoller, da man sich mehr und mehr an das Vorbild der deutschen Heimath anschloß. Schöne Orgeln wurden gebaut, Glocken wurden angeschafft, besonders aber wurden nach und nach an vielen Orten große Schulhäuser errichtet, die mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet sind, und in denen drei bis vier oder mehr Lehrer eine große Anzahl von Kindern unterrichten. Und nachdem man nun selbst Lehrer ausbildete, konnte man auch dem Unterricht in englischer Sprache sein Recht geben, so daß heute die Kinder in unseren gehobenen Gemeindeschulen überall beide Sprachen lernen. Infolge dessen wurde denn auch die Stellung der Kirche nach außen anders. Freilich hatte sich die Arbeit und das

Wachsthum im Stillen vollzogen und wurde von den Mitbürgern anderer Kreise wenig beachtet. Hie und da fiel es wohl auf, wenn prächtige Kirchen gebaut und auch zahlreich besucht wurden, aber man war wohl geneigt, das als eine Einzelerscheinung anzusehen. Von der weltlichen Presse wurde die Kirche ignorirt, was ihr ja weiter keinen Schaden that..... Im Ganzen würdigt jetzt auch die deutsche Presse die Stellung und Arbeit der Kirche besser, ja es fängt an ihr das Verständniß dafür aufzugehen, daß eigentlich die Kirche, und besonders auch die Kirche der deutschen Reformation, in einem Maße wie keine andere Vereinigung, eine Stütze des Deutschthums ist." —

Die etwas dünkelhafte Geringschätzung, mit welcher der „liberale" Theil der hiesigen Deutschen früher gewohnt war, auf den deutschen Protestantismus herabzusehen, hat mit der Zeit auch einem besseren Verständniß Platz gemacht. Der naive Glaube, der lange Jahre in diesen Kreisen herrschte, daß Alles, was das Deutschthum an geistiger Begabung, Bildung und Wissen besässe, in ihren Reihen zu finden wäre, mußte naturgemäß weichen, als es allmählich klar wurde, daß an den protestantischen Bestrebungen viele Männer von hoher geistiger Bedeutung betheiligt waren. Vielleicht eine der ersten Gelegenheiten, bei welcher sich den „Liberalen" diese Thatsache aufdrängte, war eine Disputation, die im Herbst 1874 zwischen dem Sprecher der Freien Gemeinde in Milwaukee, Fritz Schütz, und dem Professor Ernst von der Northwestern University in Watertown in der Musikakademie in Milwaukee gehalten wurde. Die täglichen Zeitungen in Milwaukee standen damals vor der Disputation auf Seiten von Schütz und überschütteten den armen Professor mit Spott und Hohn. Als aber die Sache dann doch zustande kam, zeigte es sich, daß Schütz die Fragen, auf die es ankam, und die in seinen Reden behandelt wurden, gar nicht gründlich studirt hatte, und daß es überhaupt mit seiner wissenschaftlichen Bildung, namentlich seiner Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften, nur schwach bestellt war. Natürlich verlief die Disputation selbst resultatlos, das heißt, jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Aber es ging doch den Zu-

hörern eine Ahnung davon auf, daß in der Kirche gründlich gearbeitet wird, und daß vieles, was von dem landläufigen Liberalismus als unanfechtbare Wahrheit gläubig hingenommen wird, bei sorgfältiger Prüfung sich als ganz haltlos erweist.

So steht denn die deutsche Kirche in Wisconsin heute da, ein stolzer Bau, der aus mächtigen Quadern gefügt gen Himmel ragt, schmuckvoll im Inneren und Aeußeren, unerschütterlich ruhend auf den Grundfesten glaubensvoller Religiosität und christlicher Gesinnung. Kaum zwei Menschenalter sind vergangen seit die Pioniere derselben durch die ungebrochene Wildniß sich den ersten Weg bahnten, aber schon hat sie eine Geschichte voll heldenhafter Aufopferung und herrlichen Vollbringens. Diese Geschichte ist ein unauslöschlicher Theil der amerikanischen National-Entwickelung. Nicht Deutsche allein, alle Söhne Wisconsins haben daran ihren Antheil. Aber Deutsche haben die ganz besondere Pflicht, dies herrliche Gut zu wahren. Was dieser kräftige Zweig der allgemeinen christlichen Kirche für das Leben der kirchlichen Gesammtheit bedeuten mag, damit kann dieses Buch sich nicht beschäftigen. Aber zu untersuchen, welchen Einfluß er gehabt hat auf die Entwickelung des Deutschthums und damit des ganzen Gemeinwesens, das ist eine Aufgabe, der sich ein Werk wie das vorliegende unmöglich entziehen konnte. Von allen Formen, die das deutsche Leben im Staate angenommen hat, ist keine, welche dem patriotischen Deutsch-Amerikaner mehr ungetheilte Befriedigung gewährt, als die Deutsche Kirche.

Neuntes Kapitel.

Deutscher Geist in Wissenschaft und Schule.

Wenn man fragt, wodurch die Deutsche Nation sich vor anderen Völkern der Erde besonders auszeichnet, so wird man gewiß nicht an die augenblickliche politische Machtstellung, noch an den Kriegsruhm des Deutschen Reiches denken; weder auf ihre ökonomischen Leistungen, noch auf die Werke deutscher Künstler hinweisen; selbst nicht auf die großen Dichter der Nation: die Goethe und Schiller, die Grillparzer und Heine, die Hauptmann und Sudermann. Was wir jedoch mit Recht als Deutschlands besten Beitrag zum allgemeinen Schatze kultureller Errungenschaften rühmen können, ist der deutsche Geist in Wissenschaft und Schule. Wohl haben auch andere Völker ihre großen Forscher und Denker. Aber nirgendwo hat jener Hang zur Wahrheit um der Wahrheit willen, jenes Ergötzen an der Erweiterung menschlichen Wissens ohne direkten Zweck der Nützlichkeit, welches man wissenschaftlichen Geist nennt, so viele Herzen erfaßt und in so vielen Kreisen Verständniß gefunden, wie unter denen, welche die deutsche Zunge reden. Wenn es die Aufgabe der Deutschen in diesem Lande sein muß, das Beste des deutschen Nationalcharakters dem Ame-

rikanischen Volke als Eigenstes einzuverleiben, dann kann dieses Buch seine Aufgabe nicht erfüllen, ohne die Frage zu stellen: Hat das Deutschthum Wisconsins auch in dieser Beziehung seine Pflicht gethan?

Daß in der Pionier-Zeit von einer nachhaltigen Einwirkung des deutschen wissenschaftlichen Geistes auf die Einrichtungen und den Charakter des jungen Gemeinwesens nicht die Rede sein konnte, liegt wohl auf der Hand. Zwar waren Männer genug unter den Einwanderern jener Jahre, die Sinn und Verständniß für eine derartige Richtung mitbrachten, denn die Achtundvierziger waren zum großen Theil auf deutschen Universitäten herangebildet, gerade in jener ersten Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts, in welcher diese Geisteswerkstätten ihre schönsten Blüthen trieben. Aber erstens waren diese politischen Flüchtlinge naturgemäß vielmehr politischer Thätigkeit als der Pflege der Wissenschaft zugeneigt; und zweitens fand sich in den umgebenden Verhältnissen für rein wissenschaftliche Bestrebungen kein besonders günstiger Boden. Das Gemeinwesen war jung, kaum der Wildniß abgerungen. Fast Jedermann hatte mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das soziale wie geistige Leben lag noch in der Kindheit; selbst die neugegründete Staatsuniversität war nur ein schwacher Keim. Die doch immerhin geringe Zahl derer, welche im Stande gewesen wären, sich an wissenschaftlichen Bestrebungen in irgend welcher Weise zu betheiligen, fand sich gezwungen, alle Kräfte auf das Erringen einer bürgerlichen Existenz zu verwenden. Unter solchen Umständen erlahmten die geistigen Schwingen beinahe eines Jeden. Vielen entschwand im Laufe der Jahre der Sinn für wissenschaftliche Dinge ganz und gar, und sie versanken im Sumpfe des Banausenthums. Andere erhielten sich wenigstens ein passives Interesse. In ihnen lag die Hoffnung der Zukunft; denn man durfte erwarten, daß sie bemüht sein würden, in ihren Kindern jenen Sinn zu erwecken, der ihnen selbst in jüngeren Jahren ein so werthvoller Besitz gewesen war.

Trotz alledem wurde der Einfluß deutschen Wesens schon in den Fünfziger Jahren auf manchen Gebieten des geistigen Lebens bemerk-

bar. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie die deutschen Privatschulen durch ihr Beispiel fördernd und befruchtend auf die "Public School" einwirkten, und wie das Mechanische des Unterrichts einer mehr geistigen und lebendigen Methode Platz machte. In bedeutend höherem Grade trat jedoch das Gepräge deutschen Geistes hervor, als die Amerikanische Pädagogik und Wissenschaft anfing, bei der Deutschen in die Schule zu gehen.

Die Vereinigten Staaten sind Deutschland in einer Beziehung sehr ähnlich. Hier wie dort liegt die Pflege der Wissenschaften in überwiegendstem Maaße in den Händen der Universitäten und anderer höherer Lehranstalten. Bei anderen Völkern, besonders in Frankreich und England, ist dies bekanntlich in viel geringerem Grade der Fall. Dort stehen viele der bedeutendsten Forscher, sowie eine große Anzahl von Fachblättern, Laboratorien und anderen wissenschaftlichen Instituten in keiner offiziellen Verbindung mit den Universitäten, während dies in Deutschland und den Vereinigten Staaten als Ausnahme gilt. Dieser äußere Umstand hat dazu beigetragen, viele deutsche Forscher und Gelehrte nach den Vereinigten Staaten und nach Wisconsin zu bringen.

Universitäten, welche diesen Namen nicht nur als eine Voraussagung künftiger Tage, sondern mit gegenwärtigem Rechte verdienen, giebt es in den Vereinigten Staaten erst seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Die John Hopkins Universität zu Baltimore, deren Grundlage bereits um die Mitte der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelegt wurde, war die erste Universität im eigentlichen Sinne, d. h. eine Anstalt, die nicht nur der Ueberlieferung des bereits Bekannten, sondern vor Allem auch der Forschung und Weiterbildung gewidmet ist. Seitdem sind nicht nur eine ganze Anzahl Universitäten in den Vereinigten Staaten gegründet worden, sondern eine nicht geringe Zahl der älteren Anstalten, mit dem ehrwürdigen Harvard an der Spitze, haben sich aus bloßen „Colleges" zu Universitäten in diesem neuen und besser berechtigten Sinne entwickelt. Dieser Aufschwung der amerikanischen Universitäten im letzten Vierteljahrhundert ist eine der groß-

artigsten und erfreulichsten Phasen in dem an Großartigem und Erfreulichem so reichen Entwickelungsgange der Amerikanischen Nation. Heute sind bereits eine ganze Anzahl unserer Universitäten ihren Schwestern in den älteren Kulturländern nicht nur ebenbürtig, sondern in einzelnen Dingen fangen sie bereits an, selbst in Europa als Muster aufgestellt zu werden.

Was dem Deutsch-Amerikaner jedoch ganz besonders zum Stolze gereicht, ist die unverkennbare Thatsache, daß in solch herrlicher Entwicklung das Einwirken des deutschen Geistes auf Schritt und Tritt zu erkennen ist. Die deutsche, nicht die englische oder französische Universität, hat den Amerikanern als Vorbild gegolten. Dabei ist es weiter erfreulich, daß es der wirkliche, lebendige Geist war, der von Deutschland aus das amerikanische Streben erfüllte. Nirgends findet man bloßes sklavisches Nachahmen; anglo-sächsische und teutonische Eigenart haben hier eine Ehe eingegangen, welcher ein echt national-amerikanisches Gebilde entsprossen ist. Die Amerikanische Universität zeigt annähernd schon heute, was patriotische Deutsch-Amerikaner für die Zukunft erhoffen: Einen festgegliederten nationalen Organismus, zu dessen Entwicklung anglo-sächsische und teutonische Art jede ihren gebührenden Theil beigetragen hat, der aber seiner innersten Natur nach weder das eine noch das andere, sondern durch und durch „amerikanisch" ist.

Die Staats-Universität von Wisconsin ist eine von jenen, welche den deutschen Geist in vollem Maaße erfaßt haben und von ihm getragen werden. Wie andere amerikanische Hochschulen, begann sie als ein kleines, unbedeutendes „College", mit bescheidenen Mitteln, unzureichendem Lehrkörper und Unterrichtszielen, die kaum denjenigen eines deutschen Gymnasiums entsprachen. Allmählich wurden eine Anzahl Fachschulen beigefügt für Juristen, Ingenieure, Apotheker u. s. w. Dann kam der Aufschwung zur wirklichen Universität seit Beginn der Achtziger Jahre. „Post-Graduate"-Kurse, d. h. eigentliche Universitäts-Studien, traten zu den traditionellen vier Schuljahren des amerikanischen Collegekurses. Heute sind dieselben bereits in den Augen der Fakultät zur Hauptsache

geworden, während zugleich das „Akademische Department", d. h. das eigentliche College, reicher und tiefer geworden ist. An Stelle der tüchtigen, aber in Auffassung ihrer Pflichten manchmal etwas beschränkten Lehrer der früheren Zeit sind die leitenden Geister des Professorenkörpers wirkliche, selbstständig forschende Fachleute und Gelehrte geworden. Beinahe ein jeder derselben hat entweder auf deutschen Universitäten seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, oder ist ein Graduirter von amerikanischen Hochschulen, die völlig unter dem Einfluß deutschen wissenschaftlichen Geistes stehen. Nicht wenige, die heute in Madison wirken oder bis vor kurzem unserer Staatsuniversität angehörten, sind Gelehrte von internationalem Rufe. So der verstorbene klassische Philologe und Historiker Allen, die Historiker Adams (bis 1901 Präsident der Universität) und Turner, die Geologen Chamberlain (jetzt in Chicago) und Van Hise, der National-Oekonom Ely und andere. Ohne Ausnahme haben diese Männer, sowohl wie eine Schaar von jüngeren Kräften, an der Quelle vom Borne deutscher Wissenschaftlichkeit geschöpft und den erworbenen Schatz als Wucherpfand in die Heimath zurückgebracht.

Aber nicht nur, daß die geistige Atmosphäre der Universität in jedem Hauche von deutschem Wesen zeugt, so daß sogar das soziale Leben der Professoren wie Studenten gar mancherlei Spuren davon aufweist, es sind auch der deutschen Namen viele unter den Zierden der Alma Mater. Von den älteren Kräften, die noch an die jetzt der Vergangenheit angehörigen, bescheidenen Zeiten des unbedeutenden College erinnern, ist vor allen W. H. Rosenstengel zu nennen. Er wurde im Jahre 1879 an die Spitze des deutschen Departments berufen, welchem als seine Vorgänger J. P. Fuchs (1860 bis 1868), und John B. Feuling (1868 bis 1879) vorgestanden hatten. Rosenstengel, der im Jahre 1901 starb, war kein Fachgelehrter, nur ein tüchtiger, gründlich gebildeter Pädagoge, der es aber verstand seine Studenten in die deutsche Literatur einzuführen und in ihnen Interesse für eingehendere Studien zu erwecken. Er hatte mancherlei persönliche Eigenthümlichkeiten, welche

ihn gelegentlich zur Zielscheibe des Witzes der studirenden Jugend machten. Trotzdem aber war er bei derselben beliebt, und es wird ihm nachgerühmt, daß wenige seiner Kollegen einen so nachhaltigen Einfluß auf die Charakterbildung der Studenten ausübten.

Zur Zeit, da Rosenstengel zuerst in den Lehrverband der Universität eintrat, war von eigentlichen germanistischen Fachstudien dort keine Rede. Als mit dem Uebergang vom College zur wirklichen Universität solche auch nothwendig wurden, trat an seine Seite Dr. Ernst Voß, ein Mecklenburger von Geburt, der sich zu Marburg den Doktorhut geholt und einem Rufe nach Amerika folgend, zunächst in Michigan gewirkt hatte. Er ist noch ein verhältnißmäßig junger Mann, dessen wissenschaftlicher Ruf hauptsächlich auf Arbeiten über die deutsche Literatur des Reformations-Zeitalters gegründet ist. Voß übernahm nun die philologische Seite der germanistischen Lehrthätigkeit. Wie andere Departments der Universität bereits gethan hatten, führte er die auf deutschen Universitäten allgemein verbreitete Seminar-Methode für seine „Postgraduirten" ein. Bald stellte sich heraus, daß die zu diesem Zwecke in Madison vorhandenen literarischen Hülfsmittel durchaus unzureichend waren. Zwar hatten mehrere Jahre vorher eine Anzahl Bürger des Staates der Universität die Summe von tausend Dollars zur Verfügung gestellt, um damit deutsche Bücher anzukaufen. Diese Summe war jedoch, den herrschenden Umständen vollständig angemessen, zum Erwerb der Werke deutscher Dichter und populärer Schriftsteller verwendet worden. Jetzt sprangen, auf Anregung des Professor Voß, eine Anzahl wohlhabender deutscher Milwaukeer in die Bresche und schenkten mehrere tausend Dollars, um die nothwendigen Fachschriften anzuschaffen. Dieselben wurden durch den europäischen Agenten der Anstalt, Brockhaus in Leipzig, erworben, und der damals noch lebende alte Herr fügte der Sendung als eigenes Geschenk alle in seinem Verlag erschienenen Werke zu, die irgendwie in das germanistische Fach einschlagen. Durch die Generosität jener Milwaukeer und des hochherzigen Nestors der deutschen Verleger ist der Staats-

universität der Kern einer tüchtigen germanistischen Fachbibliothek zum Eigenthum geworden. Nachdem dieser Anfang gemacht worden, sah sich denn auch die leitende Behörde veranlaßt, aus ihren knapp genug bemessenen Fonds dem deutschen Department eine größere jährliche Summe als früher zum Ankauf von Büchern zur Verfügung zu stellen, und die Universität ist nun auf dem besten Wege eine germanistische Bibliothek zu erhalten, wie sie sehr wenige Anstalten auf dieser Seite des Ozeans besitzen.

Zu den wichtigen Plänen, mit welchen sich die Universität zur Zeit trägt, gehört auch die Herausgabe von photographischen Facsimile-Ausgaben wichtiger germanistischer Manuskripte aus den Bibliotheken Deutschlands. Dies wird ein für die philologische Wissenschaft der ganzen Welt hochbedeutender Schritt sein, und hoffentlich unter der Leitung des Dr. Voß glücklich zu Stande kommen. Von den bis dato gereiften Früchten des jungen germanistischen Departments mag eine kürzlich von der Staatsuniversität in Form eines „Bulletin" veröffentlichte Arbeit Erwähnung finden: „Die Wortlehre des Adjektivs im Altsächsischen" von Dr. Ed. C. Roedder.

Da wir gerade auf dem Gebiete der germanischen Philologie verweilen, möge an dieser Stelle eingeschaltet werden, daß Milwaukee seit Jahren in der Person des Privatgelehrten H. G. Balk die Ehre hat, eine der größten Autoritäten auf dem Gebiete des Gothischen unter seinen Mitbürgern zu zählen.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches, alle die Männer einzeln zu nennen, welche sich an der Staatsuniversität dem Dienste der Wissenschaft widmen und deutscher Geburt oder Abstammung sind. Nur mögen aus der Reihe der jüngeren Kräfte hervorgehoben werden der romanistische Philologe William F. Giese, der Psychologe Joseph Jastrow, die Chemiker Kahlenberg und Kremers, der Soziologe Meyer und der Historiker Reinsch. Daß das deutsche Publikum dem Wirken dieser Kräfte nicht gleichgültig gegenübersteht, läßt sich unter Anderem daraus ersehen, daß wohlhabende Deutsche, wie die Herren August

Uihlein, Fred. Pabst und Fred. Vogel Jr. von Milwaukee von Zeit zu Zeit Stipendien für tüchtige, aber unbemittelte Studenten ausgesetzt haben; wie auch aus der regen Theilnahme, welche die „Germanistische Gesellschaft" selbst außerhalb der akademischen Kreise unter den Bürgern Madisons findet. Diese Gesellschaft wurde im Jahre 1896 von Dr. Voß, Dr. Meisnest, Fräulein Susan Sterling und Fräulein Sabine Herfurth zur Pflege deutscher Sprachkunde, Literatur und Volksmusik gegründet. Ursprünglich auf die Angehörigen der Universität beschränkt, nahm der Verein doch bald Außenstehende als Mitglieder auf. Die Versammlungen der Gesellschaft, welche alle vierzehn Tage stattfinden, werden von deutschredenden sowohl wie anglo-amerikanischen Studenten und Bürgern viel besucht und haben ein Bedeutendes dazu beigetragen, das Gefühl für deutsches Wesen zu verbreiten. Eine Theatervorstellung findet unter den Auspizien der Germanistischen Gesellschaft mit Hülfe der Deutschen Bühnenkräfte von Milwaukee alljährlich in Madison statt und erfreut sich stets großen Zulaufs.

Wir sollten von der Staats-Universität nicht scheiden, ohne zu bemerken, daß zu den Regenten, in deren Händen die geschäftliche Verwaltung liegt, auch hervorragende deutsche Bürger gehört haben; so in älteren Zeiten Carl Schurz und Leonard Merz, in späteren Tagen Georg Koeppen und gegenwärtig Dr. A. F. Puls und J. M. Pereles von Milwaukee. Auch dürfte die Deutsche Abtheilung der staatlichen Wanderbibliothek hier Erwähnung verdienen, durch welche die Bewohner der Landbezirke guten deutschen Lesestoff kostenfrei erhalten können. Diese Abtheilung wurde im Jahre 1900 auf Veranlassung der Gebrüder T. J. und J. M. Pereles gegründet. Unter denen, welche zu den Kosten beigesteuert haben, befinden sich außer den beiden Genannten: Charles F. Pfister, Fred. Vogel Jr., George H. Heinemann, J. G. Wagner, Fred. Pabst Jr., F. A. W. Kieckhefer von Milwaukee; W. C. Leisch, Columbus; W. H. Hatten, New London und D. L. Penner, Wausau; wie die Namen zeigen, nicht lauter Deutsche.

Wenn auch, wie schon oben bemerkt, in den Vereinigten Staaten die Mehrzahl der wissenschaftlich thätigen Männer in amtlicher Stellung an den Universitäten und ähnlichen Anstalten thätig sind, so möchten wir keineswegs verstanden sein, als ob sich das Interesse für wissenschaftliche Bestrebungen auf diese Kreise beschränkte. Im Gegentheil. Der Sinn für die Naturwissenschaften insbesondere hat in der Laienwelt schon früh Wurzel geschlagen. Vor allen Dingen ist einer Organisation zu gedenken, die zwar jetzt nicht mehr spezifisch deutsch ist, aber deutschen Bürgern ihre Entstehung verdankt. Das ist der Naturhistorische Verein von Milwaukee und das Oeffentliche Museum, welches auf Anregung dieses Vereins gegründet wurde.

Es war Peter Engelmann, der schon im ersten Bande des Längeren erwähnte Vorsteher der Deutsch-Englischen Akademie in Milwaukee, welcher im Jahre 1858 mit etwa zwanzig anderen Deutschen, die für Naturwissenschaften reges Interesse bekundeten, diesen Verein organisirte. Die Mitglieder waren keine Fachmänner, sondern in der Mehrzahl Dilettanten. Es war dies die Zeit, in welcher die Naturwissenschaften eine weder früher, noch in späteren Jahren erreichte Anziehungskraft ausübten. Gleichzeitig mit dem Fehlschlagen der Revolution in Deutschland war auch die Hegel'sche Philosophie, von welcher die meisten der Revolutionäre inspirirt gewesen waren, in Verfall gerathen. Mit der allen heftigen Reaktionen eigenen Tendenz zum Extremen wandte man sich von der spekulativen Erkenntniß ab und den exakten Wissenschaften zu, in denen man unfehlbare Wahrheiten zu finden hoffte. So auch unter den nach Milwaukee verschlagenen Achtundvierzigern und deren Gesinnungsgenossen. Da gab es eine ganze Anzahl von Männern und Frauen, die sich in dilettantischer Weise mit Sammeln von Naturprodukten beschäftigten. Zweck des Vereins sollte es sein, einerseits dieses Sammeln in ein System zu bringen und die Resultate der Allgemeinheit zu Nutze zu machen; anderseits durch gemeinverständliche Vorträge die Kenntniß naturwissenschaftlicher Dinge in weitere Kreise zu tragen. Der Verein erreichte sein Ziel in schönster

Weise. Wie es bei allen derartigen Organisationen zu gehen pflegt, wechselten Perioden der lebendigsten Thätigkeit mit Zeiten der temporären Erschlaffung. Aber die Sammlung wuchs, trotzdem fast gar keine Mittel zum Ankauf vorhanden waren und man sich daher beinahe ausschließlich auf die freiwilligen Beiträge der Mitglieder beschränken mußte. Untergebracht wurden diese Schätze in einem Zimmer in Engelmann's Schule, welches dem Verein zur Verfügung gestellt wurde. Dafür durften die Schüler der Anstalt die Kollektionen als Hülfsmittel beim Unterricht benutzen. Milwaukee war schon in jenen Jahren nicht ganz ohne Männer, welche in ihren naturwissenschaftlichen Liebhabereien sich über den Standpunkt des bloßen Dilettanten erhoben. Der ausgezeichnete Gelehrte Increase A. Lapham, obwohl kein Deutscher, nahm reges Interesse an dem Verein. Ein deutscher katholischer Priester in New Coeln, Pater T. A. Bruhin, ein eifriger Pflanzensammler, lieferte werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Flora des Staates, von denen die meisten in den Verhandlungen der kk. Akademie der Wissenschaften zu Wien veröffentlicht wurden. Der Naturhistorische Verein begann schon bald nach seiner Gründung die Verhandlungen und gehaltenen Vorträge zu publiziren; doch sind die älteren Veröffentlichungen meist ohne besonderen Werth, bloße Bearbeitungen schon bekannter Dinge, und nicht Resultate selbstständiger Forschung.

Im Jahre 1880 wurde der Verein unter dem Namen "Wisconsin Natural History Society" inkorporirt. Bald darauf tauchte die Idee auf, die Sammlungen der Stadt zu übertragen, unter der Bedingung, daß dieselbe ein angemessenes Lokal erbaue und die Kosten des Unterhalts und der Weiterführung aufbringe. Es bedurfte besonderer Gesetzgebung um den Plan möglich zu machen. Diese herbeigeführt zu haben, ist das Verdienst mehrerer langjähriger Mitglieder des Vereins, besonders des zur Zeit die Stelle eines Alderman bekleidenden Herrn August Stirn, ferner des Generals F. C. Winkler und des Juweliers Christian Preusser. Die Sammlung wurde in 1882 formell an die Stadt übertragen und zunächst in gemietheten Räumlichkeiten im

Ausstellungsgebäude untergebracht. Im Jahre 1898 endlich stand das gegenwärtige prächtige Heim des Museums an der Grand Avenue vollendet da, ein stolzer Monumentalbau, der in seinem westlichen Flügel das Museum, in seinem östlichen die öffentliche Bibliothek beherbergt. Es ist in schmuckvollem Renaissance-Styl von den Architekten Ferry und Clas errichtet. A. C. Clas ist deutscher Abkunft und zählt zu den tüchtigsten Architekten des Nordwestens. Die Sammlungen des Museums sind natürlich, seitdem die Stadt die nöthigen Mittel liefert, unendlich gewachsen, und das kleine Naturalienkabinet, welches einst in der Engelmann'schen Schule ausgestellt war, verschwindet heute fast in der Masse des neu dazu Gekommenen. Dennoch ist es für uns ein erfreuliches Bewußtsein, daß die Anfänge dieser, wenigstens in einigen Abtheilungen bereits ungemein werthvollen Sammlung, von einer Anzahl geistig regsamer deutscher Liebhaber im Laufe vieler Jahre Stück für Stück zusammengetragen und damit die Grundlage zu dem herrlichen Museum gelegt worden ist, das als eine der schönsten Zierden Milwaukees gilt.

Der erste Kustos des neuen städtischen Museums war Carl Dörflinger, ein intelligenter Dilettant, dessen Interesse sich hauptsächlich auf ethnologischem und archäologischem Gebiete beweat. Er war damals und ist noch heute eines der thätigsten Mitglieder des Naturhistorischen Vereins. Ihm folgte als Leiter der Anstalt Prof. Wm. L. Wheeler, und als dieser nach wenigen Jahren einen Ruf an die Staats-Universität von Texas annahm, Henry Nehrling.

Henry Nehrling ist eine so eigenthümliche Figur in den deutsch-amerikanischen Kreisen des Staates Wisconsin, daß wir bei ihm einige Augenblicke verweilen müssen. Er ist ein tüchtiger Ornithologe und ein Mann von ungewöhnlichem Geschick in der Züchtung von Orchideen, Amaryllideen und anderen Treibhauspflanzen. Er hat dem Museum neun Jahre lang mit Erfolg und Pflichttreue vorgestanden, bis er einer aus persönlicher Ranküne und politischer Intrigue entsprungenen Verschwörung, die einen der dunkelsten Punkte in der Geschichte der Stadt

Milwaukee bildet, zum Opfer fallen mußte. Alles dies ist vieler Ehre werth, aber doch nichts was ihn aus der großen Menge tüchtiger Männer hervorheben könnte. Nehrling's Besonderheit und Bedeutung ist anderswo zu suchen. Er ist zu Ruhm auf beiden Seiten des Ozeans gelangt durch seine populären Schriften über das Leben der Amerikanischen Vogelwelt, in denen er sich nicht so sehr als Gelehrter, wie als Dichter und begeisterter Schilderer des Naturlebens zeigt. Sein Hauptwerk erschien gleichzeitig in deutscher und englischer Sprache. Eine der Eigenthümlichkeiten Nehrling's ist, daß er trotz seiner amerikanischen Geburt die deutsche Sprache besser beherrscht als die englische. In seinen englischen Schriften trifft man nicht selten Germanismen. Diese sprachliche Eigenthümlichkeit des Mannes ist nur ein äußeres Merkmal seines geistigen Wesens. Er ist durch und durch deutsch, als ob er statt in Sheboygan County in der Heimath seiner Vorfahren, dem Eisenacher Oberland in Thüringen, geboren und erzogen worden wäre, und doch ist er niemals über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus gekommen. Seit er seinen persönlichen und politischen Feinden weichen mußte, hält er sich auf seiner Orangenpflanzung in Florida auf, wo er sich mehr als bisher der Schriftstellerei auf dem Felde, auf dem er so Hervorragendes leisten kann, zu widmen gedenkt.

Der Naturhistorische Verein besteht noch heute, und ist gerade in den letzten Jahren zu neuer Blüthe gediehen. Aber freilich ist er keine spezifisch deutsche Institution mehr. Seine Geschäftssprache ist englisch geworden, und unter den Mitgliedern findet man jetzt so viele anglosächsische wie teutonische Namen. Dagegen hat er sich auch über die frühere Stufe des bloßen Dilettantismus hinausgehoben. Zwar pflegt er noch immer das Gebiet der populären Vorträge, aber unter seinen Mitgliedern befinden sich jetzt eine ganze Anzahl von Männern, die im Stande sind, selbstständige Forschungen zu unternehmen. Zu den tüchtigsten zählt der städtische Bibliothekar, Dr. Peckham, der einen Weltruf als Kenner der Arachniden besitzt. Die Arbeiten dieser Mitglieder werden in dem „Bulletin" der Gesellschaft veröffentlicht, und

unter denen, die Beiträge liefern, dürfte man nennen: Auf dem Gebiete der Paläontologie, E. E. Teller und C. E. Monroe; auf dem der Entomologie, F. Rauterberg (kürzlich verstorben), Dr. S. Graenicher, Chas. E. Brown; auf dem der Botanik, W. C. Bennett, und speziell dem der Forst-Botanik, Ernest Bruncken. In weiser Beschränkung widmen sich alle diese Arbeiter hauptsächlich dem Studium der naturgeschichtlichen Verhältnisse der Umgebung Milwaukees. Eine Anzahl jüngerer Mitglieder, wie Paul H. Dernehl und Adolph Biersach, haben bereits begonnen, Tüchtiges zu leisten, so daß auch für die Zukunft die Thätigkeit des Vereins gesichert scheint. Eine archäologische Sektion giebt für sich getrennt eine der Erforschung der archäologischen Reste des Staates gewidmete Vierteljahrsschrift heraus.

Auch außerhalb Madison's und Milwaukee's gibt es natürlich hier und da Männer, welche für wissenschaftliche Bestrebungen reges Interesse äußern und in manchen Fällen auch selbstständige Arbeiten liefern. Es würde ohne Nutzen für die Mehrheit der Leser sein, wollten wir hier eine Liste solcher Namen geben. Arbeiten dieser Art sind ja meist für das allgemeine Publikum von keinem Interesse, und es ist für uns genügend zu wissen, daß auch auf diesem Felde in weiteren Kreisen der Einfluß deutschen Geistes zur Geltung kommt.

Wie auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und dem damit so eng verbundenen Universitäts-Wesen hat der deutsche Geist auch das Leben der Elementar- und Mittelschule durchdrungen, und bis zu einem gewissen Grade ihm eine neue Richtung gegeben. Deutsche Lehrkräfte waren es, welche zuerst eine Besserung der herrschenden Unterrichtsmethoden einführten, und an die Stelle des mechanischen Einpaukens eine rationelle Lehrweise setzten. Es wurde schon im ersten Bande (Seite 135—139) angedeutet, daß die anfangs gegründeten deutschen Schulen mit der Zeit alle wieder eingegangen sind, so weit sie nicht mit Kirchengemeinden in Verbindung standen. Die einzige Ausnahme bildet die „German and English Academy", besser bekannt als Engelmann's Schule in Milwaukee. Die an diesen deutschen Schulen

thätigen Lehrer fanden zum großen Theil ihren Weg in die öffentlichen Anstalten, und dies war gewiß ein Segen für die Letzteren sowohl wie für das deutsche Element selbst. Denn so lange diese Kräfte, welche den amerikanischen Lehrern als Vorbild dienen konnten, nur an deutschen Privatschulen wirkten, konnte ihr Beispiel nur langsam und mit geringem Erfolg in die Kreise dringen, wo es am Meisten nöthig war. Aber sobald sie in der öffentlichen Schule Tag für Tag den minder gut ausgebildeten amerikanischen zur Seite standen, war es natürlich unmöglich für die Letzteren, sich diesem Einfluß zu entziehen. Diese Zeit der Missionsarbeit unter ihren angelsächsischen Kollegen und besonders Kolleginnen ist glücklicherweise längst vorüber. Auch wäre es zu viel gesagt, wenn man den glücklichen Umschwung der Dinge ganz und gar den deutschen Lehrern zuschreiben wollte. Aber dennoch ist es gewiß, daß dieser Umschwung lange nicht so schnell und so gründlich vor sich gegangen wäre, wenn nicht deutsch-gebildete Lehrkräfte, mit dem Geiste der neuen Erziehungskunst erfüllt, uns zur Hand gewesen wären. Sicher ist in unseren Schulen noch Vieles zu bessern. Gar manche „Schoolma'm" ist auch heute noch nichts als eine Abhör-Maschine. Aber das ist ja schließlich in Deutschland nicht besser. Selbst die beste Methode kann in ungeschickten Händen zu todter Maschinerie werden, und von dem Geiste der Tagelöhnerei unter den Lehrkräften ist ja auch an deutschen Schulen manch' häßlich Lied zu singen. Aber man hat doch heute Verständniß dafür, was wirklich guter Unterricht ist, und das hat Amerika ohne Zweifel den Deutschen — den Deutschen auf beiden Seiten des Ozeans zu verdanken.

Das deutsche Publikum des Staates hat sich von jeher durch reges Interesse an dem Schulwesen ausgezeichnet. In Milwaukee entwickelt sich in den Schulvereinen der vorzugsweise von Deutschen bewohnten Wards kräftiges Leben. Ein nicht geringer Theil dieses Interesses ist von jeher durch die Frage des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen in Anspruch genommen worden. Wo immer die von deutschen Familien kommenden Kinder in großer Mehrheit sind, wird Deutsch

gelehrt, aber überall mehr oder weniger unter Protest des nicht-deutschen Elementes. Es ist hier nicht der Platz, des näheren auf die Gründe einzugehen, weßhalb man deutscherseits auf diesem Unterricht besteht. Viele der Argumente, welche man aus dem Munde der Befürworter hört, sind durchaus nicht stichhaltig, und liefern daher den Gegnern ausgezeichnete Angriffswaffen; speziell alle die Gründe, welche auf dem Werth der deutschen Literatur für allgemeine höhere Bildung beruhen. Solche Argumente können im besten Falle nur demonstriren, daß deutscher Unterricht im Lehrplan der High School und des College Platz finden sollte, in ähnlicher Weise wie Latein, Griechisch oder Französisch. Der Verfasser dieses, sowie viele Andere, neigen sich der Ansicht zu, daß in der öffentlichen Elementarschule der deutsche Unterricht nur dann berechtigt sei, wenn er nicht Unterricht in einer fremden, sondern in der Muttersprache der Schüler ist. Hält man diesen Unterschied im Auge, so gibt es der Gründe viele, weshalb in stark von Deutschen besiedelten Gemeinwesen deutscher Unterricht in der Elementarschule im Interesse der ganzen Bevölkerung liegt.

Der erste Versuch, solchen Unterricht einzuführen, wurde bereits im Jahre 1857 gemacht; in der damaligen Agitation that sich unter Anderen Ferdinand Kühn, der spätere Staatsschatzmeister, zur Zeit Mitglied des Schulrathes von Milwaukee, hervor. Erfolgreich wurden diese Bestrebungen erst im Jahre 1869. Seither ist der deutsche Unterricht in Milwaukee ohne Unterbrechung und mit stets wachsendem Erfolg beibehalten worden. Aber die Angriffe auf denselben kehren periodisch wieder, wie dies ja auch in anderen Städten des Landes der Fall ist. Im Winter von 1887 auf 1888 waren die Gegner besonders thätig. Eine Anzahl von Schulprinzipalen sprach sich in Lehrer-Versammlungen gegen die Beibehaltung des Deutschen aus. Mitglieder des Schulrathes benutzten jede sich bietende Gelegenheit, gegen dieselbe zu agitiren. In den Zeitungen folgte ein Leitartikel über diese Frage dem Anderen, und die „Eingesandt" kamen massenweise,

in denen alle Seiten des Gegenstandes mit mehr oder weniger Geschick besprochen wurden. Die Freunde des Deutschen fanden einen starken Bundesgenossen in Prof. Peaslee von Cincinnati, der um diese Zeit dort einen Vortrag hielt, in welchem er die Frage eingehend erörterte und sich sehr emphatisch für den deutschen Unterricht aussprach. Dieser Vortrag wurde vom „Herold" abgedruckt, und diente fortan vielen der hiesigen Befürworter als Arsenal, aus dem sie ihre Waffen holten. In der Jahresbotschaft des Schulraths-Präsidenten Georg Obermann, eines hier geborenen Deutschen, am 2. Mai 1888, wurde für die Beibehaltung eine starke Lanze eingelegt. Die Opposition gipfelte in der nächsten Legislatursitzung in einer Vorlage, welche ein Herr Slupecki, Vertreter der fast ausschließlich von Polen bewohnten Vierzehnten Ward von Milwaukee, einbrachte, wodurch der Unterricht in einer jeden fremden Sprache in öffentlichen Schulen des Staates verboten werden sollte. Slupecki war nicht der Verfasser der Bill; wer sie ihm in die Hand gegeben hat, ist jedoch niemals bekannt geworden. Ihr Adoptivvater bediente sich zu ihren Gunsten besonders des Argumentes, daß wenn die Deutschen das Recht haben sollten, ihren Kindern auf öffentliche Kosten Unterricht in ihrer Muttersprache zu geben, dies Recht auch seinen Landsleuten zustehen müsse. Das Argument wäre durchschlagender gewesen, wenn nicht notorischer Weise die überwältigende Mehrzahl der Kinder polnischer Abkunft der öffentlichen Schule fern gehalten würde, und zwar aus religiösen, nicht aus sprachlichen Gründen. Die Deutschen in der Legislatur drohten, Herrn Slupecki beim Worte zu nehmen, und da stellte sich heraus, daß er von der Ertheilung polnischen Unterrichts in stark von Polen besiedelten Distrikten nichts wissen wollte. Ohne weitere Mühe gelang es darauf, der Vorlage ein Ende zu machen, besonders da sie ungeschickt abgefaßt war, und sogar den Unterricht in den alten Sprachen an den High Schools verbot.

Ein neuer Angriff auf den deutschen Unterricht erfolgte im Jahre 1897, und diesmal war die Gefahr größer, einerseits weil man nicht in so plumper Weise, wie Slupecki, handelte, anderseits weil der Versuch

wenigstens zum Theil von Leuten deutscher Abkunft ausging. Ein Herr Frank O. Immler, Schulkommissär der beinahe ganz deutschen Einundzwanzigsten Ward, reichte eine Resolution im Schulrath ein, den deutschen Unterricht in den vier untersten Graden abzuschaffen. Der Antragsteller, ein junger Mann, der sich in den Kreisen der Populistischen Partei einigen Anhangs erfreute, behauptete, nicht dem Unterricht im Deutschen an sich feindlich zu sein, sondern nur dem in den untersten Klassen. Eine Mehrheit der Kinder gehe nur bis zum fünften oder sechsten Grade in die Schule, und verlöre daher durch den deutschen Unterricht werthvolle Zeit, welche auf die Erwerbung nothwendigerer Kenntnisse verwendet werden sollte. Man sieht, es war die falsche Auffassung, daß Deutsch als fremde Sprache gelehrt werde, und demnach gewissermaßen ein Luxusgegenstand sei. Der Antrag fand von Seiten einflußreicher Mitglieder des Schulrathes Unterstützung, und erregte wiederum eine heftige Debatte im Publikum. Auf Veranlassung des Schulkommissärs Black, sowie des Redakteurs des „Evening Wisconsin", Julius Bleyer, wurden die Eltern der die Schulen besuchenden Kinder veranlaßt, auf zu diesem Zwecke ausgesandten Karten anzugeben, ob sie wünschten, daß ihre Kinder an dem deutschen Unterricht Theil nehmen sollten. Bisher war es die Regel gewesen, daß alle Kinder an demselben Theil nehmen mußten, wenn nicht von Seiten der Eltern ausdrücklich Einspruch erhoben wurde. Durch die Umkehrung dieser Regel hofften die Gegner des Deutschen zu bewirken, daß nur eine kleine Zahl der Eltern genug Interesse zeigen möchte, um die Karten auszufüllen. Daß dies der Zweck war, ging klar aus einem Briefe des Herrn Bleyer an Schulkommissär Immler hervor, in welchem unter Anderem gesagt wurde: „Dies wäre ein Anfang, und besser als gar kein Beginnen, was wie ich fürchte, das Resultat sein würde, sollte der Versuch gemacht werden, das Deutsche mit einem Male auszurotten." Dieser Brief wurde vom „Herold" in Facsimile abgedruckt. Die Hoffnungen der Gegner wurden glänzend zu Schanden, denn eine ganz überwältigende Mehrheit der Eltern erklärte, ihre Kinder sollten am deut-

schen Unterricht Theil nehmen. Inzwischen war auch die Resolution zur Abschaffung des Deutschen in den unteren Graden vor dem zuständigen Ausschuß zur öffentlichen Verhandlung gekommen. Ernest Bruncken, der damals das Amt eines Hilfs-Stadtanwaltes bekleidete, war der Hauptredner für Beibehaltung, während Immler für Abschaffung sprach. Bruncken legte besonders darauf Gewicht, daß in Familien, wo die Eltern nur deutsch sprächen, sich eine Kluft zwischen Eltern und Kindern aufthue, wenn die Letzteren nicht im Stande seien, die einzige Sprache, in der die Eltern zu vertraulichem Gespräch fähig wären, gründlich zu verstehen. Ohne deutschen Schulunterricht, besonders in den unteren Graden, würde in weniger gebildeten Häuslichkeiten es unmöglich sein, die Kinder mehr als das Allernothdürftigste zu lehren; eine geistige Scheidewand würde sich dadurch zwischen Eltern und Kindern aufbauen und tiefe moralische Schäden nach sich ziehen. Durch diesen, nach eigener Angabe eines der Herren, ihm ganz neuen Gesichtspunkt ließen sich zwei der Komite-Mitglieder — Hoyt und Durr — die bisher unentschieden gewesen, überzeugen und stimmten gegen die Resolution, wodurch eine Mehrheit zur Ablehnung derselben erzielt wurde. So war denn auch dieser Angriff auf den deutschen Unterricht wieder einmal abgeschlagen.

In früheren Jahren war eine der Schwierigkeiten, mit welchen die Schulbehörden in Bezug auf den deutschen Unterricht zu kämpfen hatten, die Beschaffung tüchtiger Lehrkräfte. Die Mehrzahl der Lehrer waren allerdings Leute von deutscher Geburt und Erziehung, aber nicht von Hause aus Lehrer von Beruf, sondern bewarben sich um solche Stellungen, weil sie keine andere ihnen zusagende Beschäftigung finden konnten. Natürlich entwickelten sich viele zu tüchtigen Pädagogen, aber manch andere waren und blieben minderwerthig. Diese Knappheit an geeigneten Lehrkräften veranlaßte, daß für die deutschen Lehrstellen bedeutend bessere Gehälter ausgesetzt wurden, als für reguläre Klassenlehrer. Man hoffte dadurch bessere Kräfte anzuziehen. Aber diese scheinbare Ungerechtigkeit gab zu vielerlei Eifersüchteleien Veranlassung,

und wurde eine Quelle indirekter Angriffe auf den deutschen Unterricht selbst, innerhalb und außerhalb der Schulbehörden. In den letzten Jahren ist diese Ungleichheit bedeutend verringert worden, und es ist auch jetzt nicht mehr nöthig, derartige Mittel anzuwenden, um deutsche Lehrer zu gewinnen. Denn durch speziell zu diesem Zwecke eingerichtete Kurse, früher an der städtischen High School und neuerdings an der in Milwaukee befindlichen Staats-Normalschule, werden jetzt kompetente Lehrer (oder vielmehr meist Lehrerinnen) des Deutschen in genügender Zahl ausgebildet, um alle Anforderungen zu befriedigen.

Der Mangel an gutgeschulten deutschen Lehrkräften, nicht nur in Wisconsin sondern in allen Theilen des Landes fühlbar, wo überhaupt von deutschem Unterricht die Rede war, führte zur Gründung des „Nationalen Deutsch-Amerikanischen Lehrerseminars", welches besonders dem „freidenkerischen" Theile Milwaukee's sehr am Herzen liegt. Die erste Anregung zur Gründung dieser Anstalt wurde schon im Jahre 1873 auf der Versammlung des Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes gegeben, aber es dauerte bis 1878, ehe das geplante Werk durchgeführt wurde. Die Anstalt ist Eigenthum eines „Seminar-Vereins"; die Mittel wurden zum Theil durch die Bemühungen lokaler Vereine in verschiedenen Städten des Landes aufgebracht, hauptsächlich aber durch größere Beiträge einzelner wohlhabender Deutsch-Amerikaner.[1]) Von Anfang an wie noch heute stand das Seminar in Verbindung mit der German and English Academy, welche als Musterschule dient. In den ersten Jahren wurden verschiedene Versuche gemacht, die Anstalt nach New York zu verlegen; dieselben schlugen zwar fehl, aber die New Yorker Freunde sahen sich dadurch veranlaßt, von fernerer Unterstützung zurückzutreten. Seit dem Jahre 1889 besitzt die Academy

1) Die folgenden größeren Beiträge gingen von Milwaukeern ein: Chas. F. Pfister, $25,000; Christian Preußer, $10,600; Fred Vogel Jr. $5,500; Henry Mann und August Uihlein, je $5,000; Frau William Frankfurt, $3,340; Fred. Vogel Sr., $2,000; Lorenz Maschauer, $1,030; Val. Blatz und Jg. Friedmann, je $1,000; Frau Anna Ottendorfer von New York steuerte $10,000 bei.

gemeinsam mit dem Seminar ein prächtiges, modernes Gebäude, durch die Munifizenz von zwei Milwaukeer Frauen, Elisabeth Pfister und Louise Vogel, geb. Pfister. Seit derselben Zeit ist auch das Turnlehrer-Seminar des Nord-Amerikanischen Turnerbundes in organische Verbindung mit den beiden anderen hier besprochenen Anstalten getreten, und das freisinnige Deutschthum des ganzen Landes blickt mit berechtigtem Stolz auf seine drei Muster-Schulen: Die German-English Academy, sein Lehrer- und sein Turnlehrer-Seminar.[2])

Seit Gründung des Seminars gingen aus demselben über zweihundert gründlich gebildete Lehrer hervor, welche im Stande sind, sowohl in deutscher wie in englischer Sprache Unterricht zu ertheilen. Der Leiter des Seminars war zuerst Isidor Keller von Hoboken. Als dessen Stellung dadurch unhaltbar geworden war, daß er sich zu eng mit den New Yorkern liirte, folgte ihm Dr. C. Hermann Dorner, und seit dem Jahre 1888 ist Direktor der vereinigten Anstalten Emil Dapprich, ein tüchtiger Schulmann von reicher und vielseitiger Erfahrung, der seine Ausbildung am Seminar zu Usingen in Nassau erhalten, aber schon seit dem Jahre 1865 in den Vereinigten Staaten gewirkt hat, und auch eine Zeit lang Superintendent der öffentlichen Schulen in Belleville, Ill., gewesen ist. Das Seminar, wie auch die „Engelmann'sche Schule", schließt grundsätzlich allen religiösen Unterricht, sowie religiöse Uebungen aus. Aber freilich bedeutet das in der Praxis doch einfach, daß diese Anstalten von dem Geiste des mehr oder weniger ausgesprochenen Materialismus oder Atheismus beseelt sind, wie er dem Achtundvierziger Element und den „Freidenkern" der Siebziger Jahre eigenthümlich war. Religiöse Ideen sind nun einmal von der Erziehung der Jugend kaum auszuschließen, so daß ja auch in der öffentlichen Schule, trotz aller Bemühungen, sie absolut konfessionslos zu halten, in den meisten Fällen eine protestantisch-religiöse Atmosphäre herrscht.

2) Während der Jahre 1899—1901 war der Unterricht am Turnlehrerseminar suspendirt; aber jetzt ist von Seiten des Bundesvororts wieder auf fünf Jahre ein Kontrakt mit der Seminarverwaltung zur Fortführung der Turnlehrer-Schule geschlossen worden.

Dieses religiöse Gefühl, welches man den öffentlichen und freisinnigen Privat-Schulen so gerne fern halten möchte, ist gerade die Grundlage des von den deutschen katholischen und lutherischen Gemeinden aufgebauten Schulsystems. In den von der Bennettgesetz-Kampagne und der deutschen Kirche handelnden Kapiteln haben wir schon mancherlei über diese Schulen zu sagen Gelegenheit gehabt. Dieselben liegen den Gemeinden beider Konfessionen kaum minder am Herzen als die Kirche selbst, und viele aufopfernde Thätigkeit, reiche Geldmittel und reife Weisheit ist auf dieselben verwendet worden. Was Zahl der Schüler, Lehrer und Anstalten betrifft, sind die Bestrebungen der freisinnigen Privatschulen mit diesen Gemeindeschulen gar nicht zu vergleichen, und wie bereits oben ausgeführt, gibt es in den Vereinigten Staaten keinen kräftigeren Faktor zur Aufrechthaltung deutschen Wesens, als die Gemeindeschulen. Auch für die Ausbildung der an diesen Schulen wirkenden Kräfte ist auf das trefflichste gesorgt durch die lebensvolle Existenz von Seminarien und anderen höheren Lehranstalten. Was speziell die lutherischen Lehrer betrifft, so erhalten sie in Schulen, wie das Seminar zu Addison, Ills., und New Ulm, Minn., eine ausgezeichnete Berufsbildung auf der Basis der besten, deutschen Methode. Die Ausbildung der katholischen Lehrkräfte liegt hier wie auch anderswo, mehr oder weniger in den Händen des Jesuiten-Ordens oder ist mehr oder weniger von den pädagogischen Prinzipien desselben beeinflußt.

Die Tiefe und Ausdehnung des in den kirchlichen Gemeindeschulen ertheilten Unterrichts hängt natürlich in großem Maaße von den Mitteln ab, welche zur Verfügung stehen. In den ärmeren Landdistrikten kommt es noch heute vor, daß der Geistliche auch den Schulmeister spielen muß und gewöhnlich ist er dazu auch vollkommen befähigt, und sicherlich voll guten Willens. Die wohlhabenden Gemeinden setzen ihren Stolz darein, bequeme und zweckentsprechende Schulhäuser zu errichten, die oft genug den benachbarten öffentlichen Schulen an Größe, Ausstattung, und besonders auch an Zahl und Befähigung der Lehr-

kräfte in Nichts nachstehen. In älteren Zeiten, als noch die Mehrzahl der Geistlichen und Lehrer aus Deutschland eingewandert war, ist wohl an manchen Orten der englische Unterricht etwas hintenangesetzt worden. Aber seit Hiergeborene im Lehramt überwiegen, ist über diesen Fehler nur noch selten Klage zu führen.

„Haben die Deutsch-Amerikaner Wisconsins", so wurde am Anfang dieses Kapitels die Frage gestellt, „ihre Pflicht gethan, das Beste des deutschen Volkes dem amerikanischen Nationalcharakter zu vermitteln und zum Gemeingut Aller zu machen?" Aus den vorausgegangenen Bemerkungen über den deutschen Geist in Wissenschaft und Schule mag sich der Leser die Antwort selber ableiten. Wenn dieselbe nicht unbedingt bejahend ausfällt, so möge man bedenken, daß Vollkommenes auf der Welt nicht zu erreichen ist. Der Lichtseiten sind in dieser Richtung doch wohl manche zu finden, und die entdeckten Mängel sollten uns anspornen, in der Zukunft noch Besseres als in der Vergangenheit zu leisten.

Zehntes Kapitel.

Das Volksleben der Gegenwart.

Auf keinem Gebiete des deutsch-amerikanischen Lebens, es sei denn auf dem Felde der wirthschaftlichen Thätigkeit, tritt der Unterschied zwischen alter und neuer Zeit so scharf und mannigfaltig hervor, als auf dem der Geselligkeit. Milwaukee ist aus einem Grenzdorf eine Großstadt geworden. Andere Städte sind auch gewachsen und werden von dem Leben der Metropole beeinflußt. Die Gründe für diese Veränderung sind hauptsächlich eben in jenen Unterschieden des ökonomischen Lebens zu suchen. Die ältere Periode war auf allen Gebieten die Zeit der Anfänge, des Pionierwesens. Die neue Zeit ist charakterisirt durch ein mannigfach entwickeltes Treiben. Mit dem zunehmenden Wohlstande, dem Reichwerden nicht Weniger, entstanden naturgemäß soziale Gruppen. Eine Gliederung des sozialen Körpers in Klassen, zum größten Theile durch wirthschaftliche Verhältnisse, in nicht unbedeutendem Maaße aber auch durch andere Faktoren bestimmt, bildete sich allmählich aus. Das war in gewissem Sinne ein Abweichen von den Prinzipien eines rein demokratischen Gemeinwesens, wie es vielen der deutschen Radikalen aus der Achtundvierziger Zeit vorgeschwebt hatte. Aber jenes Ideal war niemals zu

erreichen gewesen; und wenn in den ersten Jahrzehnten es geschienen hatte, als ob soziale Gleichheit in Wisconsin, speziell unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung, wirklich existirte, so war dieser Schein nur durch die Thatsache erweckt worden, daß eben Alles in den Anfangs-Stadien lag und soziale Unterschiede noch nicht Zeit gehabt hatten, sich zu entwickeln. Wo Jedermann in bescheidenen Verhältnissen lebte, mußten auch die Formen der Geselligkeit in allen Kreisen die denkbar einfachsten sein, so daß daran Theil zu nehmen ein Jeder im Stande war. Wo der höher gebildeten Deutsch-Amerikaner nur eine geringe Zahl war, konnten sie unmöglich für sich allein eine gesellschaftliche Gruppe darstellen. Wo Alle vor Kurzem erst aus verschiedenen Welt-gegenden zugewandert waren, konnten noch nicht jene durch Familien-verbindung, langjährige Bekanntschaft und ähnliche Umstände hervor-gerufenen Gruppirungen existiren, welche im Leben jedes älteren Ge-meinwesens eine so bedeutende Rolle spielen.

So ist denn der Hauptunterschied zwischen den geselligen Verhält-nissen von 1860 und denen von 1900 darin zu suchen, daß ehemals das Deutschthum, im großen Ganzen betrachtet, eine einzige gesellschaftliche Schichte bildete, während sich heute der über und neben einander geord-neten Gruppen eine Menge zeigen. Zwar waren die Keime solcher sozialen Gliederung bereits in jenen alten Zeiten vorhanden. Schon damals sprach man ja in gewissen Kreisen von den „Geschwollenen", und welch' merkwürdige Blüthen diese Klassen-Rivalität treiben konnte, ließ sich aus dem vielbesprochenen „Ball der Geschwollenen" im Jahre 1848 ersehen (Siehe Band I, Seite 135). Aber wie wenig gehörte damals dazu, in diese angeblich „aristokratischen" Kreise Eintritt zu finden! Jeder der einen halbwegs präsentablen Rock anhatte und in seinen Manieren nicht geradezu den Ochsenknecht herauskehrte, fand keinerlei Hindernisse. Der Aufwand, der zu geselligen Zwecken selbst in den wohlhabendsten Kreisen getrieben wurde, war ein so mäßiger, daß auch der in den bescheidensten Verhältnissen Lebende ihn nicht zu scheuen brauchte. Was an Versuchen der Exklusivität und an gesellschaftlichen

Eifersüchteleien von oben oder unten vorhanden war, ruhte meist nicht auf wirklich hierzulande existirenden Verhältnissen, sondern auf vom alten Vaterlande mitgebrachten Vorurtheilen auf der einen, Empfindlichkeit auf der anderen Seite, und konnte daher auch nur wenig Gewicht haben.

Alles das ist heute durchaus anders geworden. In einem Gemeinwesen, wo der Eine viele Tausende das Jahr zu verzehren hat, während der Andere sich mit einigen Hunderten begnügen muß, ist es schlechterdings unmöglich, daß Beide gesellschaftlich auf demselben Fuße verkehren. Wer in Kreise geräth, in denen ein Aufwand getrieben wird, den er nicht mitmachen kann, der fühlt sich unbehaglich, und wenn er nicht ein verächtlicher Schmarotzer ist, bleibt er denselben fern. Eine Ausnahme machen höchstens die Einzelnen, welche durch geistige Vorzüge für genossene Gastfreundschaft gewissermaßen ein Aequivalent bieten. Das hat mit dem demokratischen Prinzip, daß „alle Menschen von Geburt gleich sind", gar Nichts zu thun. So war es denn unvermeidlich, daß durch die Vermögensunterschiede allein eine gesellschaftliche Scheidung in „höhere" und „geringere" Kreise entstehen mußte. Daß alle Diejenigen, welche trotz mangelnden Reichthums in Folge ihrer Bildung oder anderer Vorzüge, auf höhere soziale Stellung Anspruch machen, sich „höheren" Gesellschaftsklassen anschließen, ist ebenso in der Natur der Sache begründet.

Aus alle Diesem folgt nun, daß es heutzutage keinen deutschen Verein mehr gibt oder geben kann, welcher die Pflege der Geselligkeit zum ausschließlichen oder theilweisen Zwecke hätte und für das gesammte Deutschthum eines Ortes ein Vereinigungspunkt sein könnte. Höchstens ist dieses annähernd noch in kleinen Städten möglich; in einer Großstadt wie Milwaukee würde kein Mensch heute mehr daran denken, alle Kreise der deutschen Bevölkerung, von den Arbeitern bis zu den Spitzen der Kaufmannschaft und der gelehrten Stände, in einen einzigen geselligen Verein verschmelzen zu wollen, selbst wenn nicht schon die bloße Anzahl Grenzen zöge. Dazu kommt nun noch die bereits seit

den ersten Jahren deutlich wahrnehmbare Scheidung der Deutschen in Katholiken, Protestanten und Freidenker. Durch diese war eine allgemeine Geselligkeit schon in der alten Periode unmöglich; in den allerletzten Jahren beginnen sich diese Unterschiede wenigstens in der höheren Gesellschafts-Schichte einigermaßen zu verwischen. Aus der Unzahl deutscher Vereine, besonders in Milwaukee, ragt daher kein einziger in solchem Maße hervor, daß seine Geschichte für die Geschichte des geselligen deutschen Lebens typisch wäre.

In den katholischen und protestantischen Kreisen ist das Vereinsleben und mit ihm die Geselligkeit ziemlich eng mit der Kirche verknüpft. Sowohl Katholiken wie Protestanten (oder wenigstens die Lutheraner unter den Letzteren) verbieten ihren Gemeinde-Angehörigen, wenn auch nicht mit vollständigem Erfolg, den verschiedenen Logen oder geheimen Gesellschaften anzugehören. Die Turnvereine sind natürlich, wegen ihrer ausgesprochen anti-kirchlichen Richtung, für Katholiken und Lutheraner ganz unmöglich. In den Gesangvereinen finden noch am Leichtesten die drei sich sonst so unsympathischen Elemente einen neutralen Boden, und doch sind auch diese in den meisten Fällen mit dem einen oder anderen Elemente liirt. So bildet z. B. der schon im ersten Bande erwähnte Musikverein eine sich meist aus freidenkerischen Kreisen rekrutirende, der unten noch näher zu behandelnde A Capella Chor eine hauptsächlich lutherische, der Deutsche Männerverein eine katholische Organisation.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der Entwickelung des deutschen geselligen Lebens, speziell in der Metropole des Staates, ist die markirte Aenderung, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in der Bedeutung einzelner Vereine für dasselbe eingetreten ist. Es ist noch nicht so sehr lange her, da waren die von dem Turnverein Milwaukee veranstalteten Festlichkeiten die Glanz- und Sammelpunkte in dem öffentlichen Vergnügungsleben der Stadt. Heute nimmt der größere Theil der Deutschen, selbst die der Kirche fernstehenden Elemente, kaum noch daran Theil. Die Kreise, welche heute durch Bildung und Wohl-

stand befähigt sind, eine leitende Rolle zu spielen, sind längst nicht mehr mit den Turnvereinen identifizirt; die letzteren ziehen ihre Mitgliedschaft so ziemlich ausschließlich aus den kleinbürgerlichen und Arbeiterkreisen. Wenn sich je ein Anderer aus geschäftlichen oder politischen Gründen an der Thätigkeit dieser oder ähnlicher Vereine betheiligt, so läßt er bei geselligen Ereignissen die Frau in den meisten Fällen zu Hause, ein sicheres Zeichen, daß ihm die Gesellschaft nicht für „voll" gilt. Genau dasselbe ist der Fall bei den spezifisch deutschen Logen der verschiedenen geheimen Gesellschaften: Hermannssöhne, Harugari, Druiden und wie sie alle heißen. Sie sind im Laufe der Zeit Vereine geworden, an denen die führenden Kreise keinen Antheil mehr nehmen.

In diesen kleinbürgerlichen Vereinen ist die Form des geselligen Verkehrs im großen Ganzen noch dieselbe einfache und gesunde, wie in der älteren Periode. Im Sommer Picnics mit Musik und Bier in einer der noch immer zahlreichen Gartenwirthschaften; im Winter Nachmittags-Unterhaltungen mit Musik, Deklamation, Kaffee und Bier; darauf Tanz für das junge Volk — das ist nach wie vor die hier herrschende typische deutsche Geselligkeit. Natürlich findet außerhalb der streng kirchlichen Kreise, und zum Theil sogar innerhalb derselben, alles Dieses beinahe ohne Ausnahme an Sonntagen statt. In Milwaukee wenigstens denkt schon seit vielen Jahren kein Mensch auch nur im Entferntesten daran, daß solchen Sonntags-Vergnügungen gesetzliche Paragraphen im Wege stehen. In dieser Hinsicht hat die freisinnig-deutsche Anschauung längst einen vollkommenen Sieg über puritanisch-angelsächsische Art davon getragen.

Auch der Charakter der Vereinslokale hat sich im Ganzen wenig verändert. Diese Turn- und Gesangvereine haben noch immer die alten, geräumigen, aber schmucklosen und jeden Luxus in der Ausstattung entbehrenden Hallen, mit dem großen, zum Tanzen mehr oder weniger gut passenden Hauptsaale und einigen Komitezimmern daneben. Da ist immer noch die kleine, mit sehr primitiven Kouliſſen ausgestattete Bühne, von wo die musikalischen und deklamatorischen Vorträge ge-

halten werden, und wo der Redner steht, wenn die Halle zu Konventionen oder Massenversammlungen vermiethet worden ist. Da ist ferner auch noch immer der „Barroom" mit den Sägespähnen auf dem Fußboden und dem Schanktisch, hinter welchem bei festlichen Gelegenheiten einige Mitglieder des Vereins, mit weißen Schürzen angethan, höchsteigenhändig das schäumende Naß verzapfen.

Eine derartig einfache Form der Geselligkeit ist natürlich für denjenigen, der eben nichts Besseres wünscht, vollständig berechtigt, und trotz mancher Auswüchse, die ja überall sich einschleichen, ist sie ein Zeichen kräftiger, volksthümlicher Gesundheit. Es war aber doch selbstverständlich, daß mit der Zeit sich in den wohlhabenderen und gebildeten Schichten ein Bedürfniß für verfeinerte Sitte im Gesellschaftsleben bemerkbar machte. Man war allmählich in seinen Privatwohnungen an größeren Komfort und selbst an Luxus gewöhnt worden. Warum sollte man seine Vergnügungen in kahlen, primitiven Räumen suchen? Man fand bei den öffentlichen Festen der Vereine allerhand Leute, die ja gewiß ganz ehrenwerthe Menschen sind, denen man aber aus mancherlei Gründen nicht Einladungen zu Gastereien im eigenen Hause zukommen ließ. Warum sollte man nicht außerhalb des Hauses bei Bällen und ähnlichen Festlichkeiten, auch seine Gesellschaft zu wählen im Stande sein? So kam es denn, daß diese „höheren Schichten" sich allmählich von der durch die Turn- und Gesangvereine repräsentirten Geselligkeit zurückzogen, und einestheils sich auf die Geselligkeit in Privatwohnungen beschränkten, anderseits die Gründung von mehr exklusiven Vereinen und Klubs herbeizuführen strebten.

Vielleicht der erste, sehr schüchterne Versuch dieser Art war die Gründung des noch in die Siebziger Jahre zurückdatirenden Vereins „Germania". Derselbe vereinigte viele Jahre lang einen großen Theil der besten Elemente des Deutschthums zu zwangloser, aber doch ein wenig feinerer Geselligkeit. Später gründete man den „Deutschen Club", der nach einigen Jahren prekärer Existenz die ehemals dem Bankier Alexander Mitchell angehörende Wohnung an der Grand

Avenue zu seinem Heim erwarb, sich mit der Germania verschmolz, und seitdem unbestritten zum Zentralpunkt für das gesellige Leben der wohlhabenderen Deutschen Milwaukee's geworden ist. In mancher Beziehung, und namentlich durch den das Gebäude umgebenden Garten, ist das Klubhaus eines der schönsten im ganzen Lande. Präsident des Deutschen Klubs zu sein, gilt für einen Bürger Milwaukee's als eine Ehre, die zu erstreben wohl der Mühe werth ist, und unter denen, die sich dieser Ehre erfreut haben, sind so hervorragende Deutsche wie Georg Koeppen, Gen. Winkler, John E. Hansen, Charles L. Kiewert und Major Baetz. Auch in dem Gesammtleben der Stadt hat dieser Deutsche Klub eine bedeutende Rolle gespielt; manche Ehrengäste, wie Präsident McKinley, haben seine Gastfreundschaft genossen, so daß die Bürgerschaft bei solchen Gelegenheiten bereits gewöhnt ist zu erwarten, der Klub werde sein Heim wiederum zur Verfügung stellen. Die Mitgliederschaft des Deutschen Klubs war übrigens von Anfang an nicht auf deutsche Abstammung beschränkt, und im Laufe der Zeit sind manche Stimmen der Klage laut geworden, daß er sich seinen deutschen Charakter nicht rein genug erhalte. Diese Erscheinung hängt mit dem Fortschreiten des Assimilirungs-Prozesses eng zusammen, auf welches Thema wir im Schlußkapitel dieses Buches ausführlich zurückkommen werden.

Ehe noch der Deutsche Klub in der Lage war, in dieser Weise die gesellschaftlich höchst-stehenden Elemente des Milwaukee'r Deutschthums zu repräsentiren, hatte die „Deutsche Gesellschaft" in mancherlei Weise diesen Zweck zu erfüllen gesucht. Natürlich waren die nächstliegenden Ziele dieser Organisation ganz andere, nämlich der Schutz der Neu-Eingewanderten. Aber mit Recht ging man von dem Grundsatz aus, daß Alles was den Interessen des Deutschthums dienlich, innerhalb der Kompetenz der Deutschen Gesellschaft liege. Bereits in früheren Kapiteln ist von dem Eingreifen derselben in der Stimmrechtsfrage die Rede gewesen. Ebenso wurde des Bankettes erwähnt, das seinerzeit den deutschen Kongreßabgeordneten des Staates gegeben

wurde. Ein weiteres Beispiel dieser Art war die unter den Auspizien der Gesellschaft veranstaltete Vortrags-Serie des bekannten deutschen Naturforschers und populären Schriftstellers Dr. Alfred Edmund Brehm, im März 1884. Am Schlusse derselben fand zu Ehren des Gastes im St. Charles Hotel ein Festessen statt, bei welchem F. W. von Cotzhausen den Toast auf den Ehrengast ausbrachte und in beredten Worten die Stimmung der gebildeten Deutschen jener Zeit auf's Beste wiederspiegelte. Wir entnehmen seiner Ansprache die folgenden Sätze:

„Es ist nicht der Hang zum Vergnügen oder zu größeren Festlichkeiten, welcher uns heute zum Bankett versammelt. Unser Milwaukee ist bisher aus einer gewissen Einfachheit der Sitten glücklicher Weise noch nicht herausgewachsen und Zusammenkünfte, wie diese, gehören zu den Seltenheiten.

Es ist auch nicht die Sucht — die allbekannte Sucht mancher Kreise — bei festlichen Gelegenheiten mit hochgestellten Persönlichkeiten prunken zu wollen. Der Deutsch-Amerikaner ist im Allgemeinen zu praktisch-nüchtern, um seine Eitelkeit in dieser Weise bloszustellen.

Ja, es ist selbst nicht einmal in dieser Stadt Macht der Gewohnheit, welche uns veranlaßt, besuchenden Fremden so ohne Weiteres Ovationen zu bereiten. Der europäische Kontinent hat in dieser Richtung — besonders in letzteren Jahren — uns manches zugemuthet. Doch weiß der gesunde Sinn unserer Bevölkerung sehr wohl zu unterscheiden, und sind unsere Bürger überhaupt dem Personentultus ziemlich abgeneigt.

Die Veranlassung zur heutigen Festlichkeit ist tiefer zu suchen. Und wenn ich mir über die Stimmung der hier Anwesenden ein Urtheil erlauben darf, so möchte ich fast sagen: sie liege in dem Bewußtsein unserseits, daß wir dem Dr. Alfred Edmund Brehm nicht erlauben dürfen, aus unserer Mitte zu scheiden, ohne ihm ein öffentliches Zeichen unserer Achtung — ein warmes Wort des aufrichtigen Dankes gewidmet zu haben! Und in dem diesem Manne

heute Abend gezollten Tribut genügen wir einer ernsten, aber freudigen Pflicht! Einer Pflicht gegen ihn — einer Pflicht gegen uns selbst! —

Wenn auch die meisten von uns seit Dezennien der deutschen Schulbank entwachsen sind; wenn wir es auch vorgezogen haben, den alten kultivirten Boden drüben mit der urwüchsigen — ja zuweilen unbändigen — Freiheit dieses Landes zu vertauschen, so sind wir doch im Laufe der Jahre (trotz der Nüchternheit der hiesigen Verhältnisse) nicht unempfindlich geworden gegen die Fortschritte der Kunst und Wissenschaft; ja es pflegen Viele von uns mit dem geistigen Leben der alten Welt in steter und enger Berührung zu bleiben. Deßhalb war Dr. Brehm uns kaum noch ein Fremdling, als er diese Stadt betrat; ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe seiner Arbeit, haben Wenige es verstanden, wie er, die Resultate ihrer Forschung durch lebendige und fesselnde Darstellung populär und zum Gemeingut der Massen zu machen.

In Folge dessen war der Wunsch nur ein natürlicher, diese Koryphäe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft von Angesicht kennen zu lernen und ihm vor seinem Abschiede von dieser Stadt unsern herzlichsten Dank und unsere besten Wünsche für seine Zukunft persönlich auszusprechen.

Möge unser Gast — geschätzte Anwesende — durch allseitiges Einstimmen in ein dreifaches Hoch erkennen, daß ihm Ihre freudige Zustimmung zu diesen Bemerkungen gewiß ist. Es gilt unserem verehrten Gaste — dem Herrn Dr. Alfred Edmund Brehm: — Er lebe hoch!"

In dieser Verbindung mag auch darauf hingewiesen werden, daß bereits im Jahre 1880 die Deutschen Milwaukee's den Dichter des Mirza-Schaffy, Friedrich Bodenstedt, bei Gelegenheit seiner Amerikareise in schier überschwänglicher Weise fetirt hatten. Das Gedicht „Das schöne Milwaukee am Michigan-See" war des Dichters Dank für seine Aufnahme.

Das bedeutendste Unternehmen der Deutschen Gesellschaft auf diesem halb patriotischem, halb geselligem Gebiete war jedoch die auf ihre Veranlassung am 6. Oktober 1890 veranstaltete Feier des „Deutschen Tages", zur Erinnerung an die vor zweihundert Jahren erfolgte Landung der ersten deutschen Einwanderer unter Pastorius. Die Feier bestand in einem großartigen Umzug mit künstlerisch ausgestatteten Tableau-Wagen, welche Szenen aus der Geschichte der Deutsch-Amerikaner darstellten. Ein jeder deutscher Verein schloß sich an; über zwölftausend Männer traten in Reih' und Glied — ein prächtiger Anblick, wie ihn die Stadt nur einmal zuvor, bei der großen Siegesfeier im Jahre 1871 genossen. Der Zug bewegte sich nach einem Gartenlokal auf der Südseite, wo Reden gehalten und ein Freudenfeuer angezündet wurde. Eine hübsch ausgestattete Fest-Brochüre von George Meyer[1]) kam zur Vertheilung, in welcher den anglo-sächsischen Mitbürgern mancherlei Neues über die Geschichte des gemeinsamen Vaterlandes und die wichtige Rolle, die Deutsche darin gespielt haben, gesagt wurde. Die Redner waren der Mayor der Stadt, George W. Peck; der Gouverneur des Staates, W. D. Hoard; Paul Bechtner, und F. W. von Cotzhausen. Bechtner sprach in deutscher, v. Cotzhausen in englischer Sprache. Die Feier war in jeder Weise erfolgreich, und man konnte aus allen Privatgesprächen und Zeitungs-Kommentaren für längere Zeit entnehmen, welch tiefen Eindruck sie bei den Mitbürgern anderer Nationalität hervorgerufen hatte.

Nicht in Milwaukee, wohl aber in der Nachbarstadt Racine, ist die Feier des Deutschen Tages zu einem jährlich wiederkehrenden Ereigniß in dem geselligen Leben der Deutschen geworden. In den Statuten des dortigen Deutschen Männervereins, welchem die Mehrzahl der sich am geselligen Leben betheiligenden Deutsch-Amerikaner angehört, ist vorgesehen, daß eine derartige Feier jedes Jahr stattfinden muß, und bisher ist dies getreu eingehalten worden. Unter den Rednern, die bei solchen Gelegenheiten in Racine gesprochen haben, befin-

1) Einem Mitgliede des redaktionellen Stabes des „Seebote".

den sich der frühere Vize-Gouverneur Emil Baensch, der ehemalige Kriminalrichter Wallber und der Superior-Richter Ludwig von Milwaukee; Louis Bohmrich, der Demokratische Gouverneurs-Kandidat vom Jahre 1900, und Ernest Bruncken von Milwaukee. In einer kleinen Stadt wie Racine ist es natürlich bedeutend leichter als in der Metropole, die sämmtlichen deutschen Kreise zu gemeinschaftlichen Zwecken zu vereinigen. Erstens ist die Zahl derselben viel geringer, und zweitens ist jene soziale Gliederung, von welcher oben die Rede war, nicht so weit fortgeschritten wie in der Großstadt. Dies gilt wohl von allen kleineren Städten des Staates. In diesen ist die bevorzugte Klasse, welche sich in Milwaukee abgesondert hat, so gering an Zahl, daß sie nicht ein abgeschlossenes gesellschaftliches Leben zu führen im Stande ist, und in Fühlung mit den kleinbürgerlichen Kreisen bleiben muß, wenn sie es nicht vorzieht, sich mit den entsprechenden Zirkeln der englisch-redenden Gesellschaft zu verschmelzen.

Das Thema der Geselligkeit ist so eng verknüpft mit der Pflege der Musik, daß ein Blick auf die spätere Entwickelung des musikalischen Lebens in Wisconsin, und speziell in Milwaukee nahe liegt. Der Anfänge, sowohl des einfachen Volksgesangs, wie auch der eigentlichen Kunstmusik wurde bereits im ersten Bande volle Erwähnung gethan (Band I, Seite 150 bis 155 und anderwärts). Daß man im Laufe der Jahre nicht still stehen, und noch weniger zurück gehen würde, war anzunehmen. Nicht nur daß das Volkslied in Form des gemischten oder des Männerchors nach wie vor in zahlreichen Gesangvereinen in allen Theilen des Staates gepflegt wird, manche dieser Vereine wagen sich gelegentlich mit ausgesprochenem Erfolg an schwerere Kompositionen. Von Zeit zu Zeit vereinigen sie sich zu Massenchören bei „Sängerfesten", die bald in der einen, bald der anderen Stadt abgehalten werden. Milwaukee war zu verschiedenen Malen Festort, zu dem nicht nur die Sänger aus dem Staate, sondern aus allen Theilen der Union zusammenströmten. Solche größere Festlichkeiten, wie sie von den verschiedenen „Sängerbünden" veranstaltet werden, haben aber heutzutage

viel von der Bedeutung eingebüßt, welche sie früher sowohl für das Kunstleben der Nation, wie für die Stellung des Deutsch-Amerikanischen Elementes hatten. Seiner Zeit haben sie dazu beigetragen, unter allen Theilen der Bevölkerung das Verständniß für Musik zu erwecken; und als die Deutschen noch für die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung im amerikanischen Leben zu kämpfen hatten, dienten sie nebenbei dazu, in denselben das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit aufrecht zu erhalten und ihren Mitbürgern die Stärke des Deutschthums zur Anschauung zu bringen. In der Gegenwart sind sie nicht mehr und nicht weniger als andere Konventionen: sie sind von Wichtigkeit für die Mitglieder und Theilnehmer, aber von keiner besonderen nationalen oder politischen Bedeutung.

Milwaukee als Großstadt genießt selbstverständlich seit vielen Jahren ein reges Musikleben, ganz abgesehen von den einzelnen Vereinen. Daß an Orchestern, die bei den nimmer endenden Festlichkeiten aller Art die nöthige Streich- und Blechmusik zu liefern im Stande sind, kein Mangel ist, kann man wohl ohne weitere Ausführung annehmen. Viele der in diesen Orchestern thätigen Kräfte sind freilich bloße Dilettanten oder betreiben die Musik rein handwerksmäßig, und das ist ja auch für Tanzvergnügen und Marschmusik vollständig hinreichend. Aber einzelne reichen in ihren Leistungen weit über dieses Niveau hinaus. Da ist neben dem tüchtigen Kapellmeister Joseph Clauder und seinen trefflich geschulten Leuten immer noch der Altmeister Christoph Bach zu nennen, der schon im vorigen Bande erwähnt wurde und noch heute in rüstiger Kraft, unterstützt von seinen talentvollen Söhnen, an dem musikalischen Schaffen der Stadt theilnimmt. Nicht nur, daß er bei den Konzerten des Musikvereins, des Arion und anderer höhere musikalische Ziele anstrebenden Organisationen unentbehrlich ist, auch seine Sonntagnachmittag-Konzerte in der Westseite-Turnhalle besitzen immer noch, wie schon seit Jahrzehnten, die frühere Anziehungskraft und sind zu einer feststehenden Institution der Stadt geworden.

Ein Orchester, wie das Bach'sche oder das Clauder'sche in Milwaukee, aus tüchtigen, berufsmäßigen Musikern bestehend, ist natürlich

keiner anderen Stadt in Wisconsin zu erhalten möglich. Aber die „sang- und klanglose Zeit", von welcher im ersten Bande gesprochen wurde, ist lange vorüber. Es müßte ein sehr unbedeutendes Dörfchen sein, in welchem eine Anzahl junger Leute unter Führung eines Musiklehrers sich nicht zu einer „band" zusammen gefunden hätten, um an Feierabenden, oder (wenn genug Deutsche im Ort sind, um puritanischen Anschauungen die Stange zu halten) am Sonntag-Nachmittag tüchtig d'rauf los zu blasen. Einige der größeren Orte, wie Oshkosh und La Crosse, rühmen sich sogar sehr guter Orchester, die wenigstens zum Theil aus berufsmäßigen Musikern bestehen. Das Wettspielen dieser Dilettanten-Kapellen aus verschiedenen Ortschaften bei County-Fairs und ähnlichen Gelegenheiten bildet stets eine der populärsten Nummern auf dem Programm. Vom künstlerischen Standpunkte aus sind ja freilich derartige Leistungen sehr minderwerthig, aber sie wecken doch in den breiten Schichten des Volks den Sinn für Musik, und damit ist ihr sozialer Werth ein nicht leicht zu unterschätzender.

Daß heutzutage die Pflege der Musik in so ziemlich allen Kreisen Fuß gefaßt, ist eine der schönsten Errungenschaften des deutschen Elementes. In Milwaukee war bis zum Jahre 1877 der Musikverein der unbestrittene Mittelpunkt alles musikalischen Strebens. Nicht wenige der Anglo-Amerikaner zählten zu seinen Mitgliedern. Leute wie John Nazro, der Chef der Eisenwaarenhandlung John Nazro & Co., sowie Rechtsanwalt Joshua Stark waren seiner Zeit Präsidenten des Vereins. Da derselbe jedoch eifrig darüber wachte, daß sein deutscher Charakter und die deutsche Sprache bei seinen Verhandlungen nicht beeinträchtigt würde, tauchte schon frühzeitig der Gedanke auf, einen ähnlichen Verein englischer Zunge zu gründen. Das erste Produkt dieser Bestrebungen war die „Philharmonic Society", welche vielversprechend anfing, aber schon nach kurzer Zeit wieder einging. Seit dem genannten Jahre jedoch blühen zwei in enger Verbindung stehende Gesellschaften: „Arion" und „Cecilia Choir", die gleich dem Musikverein, sich der Pflege der höchsten Aufgaben des Chorgesangs widmen.

Diese beiden Vereine sind zwar englisch-redende, aber nicht wenige ihrer Mitglieder sind von deutscher Geburt oder Abkunft. Selbst der Präsident des Arion war durch eine Reihe von Jahren ein Deutscher — der hochverdiente Vorsitzer der Park-Kommissäre, Christian Wahl.

Die Bedeutung des Musikvereins für das Musikleben Wisconsins ist eine so große, daß es wohl gerechtfertigt ist, auf die Entwickelung desselben seit den im ersten Bande geschilderten Tagen etwas näher einzugehen. Die Aufregung des Bürgerkrieges war naturgemäß der Kunstpflege nicht eben günstig, und während dieser Zeit standen die Leistungen des Vereins nicht auf der alten Höhe. Doch sobald der Friede gesichert war, sproßte auch hier neues Leben, und dieser Aufschwung zeigte sich zunächst in dem Bau einer eigenen Halle im Jahre 1865. Dies Unternehmen war damals bei dem Mangel an geeigneten Vortragssälen wohl zweckmäßig, aber große Opfer erfordernd. Der Verein entledigte sich in späterer Zeit dieser Sorge um Gebäude und Grundeigenthum und die einstmalige Academy of Music an der Milwaukee-Straße ist jetzt zu einem Theater umgestaltet. Die Einweihung des Gebäudes geschah durch die Aufführung von Mendelsohn's Oratorium „Paulus". Während der nächsten zehn Jahre brachte der Verein, außer den eigentlich mehr auf seinem Gebiete liegenden Oratorien und ähnlichen Kompositionen, eine Anzahl Opern zur Aufführung. Besonders gelungen war unter diesen die Darstellung von Auber's „Fra Diavolo" im November 1869. Die Aufführung gefiel dem Publikum so außerordentlich, daß ein enthusiastischer Kritiker die Leistungen der Frau Clara Huck, welche die Zerlina sang, gar denen der Pauline Lucca an die Seite stellte! Die Opern sind in neuerer Zeit jedoch ganz von dem Programm des Musikvereins verschwunden, da ja jetzt kaum eine Saison vergeht, in welcher nicht durch professionelle Kräfte in englischer, italienischer oder deutscher Sprache die Meisterwerke der besten Komponisten, von Carl Maria von Weber bis zu Wagner, dem Milwaukee'r Publikum vorgeführt werden. In den Achtziger Jahren hatten wir sogar während mehrerer Sommersaisons

eine stehende Operntruppe im Schlitz Park, der manche durchaus nicht zu verachtende Sänger angehörten, und die sich trotz sehr primitiver Bühnen-Einrichtung an solche Werke wie „Aida" und „Fliegenden Holländer" heranwagte. Dabei pflegten häufig deutsche Gesangvereine mit mehr gutem Willen als künstlerischem Erfolg den unzureichenden Chor zu verstärken.

Seit Hans Balatka, der erste Dirigent des Musikvereins, nach Chicago verzogen war, standen nach einander an seiner Stelle eine ganze Anzahl tüchtiger Musiker, unter denen als für das Musikleben der Stadt besonders wichtig der noch jetzt hier wirkende Eugen Luening zu nennen ist. Unter seiner Leitung konnte im Mai 1900 der Verein sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern.[2]) Trotz dieses für einen derartigen Verein im Westen der Vereinigten Staaten wahrlich recht respektablen Alters zeigen sich in dem Leben dieses kräftigen Sprößlings der Achtundvierziger Zeit noch keinerlei Spuren des Greisenthums, und immer noch ist er einer der wichtigsten Faktoren im Musikleben der Stadt, wenn auch im Laufe der Jahre eine Anzahl von ebenbürtigen Rivalen an seine Seite getreten ist.

Unter diesen ist, nächst dem bereits erwähnten English-Amerikanischen Arion, der A Capella Chor zu nennen. Dieser im Jahre 1895 organisirte Verein, der numerisch den größten Chor der Stadt hat und über 200 Singstimmen aufweist, zieht seine Kräfte zumeist aus den lutherischen Kreisen. Als sein Gründer darf mit Recht der Dirigent Wilhelm Boeppler angesehen werden, ein tüchtiger Musiker, welcher vor seiner Ankunft in Milwaukee sieben Jahre lang an der Spitze eines großen Kirchenchores in Krefeld gestanden hatte. Die Aufgabe des Vereins ist laut seiner Verfassung: „Die Pflege des kirchlichen Chorgesanges und Aufführungen der Meisterwerke dieses Gebietes aus alter und neuer Zeit." Ohne diese seine spezielle Aufgabe irgendwie zu ver-

2) Zu dem Festbankett war auch Carl Schurz erschienen, und nannte in seiner Rede mit einer glücklichen Wendung den Musikverein „das Lieblingskind des Achtundvierziger Geistes."

nachläſſigen, hat der Chor auch den weltlichen Geſang mit in ſein Bereich gezogen. Auf das durch ſeinen Namen angedeutete Gebiet des unbegleiteten Geſanges, hat er ſich auch nicht mit pedantiſcher Strenge beſchränkt, wie aus den von ihm veranſtalteten Aufführungen von Werken wie Haydn's „Schöpfung" und Haendel's „Samſon" hervorgeht. Den Anfang ſeiner Leiſtungen machte der A Capella Chor mit einfachen vierſtimmigen Liedern, aber ſobald die Sänger genügend geſchult waren, wagte man ſich an höhere Aufgaben und ſchritt bald zu den Werken Bach's und Brahm's vor.

Die künſtleriſchen Leiſtungen eines Vereins oder eines Orcheſters ſind diejenigen ſeines Dirigenten. Er iſt der leitende Geiſt, der die mitwirkenden Perſonen zu ſeinen Inſtrumenten macht. Eine Schilderung des Muſiklebens der Stadt Milwaukee ſollte daher vor Allem eine Charakteriſirung ſeiner Künſtler ſein. Die keineswegs unbedeutenden Muſiker, welche in Milwaukee entweder in früheren Zeiten ihr Heim hatten oder noch dort wirken, bilden jedoch bereits eine ſo große Zahl, daß eine eingehende Würdigung in einem nicht ſpeziell der Muſikgeſchichte gewidmeten Buche wie das vorliegende kaum am Platze iſt. Aus der großen Schaar mögen nur einige neben den ſchon oben Genannten Erwähnung finden. Daß mehrere Sänger, die ſich einen internationalen Ruf erworben haben, in Milwaukee geboren wurden und dort ihre erſte muſikaliſche Bildung erhielten, iſt vielleicht von keiner beſonderen Bedeutung für das Kunſtleben der Stadt, aber immerhin intereſſant. Solche Namen ſind die der Lillian Sanderſon[3]) und des Arthur Van Eweyck. Als Schriftſteller auf dem Gebiete der Muſiktheorie iſt Julius Klauſer weithin bekannt. Derjenige jedoch unter unſeren heimiſchen Muſikern, deſſen Ruhm bisher in die weiteſten Kreiſe auf beiden Seiten des Ozeans gedrungen, iſt Hugo Kaun, der frucht-

3) Trotz ihres engliſchen Bühnen-Namens ſtammt dieſe tüchtige Sängerin aus gut deutſcher Familie. Ihr Vater war Herman Kemper, und ihr Großvater auf mütterlicher Seite der „Buſchkönig" Schlichting von Sheboygan County. Beide Männer ſind im erſten Bande als prominente Pioniere mehrfach erwähnt worden.

bare Komponist von Kammermusik und Symphonieen. Kaun ist in Berlin geboren, aber schon seit einer ganzen Reihe von Jahren in Milwaukee ansässig, und daher mit Recht als ein Milwaukee'r zu betrachten. Er ist seit einiger Zeit auch der Leiter eines vierten, die höchsten musikalischen Ziele anstrebenden Vereins, des Milwaukee Männerchors, welcher in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits Bedeutendes geleistet und sich unter Anderem auch die Bildung eines Orchesters ersten Ranges zur Aufgabe gemacht hat.[4])

Wo so viel musikalisches Streben und ein doch immerhin beträchtliches, weit verbreitetes Kunstverständniß vorhanden ist, wie in Milwaukee, da ist natürlich auch an Gelegenheit zum Musikunterricht kein Mangel. Der Musik-Lehrer und -Lehrerinnen jeden Grades, von der jungen Dame, die gegen spärliches Entgelt den Schulkindern die Anfänge des Pianoklimperns beibringt, bis zum berühmten Meister, sind Legion. An der Spitze aller dem Unterricht dienenden Institute steht die Doppelanstalt des Luening-Conservatoriums und des Wisconsin Conservatory of Music, die nach anfänglich getrenntem Bestehen seit einiger Zeit unter einer gemeinsamen Leitung auf's Beste gedeihen. Diese Anstalten sind natürlich nicht spezifisch deutsch, und finden in einem von Wisconsin's Deutsch-Amerikanern handelndem Buche nur deshalb berechtigten Platz, weil sie wie alle musikalischen Institutionen des Staates die Frucht ursprünglich deutscher Bestrebungen der Pionierzeit, und weil noch heute die führenden Männer an denselben von deutscher Geburt oder Abkunft sind. Unter diesen Letzteren mögen außer den schon in anderer Verbindung erwähnten Eugen Luening und Wilhelm Boeppler noch genannt werden: Hans Bruening, Julius Jahn und Willy Jaffé, ohne damit behaupten zu wollen, daß nicht noch andere Künstler an denselben wirken, die gerade so Bedeutendes zu leisten im Stande sind.

---

4) Herr Kaun hat übrigens in jüngster Zeit Milwaukee verlassen, um nach seiner Vaterstadt zurückzukehren.

Auf keine seiner Institutionen kann das Deutsch-Amerikanerthum mit berechtigterem Stolze blicken, als auf sein deutsches Theater in Milwaukee. Schon der eine Punkt, daß von allen Städten des Landes, mit Ausnahme New York's, Milwaukee die einzige ist, welche noch heute ein stehendes deutsches Theater zu unterhalten vermag, berechtigt zu einem gewissen Selbstgefühl. Die mannigfaltigen Theaterunternehmungen der Achtundvierziger Periode sind längst im Kampfe um's Dasein untergegangen. Selbst die riesige Nachbarstadt Chicago, die noch in den Achtziger Jahren, wenn auch nur mit allerlei Mühen und Plagen, eine deutsche Bühne am Leben zu erhalten vermochte, ist jetzt gezwungen, die Milwaukee'r Schauspieler zu borgen, wenn sie einmal deutsche Komödie sehen will. In Milwaukee dagegen ist die deutsche Schaubühne so festgegründet wie nur in einer Stadt Deutschland's. Zu einem alten Bestand einheimischer Künstler, die mit dem Leben des Milwaukee'r Deutschthums seit langen Jahren verwachsen sind, wie der Direktor Leon Wachsner, sein Kollege Ferdinand Welb, der verstorbene Julius Richard, Hermann Werbke und die tüchtige Schauspielerin Hedwig Beringer, kommen alljährlich eine Anzahl aus Deutschland zugewanderter Kräfte, die meist nur ein paar Jahre in Milwaukee bleiben, um dann in ihre Heimath zurückzukehren.[5]) Die Leistungen dieser Bühne sind denjenigen auf deutschländischen Theatern, abgesehen von den allerbedeutendsten, in jeder Hinsicht gleichzustellen, und stehen in künstlerischer Beziehung weit über den meisten englischen Gesellschaften. Man ist längst über die Nothwendigkeit hinaus gekommen, unsere deutsche Bühne mit einem anderen Maßstabe zu messen als man in Deutschland anlegen würde, sowie etwaige Mängel durch Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse zu entschuldigen. Das Beste ist den deutschen Theaterbesuchern Milwaukee's gerade gut genug.

5) Im Laufe der Zeit hat Milwaukee auch Gelegenheit gehabt, fast alle die berühmtesten deutschen Schauspieler, z. B. Possart, Kainz, Barnay, Hase, die Ellmenreich, Niemann-Rabe, kürzlich auch Sonnenthal, auf dieser Bühne zu bewundern.

Wie sehr die Direktion bemüht ist, dem Publikum eben dieses Beste zu liefern, geht unter Anderem daraus hervor, daß seit vielen Jahren es zur Regel geworden ist, ungefähr das Drittel der zur Aufführung gelangenden Stücke in Novitäten zu bieten. Die Erzeugnisse der modernen, gerade jetzt in so hoher Blüthe stehenden deutschen Theater-Dichtkunst werden in Milwaukee fast eben so schnell bekannt, wie in den Städten des alten Vaterlandes. Das eine Zeit lang bestehende Vorurtheil gegen die Werke der jungen Dichterschule, welches zum Theil wohl auf den unglückseligen, auch hier gangbaren Ausdruck der „Freien Bühne", mit dem Beigeschmack des Riskirten, in anderen Worten des Unmoralischen, zurückzuführen ist, hat jetzt so ziemlich einem besseren Verständniß Platz gemacht. Daneben werden einerseits die klassischen Stücke nicht vernachlässigt, und anderseits wird das Publikum auch von Zeit zu Zeit mit Berliner Possen und niedlichen Operetten amüsirt.

Das erste Heim, welches die dramatischen Musen in Milwaukee ihr eigen nennen konnten, war, wie schon im ersten Bande (siehe Kapitel 8) erwähnt, das alte Stadttheater an der Dritten Straße. Von dort siedelte das Theater nach dem an der Oneidastraße gelegenen Nunnemacher'schen Opera House über, und als dieses bald darauf durch Feuer zerstört wurde, errichtete Capt. Fred Pabst im Jahre 1890 an derselben Stelle ein prächtiges neues Gebäude, in welchem seither die deutsche Bühnenkunst eine ihrer würdige Stätte gefunden hat.

Seit vielen Jahren ist es für die Milwaukee'r deutschen Schauspieler Gebrauch geworden, gelegentlich in einer der kleineren Städte Wisconsin's eine Gastvorstellung zu geben. In den Achtziger Jahren pflegten die meisten der Mitglieder der Gesellschaft die Sommerferien in dem kleinen deutschen Dorf New Holstein, oder an dem nicht weit von dort liegenden Elkhart Lake zuzubringen. Dabei wurde denn auch ein bischen „gemimt", zum Entzücken der Einheimischen wie der Sommergäste, und in humorvoller Ferienstimmung pflegte die Künstlerschaar regelmäßig den durchgehenden Passagierzug am Bahnhof mit Musik und allerhand Ulk zu empfangen, so daß das harmlose Städtchen

bald dem staunenden Eisenbahnpersonal und den Handlungsreisenden als „Crazy-town" bekannt wurde.

In leichten Umrissen haben die Seiten dieses Kapitels versucht, von der deutschen Geselligkeit, dem Musikleben und dem Theaterwesen der Gegenwart ein Bild zu geben. Das Wisconsiner Deutschthum steht heute in dieser wie in anderen Beziehungen wiederum an der Grenze zweier Perioden, wie auch das Jahr 1870 einen solchen Abschnitt bildete. Mit jenem Jahre kam die Pionierzeit zu Ende. Heute hat die Zeit ihr Ende so ziemlich erreicht, wo der Kernpunkt des deutschen Lebens in der Thätigkeit der aus Deutschland eingewanderten, aber im neuen Vaterlande völlig eingebürgerten Elemente zu finden ist. Jetzt naht die Zeit, wo diese eingewanderten Volkstheile an Zahl und Wichtigkeit naturgemäß den Hiergeborenen weichen werden. Die mannigfachen und tiefgreifenden Aenderungen, welche dadurch im deutsch-amerikanischen Leben theils bereits eingetreten sind, theils sich augenfällig vorbereiten, müssen den Hauptinhalt eines eigenen, den Schluß dieses Werkes bildenden Kapitels ausmachen. Aber ehe wir dazu übergeben, ist es nöthig, Mancherlei nachzuholen, was in der jüngsten Zeit das deutsche Element des Staates auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens bewegt hat.

Elftes Kapitel.

Das letzte Jahrzehnt.

Die Wogen der Bennettkampagne, welche so viele der deutschen Stimmgeber der Republikanischen Partei entfremdet hatten, ließen auch in der Präsidentenwahl von 1892 noch ihre Nachwirkung spüren. Zum erstenmal seit dem Entstehen der Partei Lincoln's und Grant's gab Wisconsin, das einst der Bannerstaat der Sklavereigegner im Westen gewesen, seine Stimme für einen Demokratischen Präsidenten ab. Ebenso wurde der Demokratische Gouverneur Peck wiedergewählt, allerdings nur mit einer Pluralität von 7,707 Stimmen über seinen Republikanischen Gegner Spooner, während er im Jahre 1890 eine Pluralität von 28,320 Stimmen über Hoard, und eine Majorität von 11,627 Stimmen gehabt hatte. Diesmal wären allein die 9,640 für den Populisten Butts gefallenen Stimmen genügend gewesen, seine Pluralität zu vernichten, ganz abgesehen von den 13,265 Stimmen des Prohibitionisten Richmond.

Bei einer so knappen Wahl ist es natürlich unmöglich, mit Sicherheit festzustellen, was der ausschlaggebende Faktor gewesen ist. Es mag sein, daß die Freihandelsideen Cleveland's, die in der nationalen Kampagne im Vordergrund standen, genug Anhänger außerhalb der streng

Demokratischen Kreise fanden, um die Republikaner zu schlagen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die Nachwehen des Schulkampfes noch einmal der Demokratie den Sieg verliehen. Mit großem Geschick hatten die Spitzen der erfolgreichen Partei sich daran begeben, die neuerworbenen Freunde durch das Band der persönlichen Interessen an ihre Fahne zu kämpfen. Mochte den Führern der Anti-Bennett-Schaaren auch Nichts ferner gelegen haben, als durch ihre Agitation irgend welche Vortheile politischer oder pekuniärer Art zu erlangen, auf die Massen ihrer Anhänger hatte die dem Siege folgende Vertheilung der Beute doch ihre Einwirkung. In den Amtsstuben auf dem Kapitol, und wo sonst noch die Demokratie Aemter oder Aemtchen vertheilen konnte, fand man plötzlich die deutschen Lutheraner in Menge vertreten, so daß die irische Butterbrod-Brigade, die sich schon nach langem Hungern und Dürsten auf endliche Sättigung gefreut hatte, vor Wuth überschäumte. Die Gerechtigkeit fordert es, zu erwähnen, daß unter den Deutschen, welche auf diese Weise von der Peck'schen Demokratie in Subalternämter lanzirt wurden, kaum Einer war, der nicht in jeder Beziehung für seine Stellung befähigt gewesen. Die politische Wirksamkeit dieser „Beutepolitik" wird gewöhnlich von Idealisten gerade so sehr unterschätzt, wie ihr von dem gewöhnlichen Schlage der „praktischen" Männer zu viel Gewicht beigelegt wird. Jeder dieser lutherischen Beamten wurde unter seinen Freunden zum kräftigen Agitator für die Partei, der er sein Amt verdankte, und es mag recht gut der Fall sein, daß durch diesen klugen Zug der Leiter genug Stimmen bei der Demokratischen Partei festgehalten wurden, um ihr im Jahre 1892 noch einmal den Sieg zu geben, besonders wenn man bedenkt, daß die Erbitterung der vorigen Kampagne noch nicht aus den Herzen aller Theilnehmer verschwunden sein konnte.

Cleveland wurde also zum zweitenmal Präsident. Wenn die deutschen Demokraten während seines ersten Termins in ihrer Hoffnung getäuscht wurden, das deutsche Element an der Besetzung von höheren Ehrenämtern und wirklich einflußreichen Stellen betheiligt zu sehen, so

war in diesem Termin von Heranziehung deutscher Staatsmänner noch weniger die Rede. So ziemlich der einzige Posten dieser Art, welcher an einen mit dem deutschen Element in Fühlung stehenden Mann vergeben wurde, war der des Gesandten in Berlin. Diesen erhielt Edwin Uhl von Grand Rapids, Michigan, ein Verwandter des Herausgebers der New Yorker Staatszeitung. Die Wisconsiner Deutschen erhielten, wie vorher, eines der Bundesämter in Milwaukee. Der neue Zollkollektor im östlichen Distrikt war August Roß, der sich in der Bennettkampagne hervorgethan hatte. Sonst wurden von der Bundesverwaltung weder die alten deutschen Demokraten, noch die lutherischen Neu-Demokraten nennenswerth berücksichtigt.

Obgleich es entschieden klug gewesen wäre, wenn in dieser Beziehung die Demokratische Bundesregierung das Beispiel der Staatsverwaltung nachgeahmt und eine größere Anzahl von Deutschen in verschiedene Aemter gebracht hätte, so würde doch selbst das nicht genügend gewesen sein, Wisconsin dauernd bei der Demokratischen Fahne zu halten. Dies ging schon in der Wahl von 1892 klar daraus hervor, daß die Pluralität Peck's so sehr gegen die in der Bennettkampagne errungene abfiel. Die Meisten der Deutschen, welche im Jahre 1890 für das Demokratische Ticket stimmten, waren eben damit noch lange nicht Demokraten geworden. Sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die Republikanische Partei aufrichtig gewillt sei, die Schulfrage als abgethan zu betrachten, kehrten sie zu ihrer alten Liebe zurück. Seitdem ist freilich keine Wahl vorübergegangen, ohne daß von Seiten der Demokratie der mehr oder weniger offene Versuch gemacht worden wäre, das Gespenst des Bennettgesetzes wieder heraufzubeschwören, aber bisher ist dies ohne jeden Erfolg geblieben. Daß die Mehrzahl der früher Republikanischen Deutschen wieder zu ihrer alten Partei zurückgekehrt waren, zeigte sich unter Anderem bereits im Jahre 1893, als in Milwaukee eine Spezialwahl für Mayor nothwendig wurde. Der bisherige Bürgermeister, P. J. Somers, war in den Kongreß gewählt worden, um die durch Wahl des Abgeordneten Mitchell zum Bundes-

senator entstandene Vakanz zu füllen. Der neu erwählte Mayor war John C. Koch, ein deutscher Lutheraner, Mitglied der großen Eisenwaarenfirma John Pritzlaff & Co. Er war im Allgemeinen kein Politiker, hatte aber im Jahre 1892 als Kandidat der Republikaner für Vize-Gouverneur fungirt.

Bei der Wahl des Herrn Koch zum Bürgermeister spielte zum erstenmal ein Faktor seine Rolle, mit welchem während der nächsten Jahre alle Parteien im Staate, und besonders in der Metropolis, zu rechnen hatten. Das war der Geheimbund der American Protective Association. Derselbe wurde bereits erwähnt als die muthmaßliche Quelle des Bennettgesetzes und ähnlicher in anderen Staaten auftauchender Vorschläge. Ueber die Natur und die Zwecke dieser Organisation sind im Publikum noch immer sehr schiefe Ansichten verbreitet. Eine der weitest verbreiteten ist, daß dieselbe ein Abkömmling des alten Knownothing-Ordens sei und ähnliche Ziele verfolge. Das ist nur mit sehr bedeutenden Einschränkungen anzunehmen. Die Knownothings der fünfziger Jahre, wie auch die „Natives" einer noch früheren Zeit, richteten ihre Feindschaft in erster Linie gegen die Fremdgeborenen im Allgemeinen, ohne Unterschied welcher Konfession dieselben angehörten. Wenn ihre Agitation und Ausfälle zuweilen eine spezifisch anti-katholische Spitze zeigten, so lag dies in lokalen Verhältnissen begründet. An manchen Orten, wie in Boston, waren die Fremdgeborenen beinahe alle katholische Irländer, und hier waren die Nativisten anscheinend vor allen Dingen Feinde der katholischen Kirche. Aber anderwärts, wie z. B. in Louisville, waren sie den freidenkerischen Deutschen mindestens gerade so feindlich.

Mit der American Protective Association, oder wie sie im Volksmunde gewöhnlich heißt, der A. P. A. liegt die Sache etwas anders. Dies ist eine Vereinigung, deren Thätigkeit ausschließlich auf die Bekämpfung der katholischen Kirche und ihres nach Ansicht der Mitglieder verderblichen Einflusses auf weltliche Angelegenheiten gerichtet ist. Wenn Elemente, welche sich durch Fremdenhaß im Allgemeinen aus-

zeichnen, an manchen Orten innerhalb dieser Gesellschaft die Hauptrolle spielen, so ändert dies nichts an den Zielen der Organisation. Daß dieselbe keine nativistische, und insbesondere keine deutschfeindliche Vereinigung sein kann, erhellt schon aus der Thatsache, daß sie, in Milwaukee wenigstens, hauptsächlich sich aus deutschen Elementen rekrutirte. Wie alle derartigen Bestrebungen, die dem Geiste der amerikanischen Einrichtungen zuwiderlaufen und daher auch keine nachhaltige Wirkung besitzen, war die Blüthezeit der A. P. A. in Wisconsin eine kurze. Aber für einige Jahre entwickelte sich der Orden mit fabelhafter Geschwindigkeit und fand unter den deutschen Republikanern viele Anhänger.

Eigentlich ist dieser Geheimbund, trotz seines amerikanisch-patriotischen Namens, gar kein amerikanisches Gewächs, sondern stammt aus Irland und ist ein Auswuchs der alten Feindschaft zwischen den protestantischen Orangemännern und den katholischen Irländern. Dieser europäische Religions- und Rassenzwist wurde von Canada aus nach den Vereinigten Staaten importirt, und mußte sich hier natürlich ein amerikanisches Mäntelchen umhängen, wenn er irgend welche Hoffnung auf Gedeihen hegte. In Neu-England, wo er zuerst Wurzel schlug, bestand die Mitgliedschaft zumeist aus Schottisch-Irländern und deren Nachkommen. Wenn die Schulvorlagen, welche in den achtziger Jahren in so vielen Staaten auftauchten, wie als wahrscheinlich angenommen wird, auf die A. P. A. zurückzuführen sind, so waren sie jedenfalls nur auf die katholischen Gemeindeschulen gemünzt. Daß in Wirklichkeit die Protestanten von den Zwangsmaßregeln ebenso hart getroffen wurden, zeugt von der im Osten herrschenden Unkenntniß der Zustände westlich von den Alleghanies. Die Herren Gesetzfabrikanten in Boston hatten eben von der Existenz der Tausende von protestantischen Gemeindeschulen im Westen nicht die blasse Ahnung.

Wie dem immer sei, in Milwaukee war die Mehrzahl der Leute, die sich der A. P. A. anschlossen, von deutschem Geblüt. Nicht sehr viele, welche von Deutschland herübergekommen; aber die jüngeren, hier

geborenen Leute aus den turnerischen und der Kirche fernstehenden Kreisen, wie auch Protestanten, eilten in Schaaren in die dutzendweis gegründeten Logen. Einer der Grundsätze des Bundes war, keinem Katholiken seine Stimme für ein öffentliches Amt zu geben. Davon war der Schritt nicht weit zu der praktischen Auslegung, daß nur ein Mitglied die Unterstützung des Bundes erhalten dürfe. Sobald die politisch thätigen Leute die Stärke des Ordens erkannten, eilten alle, denen am Erfolg mehr lag als am Prinzip, sich demselben anzuschließen. Selbstverständlich hauptsächlich Republikaner; die Demokratischen Politiker wußten sehr wohl, wie sehr die Stärke ihrer Partei auf Unterstützung der Katholiken beruhte, und wie sicher eine dem Katholizismus antagonistische Stellung für einen Demokraten politischen Selbstmord bedeuten würde. Man darf annehmen, daß die Mehrzahl der hinzutretenden Mitglieder weit entfernt waren, jene engherzige, aber doch immerhin aufrichtige Katholikenangst zu theilen, welche den ursprünglichen Anhängern des Bundes innewohnte. Daher kam es, daß in demselben Maße, in welchem die A. P. A. eine starke politische Organisation wurde, ihre Gefährlichkeit für die Kirche abnahm. Die Katholiken jedoch geriethen eine Zeitlang in einen Zustand hochgradiger Aufregung, welche von den Demokraten mit Geschick, aber freilich ohne Erfolg benutzt wurde.

Es dauerte nicht lange, so war dieser so schnell entwickelte Geheimbund in Wirklichkeit eine Republikanische Hülfsmaschine geworden. In den Vorwahlen und Kaukussen des Jahres 1893, noch mehr aber in denen des folgenden Jahres, waren die Mitglieder des Ordens in Milwaukee, wie auch in anderen Städten, besonders in Racine und Superior, die unbestrittenen Sieger. Viele der Politiker, welche bisher in den einzelnen Wards die Führer gewesen waren, sahen sich auf einmal von Leuten bei Seite geschoben, die man bis dahin in der Politik gar nicht gekannt. Die lokale Parteiorganisation gerieth in die Hände der A. P. A. In Milwaukee waren sowohl der Vorsitzende des Republikanischen Countykomites Wm. H. Fiebrantz, wie auch der Sekretär Wil-

liam A. Fricke, eingestandener Maßen Mitglieder des Ordens. Von Seiten der Parteileiter im Staate: Payne, Spooner u. s. w., wurde, so weit bekannt, nichts gethan um dieser Organisation innerhalb der Partei Einhalt zu thun. Im Gegentheil, dieselben scheinen den Orden für ein bequemes Mittel gehalten zu haben, die durch die jüngsten Niederlagen etwas in Verfall gerathene Maschine wieder auszubessern. Diese Bereitwilligkeit, ein so zweifelhaftes Mittel zu benutzen, sollte sich binnen kurzer Zeit schwer rächen. Denn seit in den letzten Jahren die Republikanische Partei des Staates in zwei sich bitter befehdende Faktionen auseinandergefallen ist, folgt der La Follette-Flügel dem von den alten Führern gegebenen üblen Beispiel, und bedient sich anscheinend der geheimen Vereine zur Bekämpfung seiner Gegner.

Die Frühjahrs-Kampagne des Jahres 1894 begann in Milwaukee schon in der Mitte des Winters. In den Logen der A. P. A. wurden die Kandidaten aufgestellt, und die Ward-Caucusse sowohl wie die Stadt-Konvention hatten nichts weiter zu thun als die Beschlüsse des Geheimbundes zu registriren. Die wenigen Katholiken, meist Irländer, welche bisher der Republikanischen Partei angehört hatten, wurden geradezu mit Gewalt aus derselben hinausgetrieben. Sekretär Fricke zeigte ein ungewöhnliches Organisationstalent, und war der leitende Geist der Kampagne auf der Republikanischen Seite. Die Demokraten gründeten, um die unter den Katholiken herrschende Aufregung zu benutzen, eine Vereinigung, die sich „Columbian League" nannte, und die Bestrebungen der A. P. A. bekämpfen sollte. Zu Gunsten dieser Organisation dankte die reguläre Partei-Maschine praktisch ab. Zu ihrem Kandidaten für das Bürgermeisteramt erkoren die Columbier den jungen Rechtsanwalt Hermann Fehr, einen Turner und strammen Demokraten, der seit einigen Jahren als tüchtiges Mitglied des Stadtrathes gewirkt hatte. Der Rest des Tickets bestand aus Katholiken. Ein solcher war selbstverständlich auf dem Republikanischen Wahlzettel nicht zu finden. Der amtirende Bürgermeister Koch wurde als Kandidat wieder aufgestellt; er ist, so weit man weiß, niemals ein A. P. A.

gewesen. Aber die übrigen Kandidaten waren Mitglieder des Ordens. Das Republikanische Ticket wurde mit großer Mehrheit gewählt, und damit war, so weit Milwaukee in Betracht kommt, die durch die Bennettkampagne erzeugte Vorherrschaft der Demokratie wieder zu Ende. Der Einfluß der American Protective Association war in den Herbstwahlen dieses Jahres, sowie in der nächsten Stadtwahl wo möglich noch stärker als in der Frühjahrswahl von 1894. Dann traten andere Interessen in den Vordergrund, und die Macht des Ordens sank ebenso schnell wie sie gestiegen war. Heute finden viele der Wardpolitiker, die in den geheimen Sitzungen der A. P. A. das große Wort zu führen pflegten, es für angemessen, abzuleugnen, daß sie jemals dem Bunde angehörten. Die Mehrheit der Demokratie im Staate verwandelte sich im Herbste dieses Jahres in eine entschiedene Minderheit, hauptsächlich wohl als eine Folge der geschäftlichen Krisis von 1893.

Diese Vorgänge, welche ja eigentlich der Geschichte der Stadt Milwaukee und des Staates Wisconsin, und nicht im Besonderen der des deutschen Elementes angehören, sind deshalb mit einiger Ausführlichkeit behandelt worden, weil in dieser Bewegung zum erstenmal die leitende politische Rolle in Händen der hiergeborenen Deutschen lag. Noch in der Bennettkampagne waren die Führer des deutschen Elementes beinahe ausschließlich Deutschgeborene. Seit jener Zeit ist die jüngere Generation mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Den im Lande geborenen Kindern deutscher Eltern schließen sich einzelne Männer an, die zwar zu den Eingewanderten gehören, aber früh genug nach den Vereinigten Staaten kamen, um vollständig amerikanisirt zu werden und sich ganz als Amerikaner zu fühlen. Ohne die Folgen, welche diese neue Erscheinung auf den Charakter und die Thätigkeit des deutschen Elementes haben muß, im Einzelnen zu behandeln, soll nur auf einige der Thatsachen hingewiesen werden, welche in dieser Beziehung auf politischem Gebiete zu Tage treten.

Bis zum Jahre 1890 sind die Männer mit deutschem Namen, welche im öffentlichen Leben eine mehr oder weniger bedeutende Rolle

spielen, an Zahl zwar nicht gering, aber fast ohne Ausnahme waren sie ganz speziell Vertreter des Deutschthums. So einflußreich sie auch zu Zeiten erscheinen mögen, man sieht beinahe immer, daß sie diesen Einfluß nicht haben würden, wenn sie nicht den anderen Nationalitäten als die Repräsentanten der Deutschen gälten. Eine derartige Stellung ist einem ehrgeizigen Manne im Beginn seiner Laufbahn sehr von Nutzen. Sie bringt ihn schneller vorwärts. Aber mit der Zeit wird sie ihm zum Hemmschuh. Sie ist ihm im Wege wenn er seine eigene Persönlichkeit zur Geltung bringen will. Man befördert ihn nicht nach dem Maßstab dessen, was er selbst an Fähigkeiten und Verdiensten aufweisen kann, sondern man berechnet, wieviel man dem Element, dessen Vertreter er ist, zugestehen muß. Es ist oft als auffallend erwähnt worden, daß ein Staat mit so überwiegend deutscher Bevölkerung wie Wisconsin noch nie einen Deutschen in den Bundessenat geschickt und nur einmal einen deutschen Gouverneur gehabt hat, der noch obendrein bloß zum Vize-Gouverneur erwählt wurde, und nur durch den zufälligen Tod des erwählten höchsten Beamten an die Spitze gelangte. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären, wenn man das oben Gesagte im Auge behält. Das deutsche Element hatte stets Männer genug, die in solchen Aemtern dem Staate zur Zierde gereicht hätten. Ohne Andere zurückzusetzen, denke man nur an Leute wie Koeppen, Guenther, Winkler auf Republikanischer — Deuster, v. Cotzhausen oder Krez auf Demokratischer Seite. Aber alle diese Männer, vielleicht General Wintler ausgenommen, waren typische Repräsentanten des Deutschthums, und eben deshalb wurde es den nicht-deutschen Elementen schwer, anzunehmen, daß dieselben wirklich das gesammte Volk des Staates repräsentiren würden. Wenn es zu irgend einer Zeit den tonangebenden Politikern nothwendig geschienen hätte, solche oder ähnliche Vertreter des Deutschthums zu hohen Stellungen zu befördern, um die deutschen Stimmgeber bei der Partei zu erhalten, so würden sie keinen Augenblick gezögert haben, einen deutschen Senator- oder Gouverneurs-Kandidaten aufzustellen. Aber solche Umstände sind nie eingetreten, und die politische Carrière

der leitenden Deutschen ist daher so zu sagen niemals zum Abschluß gekommen.

Die zweite Generation der deutschen Politiker steht den nichtdeutschen Elementen sympathischer gegenüber. Sie gelten leichter als Amerikaner („ohne Bindestrich") und Bürger von Wisconsin. Sie können daher auch leichter, wenn die Zeit gekommen ist, an hervorragende Stellen treten. Während sie nicht mehr spezifisch Vertreter des deutschen Votums sind, wäre es jedoch irrig anzunehmen, daß sie alles, was an ihre Herkunft erinnert, vergessen hätten. Im Gegentheil. Wenn auch hier und da einer unter diesen jungen Deutsch-Amerikanern sich befindet, der sich der Schwierigkeiten, welche deutsche Eigenart dem politischen Erfolg entgegenstellt, so sehr bewußt ist, daß er versucht, seine deutsche Abkunft zu verhüllen, die Mehrzahl ist doch von deutschem Geiste beseelt und wünscht die edleren Charakterzüge ihrer Voreltern zum Allgemeinbesitz der amerikanischen Nation reifen zu sehen. Solcher Männer sind in den letzten Jahren eine ganze Anzahl in den Vordergrund getreten. Aus der langen Reihe, die voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten eine wachsende Rolle spielen werden, mögen einige hier erwähnt werden:

Da ist zunächst Emil Baensch von Manitowoc, zweimal Vize-Gouverneur des Staates (1895—1899), und immer noch einer der einflußreichsten Republikaner in Wisconsin; dann William H. Fröhlich von Washington County, von 1899 bis 1902 Staats-Sekretär; Theobald Otjen von Milwaukee und John J. Esch von La Crosse, Mitglieder des Kongresses; die Staats-Senatoren Julius Röhr von Milwaukee und Andrew Kreutzer von Wausau; ferner unter den Männern, die als Partei-Organisatoren von Gewicht sind, außer dem oben genannten Dr. Fricke, der nicht mehr im Staate wohnt, Theodor Kronshage, einer der hervorragendsten Kämpen auf der Seite des Gouverneurs La Follette in dem Streite der beiden Republikanischen Faktionen. Ein Zeichen der Zeit, wie sehr dies junge Element der Deutsch-Amerikaner neuerdings geneigt ist, in den Vordergrund zu drängen, ist

ebenfalls Charles F. Pfister, Adoptiv-Sohn des Begründers der großen Gerbereifirma Pfister & Vogel, welcher seit längeren Jahren als „Boß" und „Macht hinter dem Throne" auf Seite des Stalwart-Flügels anerkannt ist.

Manchem Leser wird es auffallen, daß unter den hier genannten Namen junger Deutsch-Amerikaner im öffentlichen Leben nur Republikaner zu finden sind. Es wäre jedoch wirklich schwer, in der jetzigen Zeit innerhalb der Demokratischen Partei Männer zu finden, welche eine ähnlich versprechende Stellung einnehmen. Zwar gibt es der jungen Demokratischen Politiker deutscher Abkunft in jedem Theile des Staates die Menge; aber bis jetzt hat noch Keiner von ihnen Gelegenheit gehabt, in demselben Grade wie seine Republikanischen Kollegen über die Grenzen seiner unmittelbaren Umgebung hervorzutreten. Dies hängt wohl damit zusammen, daß seit dem Jahre 1896 die Republikanische Partei eine geradezu überwältigende Mehrheit im Staate besitzt.

Wiederum war es zum großen Theile das deutsche Element, welches diesen Umschwung in den politischen Verhältnissen hervorbrachte. Als der Bryanismus, mit seiner Freisilberpolitik und sonstigen populistischen Neigungen, auf der Nationalkonvention zu Chicago die Oberhand gewann, da gab es kein Element der Bevölkerung, welches mit größerer Entschlossenheit den Kampf gegen die finanziellen Irrlehren aufnahm als das Deutsche. Jeder, welcher mit dem Charakter der deutschen Stimmgeber und ihrer Stellung in früheren Kampagnen, in denen die Währungsfrage eine Rolle spielte, auch nur oberflächlich vertraut war, konnte voraussehen, daß dieselben für die Doktrinen der Bryan-Demokratie nicht empfänglich waren. Daß aber selbst stramme Parteileute, wie Deuster, lieber zur Niederlage ihrer alten Freunde beitragen würden, als der Silberpolitik auch nur durch Neutralität Vorschub zu leisten, das hätte kaum Jemand erwartet. Doch so kam es. Trotz der größten Anstrengungen der Demokratischen Führer fiel das deutsche Votum in überwältigender Mehrheit für das Republikanische

National- und Staatsticket. Sogar das Gewicht der katholischen Kirche, bisher noch immer ein Hauptfaktor in allen Demokratischen Hoffnungen auf Erfolg, wurde diesmal ohne jede Zweideutigkeit für die sonst so unsympathischen Republikaner in die Wagschale geworfen.[1]) Die Furcht vor der A. P. A. trat zurück hinter der Besorgniß vor den unberechenbaren ökonomischen Folgen, welche eine so radikale Umwälzung des Münzsystems nach sich ziehen könnte, wie Bryan sie forderte. Die Republikaner erhielten im Staate eine Mehrheit von nicht weniger als 102,612 Stimmen über Bryan, gegen eine Pluralität von 51,900 für den Republikanischen Gouverneurs-Kandidaten Upham im Jahre 1894. McKinley erhielt beinahe alle deutschen Stimmen, auch die der Demokraten, die gegen Bryan fielen; denn der Kandidat der Gold-Demokratie konnte bloß 4,584 Stimmen auf sich vereinigen, trotzdem die bedeutendsten der Führer der alten Demokratie, wie Vilas und Bragg, für ihn in die Schranken traten. Die ganze Delegation des Staates im Kongreß wurde Republikanisch.

Durch den Ausfall dieser Wahl wurde klar bewiesen, was freilich des ausdrücklichen Beweises kaum bedurfte, daß speciell unter den Deutschen, von Wisconsin wie im ganzen Lande, sehr wenig Boden für die konfusen Lehren der Populisten zu finden war. Besonders in Betreff der Währungsfrage waren die Deutschen beinahe einstimmig. Ein Deutscher, der auf ökonomischem Gebiete zu radikalen Ansichten neigt, wird nicht Populist, sondern Sozialdemokrat. Die Sozialisten aber bekämpften die Freisilberideen mit genau derselben Schärfe wie die Republikaner. Von allen hervorragenden Führern der Deutschen gewann nur v. Cotzhausen es über sich, der auf Abwege gerathenen Demokratischen Partei treu zu bleiben und sogar in der Staatskonvention den Vorsitz zu führen. Robert Schilling, der allerdings kaum als Repräsentant irgend eines spezifisch deutschen Ele-

1) Monsignore Zeininger, der Generalvikar des Erzbischofs von Milwaukee, sprach sich in Interviews entschieden gegen Freisilber aus, und seine Darlegungen wurden vom Republikanischen Nationalkomite als wirksame Kampagneschrift verbreitet.

mentes gelten kann, erreichte in dieser Kampagne den Gipfel seiner Wichtigkeit im öffentlichen Leben. Nachdem die Demokratie so entschieden an den Populismus kapitulirt hatte, war es ganz angemessen, daß sie den Hauptvertreter dieser Bestrebungen für den Kongreß im Milwaukee'r Distrikt aufstellte. Selbst die extremsten Silberleute mögen aber doch wohl ein gelindes Gruseln gefühlt haben, als Schilling in seinen Kampagnereden weit über die autorisirte Silberlehre Bryan's hinausging und offen für uneinlösbares Papiergeld eintrat. Nationale „Berühmtheit" wurde ihm zu Theil durch den kuriosen Ausspruch, daß es ihm ganz gleich sei, ob der Münzfuß auf „Silber oder Sauerkraut" beruhe.

Nach der überwältigenden Niederlage der Demokratie im Jahre 1896 schien die Herrschaft der Republikanischen Partei im Staate auf viele Jahre hinaus gesichert. In dieser Generation wenigstens war ein so gründliches Verschieben des Personels der Parteien noch nie dagewesen. Man wußte kaum mehr, auf welcher Seite man seine persönlichen Bekannten in politischer Beziehung zu suchen habe. Der Ausdruck, ein Mann sei ein Demokrat, war nichtssagend geworden. „Was für ein Demokrat?" Darauf kam es an. Zum Ueberfluß gab es noch eine, wenn auch nur geringe Zahl von Silber-Republikanern. Die Demokratische Organisation war beinahe vernichtet. Die alten Kämpen der Partei, fast ohne Ausnahme, wollten mit dem Bryanismus nichts zu thun haben. Das allgemeine Interesse begann sich von dem Kampfe zwischen den Parteien weg und einem inzwischen ausgebrochenen Fraktionsstreit innerhalb der herrschenden Organisation zuzuwenden. Da schob die Weltpolitik eine ganz andere Klasse von Fragen in den Vordergrund; und wieder war es das deutsche Element, auf welches sich die Augen der Politiker richteten, in der begründeten Voraussetzung, daß es im Stande sein werde, den Ausschlag zu geben, wenn es annähernd einstimmig vorginge.

Die Fragen, welche durch den Spanischen Krieg von 1898 dem amerikanischen Volke zur Lösung vorgelegt wurden und wohl noch auf

lange Zeit hinaus die Geister beschäftigen werden, bilden einen ganz neuen Ausgangspunkt in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Fast zwanzig Jahre lang waren es Interessen ökonomischer Art gewesen, welche in den Parteikämpfen vom Volke Entscheidung forderten. Jetzt handelte es sich wieder um nationale Prinzipien, wie einst in den Tagen der Agitation gegen die Sklaverei und im Bürgerkrieg. Naturgemäß waren viele Stimmgeber geneigt, ihre Parteibeziehungen neu zu wählen; denn die Mehrzahl dringt nicht tief in fundamentale Unterschiede ein, sondern entschließt sich für die eine oder andere Partei, je nachdem die jeweiligen Vorlagen des Tages gefallen oder nicht. Es kann Jemand ein treuer Republikaner sein in Bezug auf Tarif- und Währungsfragen, und dennoch in Bezug auf „Imperialismus" und allgemeine Weltpolitik andern Ansichten huldigen. Ebenso mag Jemand Freihändler und Anhänger der Doppelwährung sein, und dennoch mit Leib und Seele für die neuen Anschauungen der Nation sich begeistern. So war es mit Recht zu erwarten, daß für die folgenden Jahre große Verschiebungen in den Parteiverhältnissen bevorstünden. Und die Demokratie schöpfte neue Hoffnung.

In Wisconsin, wie in anderen Staaten wo Deutsche in namhafter Zahl vertreten waren, erwarteten die Demokraten besonders von diesen Elementen neuen Zuwachs an Kraft. Allerdings haben sie bisher bittere Täuschung erlebt, aber trotzdem muß man zugestehen, daß ihre Hoffnungen berechtigt waren. Denn Vieles deutete in den ersten Jahren nach dem Spanischen Kriege darauf hin, daß in der Präsidentenwahl von 1900 die Mehrzahl der Deutschen auf Demokratischer Seite zu finden sein würde.

In der Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums, wie in derjenigen des ganzen Amerikanischen Volkes, bildet das Jahr 1898 wiederum einen Wendepunkt. Der Kampf zwischen den Freunden der „neuen" nationalen Politik und den „Anti-Imperialisten" ist in Wirklichkeit ein Kampf zwischen „Alt und Jung", wie er überall fast in jedem Menschenalter einmal ausgefochten wird. Bis vor wenigen Jahren waren

die leitenden Geister der Nation immer noch Männer gewesen, welche ihre Sporen im Kampfe gegen die Sklaverei errungen hatten. Ihre Ideale waren zum großen Theil noch aus den Anschauungen der französischen Revolution hervorgegangen. „Freiheit und Gleichheit, Demokratie und Menschenrechte" waren die Schlagworte, mit denen man die Herzen höher klopfen machte in jener Zeit, welcher sowohl die deutschen Achtundvierziger wie die amerikanischen Abolitionisten — ein Carl Schurz wie ein Senator Hoar — angehörten. Was an jenen Idealen für die Menschheit von dauerndem Werthe war, ist längst Allgemeingut der zivilisirten Welt geworden. Vielleicht darf man sagen, daß der Kernpunkt der damaligen Bestrebungen die Abschaffung aller bloß auf Gesetz basirten Ungleichheit war. Dieses Ziel ist erreicht. Im Prinzip wenigstens würde es heute keinem Menschen einfallen, dieses alte System der privilegirten Rechte zu vertheidigen, ob dasselbe nun die Form der Sklaverei oder die Form einer Regierung durch bevorzugte Individuen oder Klassen annimmt. Aber jene Kämpen für Menschenfreiheit schließen in den Kreis ihrer Ideale noch viele andere Dinge ein, welche jetzt der Kritik der neueren Generation verfallen. Sie nehmen an, daß alle Menschenrassen gleichwerthig, und Unterschiede in ihrer Entwickelung nur auf historische Faktoren zurückzuführen seien. Das glaubt die junge Generation nicht mehr, und stützt sich dabei auf was sie für wissenschaftlich bewiesene Thatsachen hält. Die Alten glauben, daß eine Repräsentativ-Verfassung das natürliche Recht jedes Volkes sei, und daß alle Menschen entweder schon jetzt zu einer solchen fähig sind, oder in wenigen Jahren dazu befähigt werden könnten. Das glauben die Jungen erst recht nicht mehr. Für die Alten ist der Begriff „Freiheit" etwas an sich Werthvolles, ein anzustrebendes höchstes Gut in der Politik; für die Jungen ist „Freiheit" nur noch ein Mittel zum Zweck, und der Zweck selber ist die höchstmögliche Entwickelung aller Kräfte der Menschheit. — Es kann nicht im Rahmen dieses Buches liegen, diese Unterschiede in der Weltanschauung im Einzelnen klarzulegen. Aber eine kurze Hindeutung schien für ein passendes Ver-

ständniß der politischen Ereignisse der letzten paar Jahre nothwendig. Die Ideale der neuen Generation verkörpern sich in der gegenwärtigen Politik, die sich an die Namen McKinley und Roosevelt knüpft; die alten Ideale finden Ausdruck im „Anti-Imperialismus". Daß die Vertreter der beiden Richtungen schon jetzt, wo der Kampf noch in vollem Gange ist, einander gerecht werden sollten, ginge über die gewöhnliche Menschennatur hinaus. Dem Vertreter der neuen Politik erscheinen die Anti-Imperialisten unamerikanisch, wenn nicht geradezu landesverrätherisch. Den Anhängern des Alten kommt die neue Generation wie aller Prinzipien und Ideale baar vor. Beide haben Unrecht. Es ist nur wiederum das sich ewig wiederholende Spiel des Versinkens und Erstehens:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Dieses Ringen ist nicht auf die Vereinigten Staaten beschränkt; es spielt sich ab in der ganzen civilisirten Welt. Die Deutsch-Amerikaner stehen im dichten Gewühle des Zeitenkampfes, und deshalb müssen auch sie an der Lösung der neuen Probleme mitarbeiten. Aber weil sie in nationaler Beziehung eine Doppelstellung einnehmen, so gestaltet sich in mancher Hinsicht der Kampf für sie anders als für die übrigen Elemente des Amerikanischen Volkes. Diese besonderen Phasen des Streites bilden den Inhalt der letzten vier Jahre deutsch-amerikanischer Geschichte auch in Wisconsin.

In den Vereinigten Staaten nimmt das neue Ideal unter Anderem die Form eines auf's Höchste gesteigerten Nationalgefühls an. Mehr als je fühlt sich der junge Amerikaner als Glied einer Nation, die in seiner Ansicht jeder anderen an Werth voraus ist. Ein derartiges Gefühl hat vor dem scharfen Messer des analysirenden Verstandes keine Berechtigung. Die amerikanische Nation hat, wie auch andere Nationen, gewisse starke und mancherlei schwache Seiten. Vor allen Dingen ist sie noch gar nichts Abgeschlossenes, sondern ein erst im Werden begriffener Organismus. Das neuerstarkte Nationalgefühl kehrt sich aber an logische Schlüsse nicht. Es ist ein Vorurtheil, ein den ganzen Menschen

meisterndes Gefühl, und es ist sogar möglich, von diesem Gefühl in seinem Handeln beeinflußt zu werden, trotzdem man theoretisch zugibt, daß es durch Argumente nicht zu rechtfertigen ist. Für die große Mehrzahl der eingewanderten Deutschen scheint es aber auch ganz unmöglich zu sein, diesen modernen nationalen Enthusiasmus mitzufühlen. Sie sind gewiß patriotische Amerikanische Bürger, die das Beste des Landes wollen, und gegebenen Falles bereit wären, Gut und Blut für dasselbe einzusetzen, selbst im Kampfe gegen das alte Vaterland — wenn so etwas je nothwendig würde. Aber ihr Patriotismus beruht im letzten Grunde auf dem kalten Verstand. Sie wissen, daß es ihre Pflicht ist, gute Amerikanische Bürger zu sein; sie haben auch gelernt, daß dies Land werth ist geliebt zu werden; mit der Zeit ist auch durch Gewöhnung und die Erfahrung eines langjährigen hier verbrachten Lebens das Herz auf Seiten Amerika's engagirt worden. Jedoch ihr Patriotismus ist kein instinktiver, wie der des Eingeborenen.

Die Kinder dieser Eingewanderten, welche hier geboren oder in jungen Jahren nach Amerika kamen, sind selten im Stande, die eigenthümliche Kühle des Deutschamerikanischen Patriotismus zu verstehen. Derselbe irritirt sie. Er treibt sie zu dem Schlusse, daß die alten Herren doch keine richtigen Amerikaner sind. Sie fangen an zu argwöhnen, daß im Falle eines Konfliktes mit Deutschland am Ende doch die Sympathieen ihrer Eltern auf Seiten des Landesfeindes stehen würden. Dann tritt die Furcht hinzu, daß man sie etwa gar, weil sie Kinder deutscher Eltern sind, auch für fähig halten könne, unamerikanische Sympathieen zu hegen, und um solchen Vorwurf unmöglich zu machen, tragen sie ihre Nationalität geflissentlich zur Schau. Dies ist wohl der psychologische Vorgang, in Folge dessen ein sehr großer Prozentsatz der hiergeborenen Deutschen auf die Seite eines extremen Jingothums getrieben worden ist. Diese Thatsache ist im Interesse des Deutschthums zu bedauern. Sie ist aber nicht wegzuleugnen und hat bereits auf dem Felde der Lokalpolitik, besonders in Milwaukee, recht merkwürdige Blüthen getrieben, wie wir weiter unten sehen werden.

Im Allgemeinen mag es für die gesunde Entwickelung der nationalen Politik gar nicht so übel sein, daß ein so einflußreiches Element wie das Deutsche existirt, welches sich von keiner Aufwallung des nationalen Enthusiasmus zu Schritten verleiten läßt, die eine ruhige Prüfung nicht aushalten können. „Kühl bis an's Herz hinan", das charakterisirt den Standpunkt des deutschen Elementes in seiner Gesammtheit gegenüber Allem, was seit vier Jahren auf dem Felde der auswärtigen Politik geschehen ist. Gerade diese Kühle hat übrigens auch die Hoffnungen der Demokraten zu Schanden gemacht. Konnten die Deutschen sich nicht für Expansion und Kolonialpolitik begeistern, so waren sie ebenso wenig geneigt, sich durch Karl Schurz und andere Wortführer der Anti-Imperialisten für Bryan und die moderne Demokratie enthusiasmiren zu lassen. Sie dachten an die freie Silberprägung und blieben bei den Republikanern, wenn ihnen auch die Annexion der Philippinen nicht besonders gefiel, und sie sich über die Hetzereien der Anglomanen gegen Deutschland ärgern mußten.

Schon in den Tagen, welche der Kriegserklärung gegen Spanien vorausgingen, war diese Zurückhaltung der Deutschen zu spüren, besonders was die Presse anbelangt. Während die Jingos im Kongreß gegen die Spanier wetterten, und den Präsidenten angriffen, weil er nicht sofort Krieg anfing, standen die deutschen Zeitungen auf Seiten der Administration. Während in vielen Städten Massenversammlungen gehalten wurden, in denen man zum Kriege drängte, dachte im deutschen Milwaukee kein Mensch an Derartiges. Als der Krieg erklärt war, hielten die meisten deutschen Redakteure immer noch dafür, daß derselbe hätte vermieden werden können. Nachdem jedoch die Feindseligkeiten einmal eröffnet waren, standen auch die Deutsch-Geborenen pflichtgetreu zur Fahne.

Die Feindseligkeiten mit Spanien waren noch nicht vorüber, da begannen bereits Intriguen von Seiten Englands, welche die Vereinigten Staaten in ein Bündniß verwickeln sollten, dessen Vortheile ausschließlich auf Seiten der Engländer und dessen Spitze hauptsächlich

gegen Deutschland gerichtet gewesen wäre. Daß die Deutschamerikaner von einer derartigen Politik Nichts wissen wollten, war selbstverständlich. Daß übrigens die Gefahr eines solchen in weiter Ferne lag, würde wohl Jedermann klar gewesen sein, wenn es nicht die Politik der Demokratie erheischt hätte, mit Hülfe dieses Schreckgespenstes die Deutschen der Republikanischen Administration abwendig zu machen. Jedes mögliche Agitationsmittel wurde benutzt, die Gefahr so drohend wie irgend möglich hinzustellen. Viele der Deutschen ließen sich eine Zeit lang von diesen Intriguen bethören, und in verschiedenen Städten wurden deutsche Massenversammlungen abgehalten, in denen man gegen ein Bündniß mit England protestirte. Die bedeutendste dieser Demonstrationen war die in Chicago am 28. März 1899, an welcher sich sowohl Republikaner wie Demokraten betheiligten. Daß durch diese Demonstrationen das Deutschthum sehr leicht in eine schiefe Stellung gebracht werden konnte, indem sie den Schein erweckten, als ließen sich die Deutschen in ihrer Stellung zur auswärtigen Politik durch die Interessen der alten Heimath bestimmen, daran dachten entweder die Veranstalter nicht, oder sie schenkten ihm keine Beachtung. Und doch hätte schon die eine Thatsache sie stutzig machen können, daß bei jener Chicagoer Versammlung Sympathie-Telegramme einliefen von der Gaelic Society in New York, dem Ancient Order of Hibernians und ähnlichen irischen Organisationen, die notorisch sich zum Hauptzweck machen, „den Britischen Löwen in den Schwanz zu kneifen", und nebenbei mit der Demokratischen Parteileitung eng liirt sind. Daß hinter der ganzen Agitation, wie auch ein Jahr später hinter der lebhaften Sympathie für die Boeren, die Hoffnung der Demokratie auf Stimmenfang bei den Deutschen zielte, ging unter Anderem daraus hervor, daß der Demokratische Kongreß-Repräsentant Lenz von Ohio, ein Sohn deutscher Eltern, es eine Zeit lang geradezu zu seiner Aufgabe machte, diese Agitation zu betreiben. Er kam auch nach Milwaukee und hielt eine Rede in der Westseite-Turnhalle. Ebenso war der Hauptmacher bei den Versuchen, die Administration durch unmögliche For-

derungen in Bezug auf Intervention in Südafrika in die Enge zu treiben, ein Demokratischer Kongreßabgeordneter mit deutschem Namen, Sulzer von New York.

Im Gegensatz zu anderen Städten, wo das Deutschthum stark vertreten ist, ließen sich die Milwaukee'r Deutschen auf derartige Extravaganzen nicht ein. Der Versuch wurde zwar von auswärts her gemacht, auch hier eine Demonstration gegen das angeblich geplante, oder am Ende gar schon im Geheimen abgeschlossene Bündniß mit England in Szene zu setzen. Aber der Plan fand keine günstige Aufnahme und kam nicht zur Ausführung. Die Gründe für dies ablehnende Verhalten wurden von General Winkler in klarster Weise in einem Schreiben an den „Sentinel" auseinander gesetzt, und seine Ausführungen fanden allgemeinen Beifall. Auf der anderen Seite jedoch stand die deutsche Presse Wisconsins in keiner Weise hinter den Kollegen in anderen Staaten zurück, wenn es galt die ungerechtfertigten Angriffe zurückzuweisen, welche von London aus systematisch auf Deutschland gemacht wurden, und dahin zu streben, daß die nach dem Spanischen Kriege unstreitbar bestehende Gereiztheit nicht zu einem Bruche zwischen der Amerikanischen und der Deutschen Nation führte. Daß diese Gereiztheit allmählich verschwunden ist und seit dem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen, im Frühling 1902, sogar einer ungewöhnlich warmen Stimmung Platz gemacht hat, ist nicht zum Wenigsten der Arbeit der deutsch-amerikanischen Presse zu verdanken.

Die gegen die neue Weltpolitik gerichtete Opposition der „Alten", wie sie sich unter den Deutschen des Landes besonders in Karl Schurz und Emil Praetorius, dem Redakteur der Westlichen Post in St. Louis, verkörperte und die Reizung des Deutschthums durch die künstlich genährte Aufregung über ein anglo-amerikanisches Bündniß, ließen die Demokraten mit größerer Hoffnung in den Wahlkampf von 1900 treten, als die Verhältnisse sonst gerechtfertigt hätten. In Wisconsin hatten sie schon im Jahre 1898 die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, wenigstens die deutschen Demokraten wieder an das alte Banner

zu fesseln. Zu diesem Zwecke waren auf dem Demokratischen Wahlzettel nicht weniger als drei deutsche Namen zu lesen. P. V. Deuster, vielleicht der populärste unter den alten deutschen Anhängern der Partei, wurde Kandidat für das Amt des Vize-Gouverneurs, obgleich zwei Jahre zuvor sein Blatt, der „Seebote", nach langem Schwanken in zahmer Weise für McKinley und Gutgeld eingetreten war. William H. Schulz von Fond du Lac, ein junger Mann mit lutherischen Verbindungen, wurde für Staats-Schulsuperintendent, und John F. Schindler von Milwaukee für Versicherungs-Kommissär nominirt. Es mag sein, daß durch diese und ähnliche Manöver eine Anzahl der abgefallenen Deutschen zur Demokratie zurückgeführt wurden. Die Mehrheit des Republikanischen Gouverneurs-Kandidaten Scofield sank sogar auf 37,784 gegen 95,724 im Jahre 1896. Aber es ist schwer zu sagen, wie viel davon auf Rechnung des mittlerweile entbrannten Fraktionskampfes in der Republikanischen Partei und einen „Bolt" seitens der Anhänger La Follette's zurückzuführen ist. Jedenfalls blieben die Demokratischen Mehrheiten in den südöstlichen Counties wie Washington, Dodge und Ozaukee, den alten Hochburgen der Demokratie, sehr hinter den Erwartungen zurück, und wie im Jahre 1896 war die Demokratie in der Kongreß-Delegation des Staates gar nicht vertreten.

Die Gewinnung der deutschen Stimmen, nicht nur der alten Demokraten, sondern auch der „anti-imperialistischen" Republikaner, war wiederum im Jahre 1900 die einzige Hoffnung der Demokratie in Wisconsin. Die deutsche Presse hatte mit seltener Einmüthigkeit die „imperialistischen" Strömungen bekämpft. Die Demokratischen Blätter waren darin naturgemäß etwas weiter gegangen, aber auch die Republikanischen Zeitungen, welche von der Forderung, die Philippinen ohne Weiteres sich selbst zu überlassen, Nichts wissen wollten, waren doch entschiedene Gegner einer dauernden Besitzergreifung der Inseln. Groß war daher die Enttäuschung der Demokraten als trotzdem, nach der Wiedernominirung Bryan's, nicht nur die alten Republikanischen Blätter, sondern auch eine Anzahl Demokratischer erklärten, daß ange-

sichts der Freisilber-Gefahr McKinley abermals ihre Unterstützung erhalten müsse. Von dieser Zeit an war offenbar in den leitenden Kreisen der Demokratie die Hoffnung geschwunden, in Wisconsin siegen zu können. Der Wahlkampf wurde ohne großen Enthusiasmus und mit sehr wenig Hülfe von Seiten der nationalen Parteileitung geführt. Mehrere der Kandidaten auf dem Staatsticket warfen die Flinte so offen in's Korn, daß sie in der Mitte des Kampfes den Staat verließen und in Landestheilen, wo für die Demokratie mehr auf dem Spiele stand, an der Kampagne für Bryan theilnahmen. Was sich in Wisconsin an Energie und Enthusiasmus zeigte, war zum größten Theil der Persönlichkeit des Demokratischen Gouverneurs-Kandidaten gutzuschreiben. Dies war Louis G. Bohmrich, ein junger deutscher Rechtsanwalt von Kenosha, aus Koeln am Rhein gebürtig, und noch nicht allzu lange in Wisconsin ansässig. Von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und einem ungewöhnlichen Fond von Energie beseelt, dabei von volksthümlicher Rednergabe, war er gerade der richtige Mann, unter so schwierigen Umständen das Beste zu leisten, was eben für die Demokratie im Staate zu leisten war. Daß die Niederlage selbst die von 1896 noch übertraf, war in keiner Weise Bohmrich beizumessen. Das Republikanische Nationalticket siegte mit 106,597 Stimmen.

Der Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen, welcher in der nationalen Politik so klar zu Tage tritt, und welcher sich innerhalb des deutschen Elementes als ein Widerstreit der Eingewanderten und der Hiergeborenen äußert, spielte auch in der Lokalpolitik von Milwaukee eine Rolle. Mayor Koch hatte zu seinem Amtsnachfolger William F. Rauschenberger erhalten, einen tüchtigen deutschen Geschäftsman, und gleich Koch dem lutherischen Elemente angehörig. Sowohl Koch wie Rauschenberger waren ihrem Amte in jeder Beziehung gewachsen, außer in Einer: Sie waren keine gewandte Redner in der englischen Sprache. Dem jüngeren Elemente in der Stadt, und zwar den jungen Deutschen vielleicht noch in höherem Grade als den Nicht-

deutschen, war dies peinlich. Man wünschte, und nicht ohne Berechtigung, an der Spitze der Verwaltung einen Mann, der das Gemeinwesen nach außen hin glänzend zu repräsentiren vermochte. Die hiergeborenen Deutschen im Besonderen waren empfindlich. Wer nicht fließend Englisch sprach, der war in ihren Augen kein richtiger Amerikaner. So verbreitete sich denn gerade unter dem jungen deutschen Elemente der Ruf: Keinen Deutschen zum Mayor! Als nun im Jahre 1898 die Demokraten in David S. Rose einen Kandidaten aufstellten, der jene Eigenschaften, welche Rauschenberger fehlten, in ungewöhnlich hohem Grade besaß, obschon er an sittlichem Werthe unendlich hinter ihm zurückstand, da fielen ihm die jungen Männer in Schaaren zu. Allerdings war die Niederlage der Republikaner nicht diesem Umstande allein zuzuschreiben. Der verhängnißvolle Faktionsstreit, der noch heute alle Republikanischen Erfolge in Stadt und Staat in Frage stellt, spielte bereits in jenem Jahre in die städtischen Verhältnisse hinein. Aber jene paradoxe Animosität der Deutschen gegen Deutsche war eine der Ursachen des Demokratischen Sieges in einer Stadt, die in nationalen Fragen in letzterer Zeit überwiegend Republikanisch ist. Der unterlegene Kandidat William Geuder war zwar in Milwaukee geboren, wurde aber doch als ein typischer Deutscher betrachtet, und das mit vollem Recht. Bei der nächstfolgenden Stadtwahl, im Jahre 1900, war der Republikanische Kandidat der aus Thüringen gebürtige Henry Baumgaertner. Ihm ging noch mehr wie seinen Vorgängern eine gründliche Kenntniß des Englischen sowohl wie der Schliff der äußeren Form ab, und abermals trug dieser Umstand ein reichliches Theil zu seiner Niederlage bei. Im Jahre 1902 war es stillschweigende Uebereinkunft, daß man an einen deutschen Mayorskandidaten gar nicht denken dürfe. Mittlerweile aber hatte der in allen Demagogenkünsten erfahrene Rose sich einen so großen Anhalt unter dem jüngeren Element und den „professionellen Politikern" gesichert, und war der Republikanische Bruderzwist zu solcher Bitterkeit angewachsen, daß er mit größerer Mehrheit als je zuvor zum dritten Male zum Mayor erwählt

wurde. Die Einzelheiten dieser interessanten Vorgänge gehören nicht in den Rahmen dieses Werkes.

Man kann von einer Schilderung des politischen Lebens der Deutschen Wisconsin's nicht wohl Abschied nehmen, ohne wenigstens kurz noch einiger Männer zu erwähnen, welche seit Jahren in demselben eine mehr als gewöhnliche Rolle gespielt, wenn sie auch niemals in der ersten Reihe der Streiter gestanden haben. Vor Allen Henry Fink und Gustav Kuestermann. Beide sind Republikaner, und Beide haben seit vielen Jahren einen großen Theil ihrer Kräfte der Agitation für Republikanische Prinzipien gewidmet. Fink ist der Aeltere. Er kam als junger Mann nach den Ver. Staaten, und machte den Bürgerkrieg mit, in welchem er sich den Capitänsrang erwarb. Er ist ein ungewöhnlich begabter Volksredner, der in deutscher wie in englischer Sprache gleiche Wirkungen erzielt, und seit fünfundzwanzig Jahren in jeder Kampagne, nicht nur in Wisconsin, sondern auch in anderen Staaten, für seine Partei gekämpft hat. Unter dem Präsidenten Harrison war er Bundesmarshall, und McKinley ernannte ihn zum Binnensteuer-Kommissär für den östlichen Distrikt des Staates.

Gustav Kuestermann, der im Alter von 18 Jahren aus Detmold nach Amerika kam, wohnt in Green Bay. Auch er ist in Wort und Schrift gleich befähigt, für seine politische Ueberzeugung einzutreten, und hat sich in weiten Kreisen Einfluß errungen. Nachdem er eine ganze Anzahl von Lokalämtern, einschließlich der Postmeisterstelle von Green Bay, bekleidet hat, ist er neuerdings durch den Gouverneur La Follette zu einem Mitglied der Aufsichtsbehörde über die gemeinnützigen Staats-Anstalten ernannt worden.

Ein dritter Name, welchen man nicht füglich auslassen kann, ist der des leider vor wenigen Jahren zu früh verstorbenen Julius Goldschmidt. Derselbe war nicht nur ein hervorragender Geschäftsmann in Milwaukee, sondern auch einer der einflußreichsten Deutschen Republikaner des Staates. Im Jahre 1896 machte er sich besonders verdient durch seine Leitung der fremdsprachlichen Abtheilung im Republika-

nischen Nationalkomite. Zum Dank ernannte ihn Präsident McKinley zum Generalkonsul in Berlin. Schon unter Harrison hatte er das Amt des Generalkonsuls in Wien bekleidet.

Schließlich mag hier noch, auf Demokratischer Seite, Theodor Kersten genannt werden. Derselbe ist Bankier in Chilton. Er hat zwar nie ein bedeutenderes Amt bekleidet, aber seiner Partei mit Rath und That viele tüchtige Dienste geleistet. Er ist einer der leitenden Geister in dem Laienelement der Katholischen Kirche.

Mit dem Ende dieses Kapitels ist die Schilderung Deutschamerikanischen Lebens in Wisconsin bei den gegenwärtigen Tagen angelangt. Es bleibt nur noch übrig, in einer abschließenden Besprechung den Versuch zu machen, die aus der Vergangenheit erwachsenen Resultate zu erkennen, und die gegenwärtig sich abspielenden Entwickelungs-Prozesse zu würdigen.

Zwölftes Kapitel.

Vergangenheit — Gegenwart — Zukunft.

In dem Entwickelungsgange eines Volkes giebt es keine scharf begrenzten Abschnitte. Ein jeder Tag ist eine Uebergangsperiode. Neues sproßt zu aller Zeit kräftig empor, während noch viel des Alten in ungeschmälerter Lebensfähigkeit dasteht. So ist es auch in der Geschichte der Deutsch-Amerikaner Wisconsins. Die von uns getroffene Eintheilung dieses Buches ist mehr durch den Charakter der wirkenden Persönlichkeiten als durch Zeitabschnitte bedingt. Man kann nicht wohl behaupten, daß diese oder jene Periode mit gewissen Jahren ihr Ende erreicht habe. Der Umwandlungsprozeß ist so allmälich, daß er für das Auge des Zeitgenossen kaum bemerklich verläuft, aber trotz alledem ist er stetig und unaufhaltsam. Wie die Gegenwart im Vergleich zur Vergangenheit, so wird auch die Zukunft des Deutsch-Amerikanischen Volkslebens ein wesentlich anderes Gepräge aufweisen, als die heutigen Tage; schon deshalb, weil die Hiergeborenen eine weit größere Rolle spielen werden als bisher. Es ist naturgemäß, daß die angedeuteten Perioden, mit dem veränderten Standpunkt und Gesichtskreis ihrer Zeitgenossen, anderen Charakter aufweisen und andere Ziele sich zu eigen machen. In diesem Schlußkapitel des Längeren

auf Einzelheiten einzugehen, muß uns fern liegen. Der denkende Leser wird wohl im Stande sein, aus den angeführten Thatsachen seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Nur der Unterschiede zwischen damals und jetzt sei hier Erwähnung gethan:

Die Stellung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten, und insbesondere die Frage, bis zu welchem Grade man versuchen sollte, die deutschen Charakterseiten festzuhalten, ist in allen gebildeten deutschen Kreisen ein häufiges Gesprächsthema und man hört die allerverschiedensten Ansichten — von der extremsten Deutschthümelei bis zum Entschluß, eine jede an deutsche Abkunft erinnernde Spur verwischen zu wollen. Wie es in der Menschennatur liegt, verläuft eine solche Herz und Verstand gleich sehr berührende Diskussion nicht immer ohne Bitterkeit. Besonders sind es die Extremen auf beiden Seiten, welche in fanatischen Eifer zu verfallen pflegen und dem Andersgesinnten nur zu gern den Charakter des Ehrenmannes absprechen. Daß der Mensch sich im Allgemeinen wenig durch theoretische Erwägungen bestimmen läßt und sein Leben und Denken — sein Thun und Handeln — von Fall zu Fall den Umständen anpaßt, wird meistens aus dem Auge gelassen.

Der Geschichtsschreiber hat mit einem solchen Meinungsstreit wenig oder nichts zu thun. Er stellt nur die Thatsachen fest — die Dinge wie sie sich allmälich entwickeln und dem Auge des Beobachters objektiv aufdrängen.

Daß die Jetztzeit geneigt ist, ihre Aufgabe anders aufzufassen als ihre Vorgänger, ist nicht zu bestreiten. Die Mehrheit der „Alten" — das heißt: der vor dem Bürgerkriege Eingewanderten, war augenscheinlich von dem Gefühl durchdrungen, daß man sehr gut ein braver Deutscher und zu gleicher Zeit doch ein rechter Amerikaner sein könne. In diesem Sinne haben sie gehandelt und was sie geleistet, muß im Lichte dieses Standpunktes beurtheilt werden. Daß sie Tüchtiges erstrebt und erreicht, haben die voraufgehenden Kapitel gezeigt. Ob die zukünftige Entwickelung des Staates die Bahn verfolgen wird, welche die beiden ersten Generationen der Deutschamerikaner im Auge hatten,

kann für die Beurtheilung des Werthes derselben von keinerlei Bedeutung sein. Die blühenden Saatfelder Wisconsins, die Schornsteine der Fabriken, die Monumentalbauten der Städte, Verkehrswege aller Art, das reiche Volksleben, die schaffensfreudige Thätigkeit auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, das Alles zeugt von der Tüchtigkeit dieser Männer und Frauen, welche sich dadurch ein Denkmal gesetzt haben, an dem alle Wandlungen künftiger Zeiten nichts ändern werden. — Bei dem großen Prozentsatz der deutschen Einwanderung damaliger Zeit und ihrem hohen Bildungsgrad, konnte ein solches Element nicht verfehlen, Wisconsin ein entschieden deutsches Gepräge zu geben. Der Einfluß deutschen Wesens war auf allen Gebieten ersichtlich. Nur in politischer Beziehung hörte der Eingewanderte nach wenigen Jahren auf, ein Deutscher zu sein. Sobald das erste unbehagliche Gefühl des Fremdseins überwunden, wurde mit verschwindenden Ausnahmen der Deutsche zum loyalen Amerikanischen Bürger. Wie seine materiellen Interessen, und im Laufe der Zeit seine Familien- und Freundschaftsbande ihn enger an die neue Heimath knüpften, während die persönlichen Beziehungen zu Deutschland schwächer wurdem, so wuchs auch sein Stolz auf das Amerikanische Bürgerthum. Im Uebrigen blieb er — wie gesagt — durchweg deutsch.

In den Siebziger und Achtziger Jahren folgte diesen früheren Ankömmlingen eine andere Generation, welche geistig unter dem Eindruck des Deutsch-Französischen Krieges und der Wiederherstellung des Deutschen Reiches stand.

Unter den neuen Eingewanderten befand sich eine zwar verhältnißmäßig kleine, aber immerhin genügende Zahl von gebildeten und begabten Männern, aus denen Führer erwachsen und allmälich an die Stelle der alternden Achtundvierziger und ihrer Zeitgenossen treten konnten. Eine scharfe Wendung oder Aenderung in der Stellung des Deutschen Elementes ist jedoch in Folge dessen nicht wahrzunehmen. Die neuen Führer waren im Ganzen von demselben Geiste erfüllt, wie ihre Vorgänger; etwas abgeklärter vielleicht, weniger radikal, mehr den

gegebenen Verhältnissen Rechnung tragend, aber doch im Ganzen fortbauend auf der Grundlage der Achtundvierziger, deren ursprünglicher Radikalismus ja auch längst gemäßigt worden war. Von einem entschiedenen Gegensatze zwischen den älteren Führern und den jüngeren war demnach nichts zu spüren. Die älteren Männer fanden vielmehr an der neuen Generation einen erwünschten Zuwachs an Kraft. Dies war eine der Ursachen, welche in vieler Beziehung die Achtziger Jahre zu einer zweiten Blüthezeit deutscher Bestrebungen und Sonderart machten. Andere Umstände begünstigten eine solche Erscheinung. An die Stelle der beschränkten Mittel, welche in der ersten Periode des Deutschthums ein überall vorhandenes Hinderniß gewesen waren, hatte die schnelle Entwickelung eines Menschenalters weit verbreitete Behäbigkeit und selbst Reichthum gesetzt. Damit kam Muße und bald auch die Neigung, einen Theil seiner Zeit und Energie gemeinnützigen Bestrebungen zu widmen. Dies war, wie in den voraufgegangenen Kapiteln gezeigt wurde, die Periode der Bankette und Empfänge zu Ehren von geistigen Größen, wie Brehm, Bodenstedt und manchen Anderen. Dies war auch die Zeit, da in Milwaukee die deutsche Malerkolonie einen frischen Zug in die gesellschaftlichen Kreise brachte, während sie zu gleicher Zeit dem Kunstverständniß vielfältige Anregung gab. Es war die Zeit, in welcher die Deutsche Gesellschaft gegründet wurde und sich in energischer Weise im öffentlichen wie im geselligen Leben zur Geltung brachte. Es war ferner die Zeit der ersten deutschen Kongreß-Abgeordneten — Deuster und Guenther — gar nicht zu erwähnen der vielen Begebenheiten von geringerer Bedeutung. Es war eine schöne Zeit für das Deutschthum, und gar manche der Herren und Damen aus „Alter Zeit" empfanden die neue, geistige Regsamkeit als eine Verklärung ihres Lebensabends.

Aber es lag in der Natur der Dinge, daß diese schöne Periode nur von kurzer Dauer sein konnte. Die ältere Generation nahm rasch an Zahl ab; die Neu-Eingewanderten assimilirten sich schnell in einem viel höheren Maße als ihre Vorgänger gethan hatten. Von noch

größerer Bedeutung aber war es, daß mehr und mehr die führenden Stellen im geschäftlichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Leben von dem hier geborenen Nachwuchs eingenommen wurden.

Obgleich der Prozentsatz der im Auslande geborenen Deutschen im Staate, und besonders auch in der Metropolis, heute nicht wesentlich geringer ist als vor dem Kriege,[1]) so ist dennoch das Gepräge, selbst der stärkst-deutschen Distrikte, entschieden weniger an ihre Abkunft erinnernd, als vor dreißig Jahren. Noch um das Jahr 1870, ja selbst zehn Jahre später, gab es gewisse Wards der damals nicht sehr großen Stadt Milwaukee, in welchen man kaum ein englisches Wort auf der Straße hörte, und die Verkaufsläden beinahe ohne Ausnahme neben dem englischen auch ein deutsches Aushängeschild hatten. Nicht wenige bedeutende Geschäftsfirmen bedienten sich zum großen Theil in ihrer Korrespondenz der deutschen Sprache. Diese Eigenthümlichkeiten „Kleindeutschlands" sind jetzt fast ganz und gar verschwunden. Wenn in einer der deutschen Wards von Milwaukee, der sechsten zum Beispiel, im Jahre 1870 so zu sagen jeder erwachsene Mann und jede erwachsene Frau aus Deutschland gebürtig war, so besteht heute die Mehrheit der Bewohner aus den hier geborenen Kindern, welche zwar ihren deutschen Ursprung deutlich genug verrathen in Lebensweise, Anschauung und häufig auch an dem Accent, mit welchem sie Englisch sprechen, aber ganz anders denken und fühlen als die eingewanderten Eltern. Dieses Ueberwiegen des hiergeborenen Elementes ist offenbar, trotz der großen Zahl der neuen Einwanderer. Vielleicht in keiner Richtung tritt dieses Abnehmen des deutschen Charakters so klar hervor, als in den politischen Kampagnen. Die frühere Gewohnheit, ja Nothwendigkeit, deutsche Agitationsreden zu halten, nimmt von Jahr zu Jahr ab. Heute ist dies nur noch erforderlich in wenigen Landbezirken und solchen Stadttheilen, wo vorherrschend ungebildete

1) Nach dem Staats-Zensus von 1895 lieferten die Deutsch-Geborenen 15.40 Prozent der Gesammtbevölkerung. Im Jahre 1860 war der Prozentsatz 15.97. Siehe Band I Seite 51.

Tagelöhner wohnen. Die Hiergeborenen deutscher Abkunft hören lieber englisch reden; aber auch die in den letzten zwanzig Jahren Eingewanderten, wenn sie einigermaßen geistig regsam sind und durch ihre Beschäftigung Gelegenheit haben, mit Englisch redenden Leuten in Berührung zu kommen, erwerben sich die Kenntniß der Landessprache in kürzester Zeit.

Das Ueberwiegen der im Lande geborenen Generation, und die dadurch verursachte schnellere Assimilirung des Deutschthums ist wohl auch die Hauptursache, weshalb die zwischen den deutschen Elementen und den nicht-deutschen Volksgenossen früher bestehende Kluft mehr und mehr verschwindet. In früheren Jahren war es etwas sehr Seltenes, in einem Verein, in dem nur englisch gesprochen wurde, Deutsche als Mitglieder zu finden. Dies galt auf allen Lebensgebieten. Nicht nur in geselligen Vereinigungen, sondern sogar auf dem Feld der Politik, ja bis zu einem gewissen Grade selbst in rein geschäftlichen Organisationen, blieben Deutsche und Anglo-Amerikaner getrennt, auch wenn sie dieselben Ziele verfolgten. Um einige eklatante Beispiele zu erwähnen: Noch im Jahre 1878, als der Präsident Hayes der Stadt Milwaukee einen Besuch abstattete, hielten es die Deutschen für angemessen, eine Art Separatempfang zu veranstalten. In früheren Zeiten war es in der Politik üblich, besondere deutsche Kampagnevereine zu gründen; das geschieht schon seit Langem von keiner Partei mehr — am Längsten haben es noch die Sozialisten gethan, vermuthlich weil bis vor wenigen Jahren sie beinahe ausschließlich aus kürzlich Eingewanderten bestanden. Früher pflegten auch die meisten der großen geheimen Orden — soweit sie nicht an sich deutsch waren, wie die Hermannssöhne — Logen mit deutschem Ritual zu gestatten. Jetzt geschieht dies nur noch selten. Die deutsches Ritual benutzenden Logen der Pythiasritter z. B. wurden vor etwa zehn Jahren, allerdings nach bitterem Kampfe, abgeschafft. Die älteste aller derartigen Organisationen, der Freimaurer-Orden, hat in Wisconsin heute nur eine deutsche Loge, die Aurora-Loge zu Milwaukee. Sie wurde bereits im Jahre 1850 gegrün-

det. Ihre Sitzungen werden von den Brüdern aus anderen Logen gern und häufig besucht wegen des anziehenden, dem Französischen entlehnten Rituals, welches bedeutend schöner und eindrucksvoller ist als das der Schottischen Observanz. Jedoch die deutschen Mitglieder des Ordens in Milwaukee sind weit entfernt, in ihrer Mehrheit sich dieser Loge anzuschließen, sondern vertheilen sich über alle Logen der Stadt. Auch in den englisch-redenden Kirchen findet man jetzt viele deutsche Mitglieder, hauptsächlich Hiergeborene, aber auch nicht wenige Eingewanderte. Sogar in geselligen Vereinen ist diese Mischung der Nationalitäten schon weit fortgeschritten, obgleich man gerade hier voraussetzen dürfte, die Absonderung würde am Längsten dauern, denn die Formen der Geselligkeit sind zu verschieden, um eine schnelle Ausgleichung zu ermöglichen. Daß aber auch in Privatzirkeln das Zusammengehen bereits nicht mehr Ausnahme, sondern Regel geworden ist, kann man aus den in den Zeitungen veröffentlichten Gesellschafts-Notizen leicht ersehen.

Noch eine andere in den jüngsten Tagen auftretende Erscheinung deutet darauf hin, daß das Deutschthum als ein gesondertes Element in unserem Volkskörper im Abnehmen begriffen ist. Das ist das allmählige Eingehen deutscher Zeitungen, durch Verschmelzung von zwei oder mehr bis dahin mit einander konkurrirenden Blättern. Wie alle oben angeführten Vorgänge, ist auch dieser Umschwung nicht auf Wisconsin beschränkt, sondern kann mit lokalen Abweichungen in allen Theilen des Landes, die früher ein reges deutsches Leben zeigten, wahrgenommen werden. Unter den Konsolidirungen dieser Art haben die des „Anzeigers des Westens" in St. Louis mit der „Westlichen Post", und der „Illinois Staatszeitung" von Chicago mit der „Freien Presse" am meisten Aufsehen erregt. In Milwaukee haben sich in den letzten Jahren der tägliche „Seebote" mit dem „Herold", und die „Abendpost" mit der „Germania" verschmolzen. Naturgemäß pflegt es die ökonomisch kräftigere Zeitung zu sein, welche die schwächere verschlingt. In einzelnen Fällen mögen Ursachen, die nicht in allgemeinen Verhältnissen, sondern in den Eigenthümlichkeiten der betreffenden Ge-

schäftsleitung zu suchen sind, bestimmt haben, welche Zeitung dem Untergang geweiht sein sollte. Aber im Grunde läuft die Sache doch darauf hinaus, daß die Abonnentenzahl der täglichen deutschen Blätter im Ganzen schnell abnimmt. Die verminderte Zahl der Familien, in welchen ein deutsches Blatt gehalten wird, veranlaßt einen gesteigerten Konkurrenzkampf, und das kapitalkräftigere oder besser geleitete Unternehmen bleibt Sieger. Dies schließt natürlich nicht aus, daß die überlebenden Blätter, wie also in Milwaukee „Germania" und „Herold", seit dem Eingehen der täglichen Ausgabe des „Seebote"[2]) und der „Abendpost", heute geschäftlich mehr floriren als zuvor. Für eine beschränkte Anzahl deutscher Zeitungen wird in Stadt und Land noch für längere Zeit ein Feld sein, wenigstens so lange eine irgendwie nennenswerthe Zahl von Einwanderern fortfährt, dieses Land zur Heimath zu wählen. Aber sicher ist, daß die große Mehrheit der Hiergeborenen deutsche Zeitungen nicht liest, und zum großen Theil ist es wohl dem Einflusse dieser jungen Generation zuzuschreiben, daß auch viele Eingewanderte aufhören, auf deutsche Zeitungen zu abonniren. Sie sind eben lange genug im Lande, um gerade so gut englisch lesen zu können; und wenn nun einmal die jüngeren Mitglieder des Haushaltes nicht deutsch lesen wollen — nun gut, so hat der alte Herr auch nichts dagegen, wenn statt der deutschen die englische Zeitung in's Haus kommt. Dieser Vorgang spielt sich gewiß in Tausenden von deutsch-amerikanischen Familien ab.

Ferner zeigt sich in letzter Zeit das Schwächerwerden des spezifisch deutschen Einflusses in einem fast gänzlichen Wegfallen aller gemeinsamen Bestrebungen. Gewiß gibt es in Wisconsin auch heute noch viele Deutsche, die an der Literatur des alten Vaterlandes, und überhaupt am ganzen deutschen Geistesleben lebhaften Antheil nehmen. Aber sie thun dies als Einzelne. Von einem gemeinsamen Streben dieser Art ist kaum noch die Rede. Selbst der Feier des Deutschen Ta-

2) Die Wochenausgabe dieser ältesten deutschen Zeitung Milwaukee's erscheint nach wie vor und ist noch immer in den Händen der Familie Deuster.

ges in Milwaukee, am 6. Oktober 1890[3]), ist keine zweite gefolgt. Der damals angeregte Plan, ein Denkmal für die erste deutsche Einwanderung im siebzehnten Jahrhundert zu setzen, ist gänzlich eingeschlafen. Eine völlig unzureichende Summe wurde im ersten Enthusiasmus kollektirt, aber weitere Beiträge hörten bald auf und das vorhandene Geld schlummert irgendwo in einer Bank. Das Publikum hat die ganze Geschichte lange vergessen. Gegenwärtig wird von einer Anzahl deutscher Vereine der Versuch gemacht, zu einem Monument für Goethe und Schiller die nöthigen Fonds aufzubringen. Zwar sind kleine Erfolge in dieser Richtung bereits zu verzeichnen, aber von einem wirklichen Enthusiasmus unter den Deutschen ist wenig zu bemerken. Der Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen brachte seit langer Zeit wieder einmal so etwas wie eine gemeinsame Demonstration aller Deutschen der Stadt zu Stande. An Zahl war der Umzug der ehemaligen Soldaten der deutschen Armee, welche angemessener Weise eine Hauptrolle spielten, gewiß imposant. Die Reden, welche bei dem Volksempfang im Ausstellungsgebäude von P. V. Deuster und Emil Court gehalten wurden, waren gediegen und patriotisch, vom deutschen sowohl wie vom amerikanischen Standpunkte aus. Aber eine nachhaltige Wirkung auf die fernere Entwickelung des deutschen Lebens der Stadt davon zu erwarten, dazu hat man keinerlei Veranlassung. Es ist Thatsache, daß heute in Milwaukee, wo in den Adern von zwei Dritteln der Bevölkerung deutsches Blut rinnt, es schwieriger ist, Interesse für ein rein deutsches Unternehmen zu erwecken, als in vielen Städten, in welchen das deutsche Element nur schwach vertreten ist. Man denke beispielsweise nur an die Feier des Göthejubiläums am 9. Mai 1899. In einer ganzen Reihe von Groß-Städten des Landes wurde der Tag festlich begangen. Am bedeutendsten war die Feier in Boston, wo die Deutschen nur einen ganz geringen Bestandtheil der Bevölkerung bilden. In „Deutsch-Athen" schwang sich nur der Verein deutscher Lehrer zu einer kleinen Festlichkeit in der Engelmann'schen

3) Siehe Kapitel X dieses Bandes.

Schule auf, welche an der großen Masse des deutschen Publikums spurlos vorüberging. Der kürzlich von Philadelphia ausgehende Antrieb zur Gründung einer „Nationalen Deutsch-Amerikanischen Allianz", welche ein Centralorgan für die Förderung deutscher Interessen im ganzen Lande zu sein bestimmt ist, hat in Milwaukee absolut keinen Anklang gefunden. Was von allgemeinen deutschen Bestrebungen heutzutage im Lande zu spüren ist, hat seinen Sitz beinahe ausschließlich in den Hafenstädten des Ostens, statt wie früher in den großen westlichen Metropolen, St. Louis, Cincinnati, Chicago und Milwaukee.

Bis zu einem gewissen Grade läßt sich dieser Umstand vielleicht dadurch erklären, daß im Osten die Verbindung mit Deutschland eine engere ist als im Binnenlande. Der Hauptgrund liegt aber doch wohl anderwärts. Gerade weil die Deutschen in Milwaukee eine starke Mehrheit der Bevölkerung bilden, sind sie im Stande gewesen, das ganze Leben der Stadt mit ihrem Wesen zu durchdringen. Der Einfluß deutscher Anschauung und Eigenart ist überall zu fühlen, auch in Kreisen, in denen kein Wort deutsch geredet wird. Die Deutschen haben aufgehört, sich als ein fremdes Element zu fühlen, und bedürfen des engeren Aneinanderschließens zum Schutze ihrer Interessen nicht mehr, wie das in früherer Zeit manchmal der Fall gewesen ist. Es fehlt jedwede Anregung zum Ringen und zum Kampf. In Orten dagegen, wo deutsches Wesen, nur durch eine Minorität vertreten, auf Opposition stößt, bleibt man in einer gewissen Kampfesstimmung; und man behält Interesse an den Mitteln, mit denen der Kampf geführt werden kann.

Jawohl, es unterliegt keinem Zweifel: das Deutschthum als ein gesondertes Element im Amerikanischen Volkskörper ist stark im Abnehmen begriffen. Die Reihen der „Alten" sind dünn — sehr dünn — geworden; nur noch selten sieht man eine Lanze splittern für Aufrechthaltung der früheren, specifisch-deutschen Anschauungen; die wackeren Kämpen vergangener Tage stehen vereinzelt und stumm, wenn sie nicht der Grabhügel deckt. Der ganze Zeitgeist ist ein anderer geworden und

der Deutsch-Amerikaner Wisconsins ist von diesem Wechsel nicht unberührt geblieben.

Welch ein Kontrast zwischen damals und jetzt! Eine jüngere Generation ist auf den Plan getreten: Amerikaner, nicht nur im Sinne des Gesetzes, sondern Amerikaner der Gesinnung nach — in Geist, Wort und That — stolz auf das Land ihrer Geburt und stolzer noch im freudigen Bewußtsein, ein integraler Theil dieser großen Nation zu sein. Noch redet man im weitesten Kreise die deutsche Sprache, noch immer ertönt das deutsche Lied. Deutsches Wesen ist in beträchtlichem Grade zum Gemeingut Aller geworden — aber dennoch sind wir keine Deutschen mehr; ja es ist nur eine Frage der Zeit, wann sich der „Deutsch-Amerikaner" ebenfalls in der großen Menge verliert.

Wer wollte die Zukunft voraussagen? — Je nach Umständen mag dieser Assimilirungs- und Absorbirungs-Prozeß schneller oder langsamer verlaufen. Aber unaufhaltsam wälzt sich der Strom dahin, bis ihn das Meer verschlingt. Daß in absehbarer Zeit das gegenwärtige Conglomerat von eingeborenen und eingewanderten Elementen sich verschmelzen wird in einen einzigen Volkstypus mit ausgeprägtem Nationalcharakter, ist unausbleiblich. — Wer möchte es bedauern? Dem Amerikanischen Geiste und Amerikanischen Wesen gehört die Zukunft. Hat nicht der Deutsch-Amerikaner seine Mission erfüllt, wenn er diesem im Werden begriffenen Volkskörper die edleren Seiten des deutschen Charakters zu eigen gemacht? Liegt nicht für uns der Befriedigung genug in dem Bewußtsein, tüchtig mit geholfen zu haben im Ausstreuen der Saat, welche so herrlicher Ernte ersichtlich entgegenreift? Wahrlich die Nachwelt wird den Kranz dem nicht vorenthalten, der mit treuer Hingabe und mannhafter Kraft an diesem großen Werke mitgeholfen hat!

Ende.

Erster Anhang.

(Siehe Kapitel V.)

Extracts from a communication submitted to the Citizens' Committee, April 30, 1887.

The particular causes and circumstances, which gave birth to the Citizens' movement at the spring election of 1887, are too fresh and prominent in the public mind to need extended recapitulation; but a review of the situation may not be considered out of place, in view of the steps necessary to be taken in the near future.

I.

The writer has taken an active part in this campaign. It is hardly necessary to say that such interest does not emanate from personal antagonism to the labor element, amongst whom I recognize many a friend. Outside of politics, there is nothing antagonistic between us. I never ceased to be a workman myself and whatever of success I have met with is owing to the simple fact that I did spend almost a life-time in *twice* eight hours work per day, and have become firmly convinced—as the result of prolonged experience and close observation—that *early habits of industry and frugality* are the only effectual means to secure, with advancing years, a fair competence, and to overstep *the line between capital and labor, which in this country is more imaginary than real.* In fact, I know of no one in the Northwest, now prominent in business or political circles, who has not commenced his career as a laboring man at the bottom round.

The motives, which induced the writer and his immediate friends to take such active part in opposition to the Labor ticket

are few and simple. They have formed the subject of earnest discussion between a prominent Knight of Labor and myself as early as November last. Permit, to call your attention to the leading propositions in dispute.

NATIONAL CREDIT. UNLIMITED ISSUE OF CURRENCY.

I quote from the platform of the People's Party, adopted at Neenah, Sept. 13, 1886:

> Par. 9. "To relieve the tax-burdened and mortgage-ridden people of the extortions of money monopolists, *the government should loan money directly* to the people at a rate of interest not to exceed 3 per cent."
>
> Par. 10. "That Congress be instructed to furnish money, that shall be *increased in volume* in proportion as the industries and population of this nation increase, and shall be *full legal tender* for all debts, personal and national."

Do the business men, the farmers, do the numerous mechanics and workmen themselves, who own their little, but comfortable homes, appreciate the drift of these propositions, to which the new party has thus become pledged? Does this mean "*Inflation*"?— Is it intended to revive the issues of the past, to revolutionize all that is now believed to be permanently settled and ought to be sacred: the plighted faith and credit of the country, of which we are so justly proud? Is this not merely another form of mortgaging our homes and breaking down the restrictions, with which we find ourselves at present protected against the unlimited issue of paper currency? Have our struggles in past years merely resulted in reopening the same questions in worse form?

WHAT THE PEOPLES' PARTY CONSISTS OF.

The very name, which these designing elements at the city of Neenah assumed for their political warfare upon the existing state of society, was *not only a misnomer, but a fraud upon its face.* It is said in Par. 15 of their platform, that "*they intend to build up a party of the whole people, not of a class or clique.*"—

What hypocrisy! Was there ever a more sectional class movement? Knights of Labor, Trade Unions, Socialists, Anarchists, in happy combination! Any one else? Could they reasonably expect that the business men and farmers would ever aspire to membership on a platform like the above? That the bankers, lawyers, saloonkeepers and others, who are ostracized from the inner circle, would feel induced to join this Pseudo-Peoples' Party? Is not the very object of all their political maneuvering in the interest of a particular class of Labor, great masses being arrayed in secret conclave: Lodges, Unions or Assemblies, and blindly swayed at the dictation of master workmen in either one or the other direction, to-day in the field of labor, to-morrow in the arena of politics? Under such circumstances, what becomes of the *Free-Ballot*, this highest prerogative of American citizenship? Can it be said any longer to be free and growing out of a conscientious discharge of individual duty, when the free and independent voter becomes reduced to a mere tool in the hands of designing individuals, who have obtained control of the Labor organizations? — —

POLITICAL MANEUVERING.

No one will deny for a moment the right of these men to organize for the legitimate advancement of Manual Labor. But when *as a class they enter the field of politics*, and assume to fill every office in the gift of the people, then they overstep their proper sphere of action and set precedents, which are not only dangerous to the community at large, but to themselves. And, most of all, could it be expected that those, educated in the law, would silently stand by, when a particular class of society seeks control of municipal government, yea of the very judiciary, with the avowed intent of enforcing submission to its demands by "*turning on the screws*?" The selection of judicial officers and the administration of justice ought above all things to be kept out of the whirlpool of class agitation, even if the heavens should be made to fall!

But while class or sectional politics are obnoxious, such a movement becomes an intolerable evil, when it derives its strength and secures its discipline from the organization of secret societies: when a vast number of voters are tied together by the obligations of an oath, the nature and extent of which has not as yet been made public. *Nothing could be conceived more undemocratic and more undermining the spirit and blessings of our American government, than the interference of secret societies in public affairs.* Such an attempt ought never to be tolerated for a moment, whether it presents itself under the cloak of Knights of Labor, American Patriots, or any other secret organization! — —

II.

Under such circumstances the duty of the conservative voters seems to be plain, and it was not a very difficult task to unite the majority of Democrats and Republicans in opposition to the Labor ticket. — The Political Union then formed, our journalistic friends were pleased to style a "*Fusion.*" The writer himself has never called nor considered it such in point of fact, although he regrets that the movement did not grow into a complete fusion of the older parties. The sooner the business elements learn to organize and to conduct the business of the country on business principles, electing to office men of sagacity, experience, conservative spirit and individuality, the better it will be for both, the present and future generations. A great deal of vitality is wasted, especially of late, in drawing *imaginary lines of political division* between Republicans and Democrats, where there are really none; and our elections thus become more and more lacking the enthusiastic interest of the intelligent voter and prove destitute of principles, around which reflecting individuals and political parties can cluster and crystallize. The old leading issues and differences are virtually settled; others, at one time perhaps appropriate, we are obliged to modify, if not to abandon. Even the doctrine of State Sovereignty—"*Let everyone regulate his own*

domestic affairs"—which captured the mind of the writer at an early day and forced him into the Democratic ranks— is to-day to be received with material qualification. The times have changed; our social and political relations have become different, and while the older democratic teachings with me have become more or less second nature, still I am not oblivious to the fact that religious and political faith are not in principle alike. The one may be characterized as a matter of sentimental belief, while the other presents purely a question of public expediency, so that it must necessarily fluctuate and change with the altered condition and exigencies of growing society. Am I to be blamed then, if I cannot subscribe to-day to the doctrine of State Sovereignty *as broadly*, as I did a quarter of a century ago? Are myself and friends to be considered political renegades, because we insist that the powers of congress be enlarged, so as to give us a *uniform law of commercial paper*, a *uniform law of marriage and divorce*, a *uniform criminal code* and a *uniform law of suffrage?* A division into political parties seems to be necessary to a healthy growth and a clever administration of national affairs. But why not give us live progressive issues, if it be intended to revive and arouse the interest of former days? As we are situated at present, Republicans and Democrats, there seems to be little reason and still less necessity, to differ, divide and to quarrel, unless the Federal and State patronage be the main point in issue. This present Political Union might as well become a complete and permanent blending together of the conservative elements into one party, in opposition to the revolutionary tendencies which surround the nation on all sides. When we have succeeded in crushing out the political heresies now threatening from the People's party, it will be sufficient time to ask ourselves the question: what next?

Fred'k W. von Cotzhausen.

Zweiter Anhang.

(Siehe Kapitel VI.)

Naturalization and Right of Suffrage.

To the German Society of the City of Milwaukee:

Your committee, to whom were referred the memorial and resolutions introduced by Hon. F. W. v. Cotzhausen, at the general meeting of the Society on Oct. 21, 1886, have given the subject full and candid consideration, and now beg to report thereupon as follows:

First. An *uniform* system of the suffrage laws *throughout the country*—in harmony with the acts of congress on the subject of naturalization, seems to meet with the approbation of all unselfish and independent elements.

Second. It is not so much the immigrant or new comer, who demands this *extraordinary* recognition at the polls *prior to his naturalization*, as designing politicians, who call for ignorant masses, into whose hands they may place the ballot.

Third. If ever a necessity existed for conferring the elective franchise prior to naturalization, it is not any longer required by any exigency at the present time.

Fourth. There is neither reason nor justice, in conferring the right of suffrage, in advance of that period, at which the *duties of citizenship* legally attach.

Fifth. An uniform requirement of a *five* years' residence, prior to assuming this high prerogative, will tend to elevate the general standard of American citizenship, at home and abroad, and prove productive of *a more intelligent* exercise of the voting privilege.

Sixth. The memorial and resolutions are timely, and deserve the hearty endorsement of the people of this State.

We therefore recommend the adoption of the same with slight verbal modifications, so as to read as follows:

MEMORIAL AND RESOLUTIONS.

To our Representatives in Congress and Legislature:

The philanthropic relations, which the members of the German Aid Society have assumed towards new arrivals in this country, cannot possibly conflict with other obligations, which as citizens of this republic we owe to ourselves and the community, in which we live. Paramount among these we recognize the duty of perpetuating our liberal institutions, by fostering an intelligent exercise of the elective franchise, this highest prerogative of American citizenship. We therefore feel justified in advancing the following sentiments, which are deemed *timely, although non-political.*

Experience has demonstrated that the people of these United States are still far from being a *nation*, because the *conglomeration of native and foreign elements*, which compose the population, had not as yet sufficient *time and opportunity* to *crystallize* within itself, and to become *one* people, possessed of *national* character, prompted by *common national* impulses.

Not that we regret the broad liberality, which for a century and more has invited the oppressed of all nations to find refuge and homes on the American shores;—quite the contrary:

This liberal policy has furnished to a great extent the very nerve and sinew for building up our present wealth and prosperity. It has converted a vast wilderness into a grand country, which we may justly be proud of, when compared with others. And therefore it would be unjust, if we found fault with any legislation of the past, which was deemed advisable to direct immigration to our Western States.

But the condition of things has materially changed, and the time, in our opinion, has now come when (first of all) the suffrage laws need modification and national uniformity.

While we believe it to be highly improper to interpose a check or barrier to the settlement of those, *who earnestly mean to assimilate* with the existing condition of things, and to make this a *permanent* home for themselves and children, and while we stand ready—in the future as in the past—to extend to all of these a hearty welcome, still there is no further necessity for artificially stimulating immigration to this country, and no satisfactory reason could possibly be assigned for conferring upon the foreign comer a state citizenship, *which entitles him to vote* and to participate in all elections—national and local, executive and judicial—*after but one year's residence*, and while still unfamiliar with the wants, the laws, and even the language of the country.

A great many of our political vicissitudes—yea, the constant tremulousness, so characteristic in our public affairs,—are, in our opinion, largely attributable to the fact that, after but a short abode among us, anyone—who has declared his intention—may participate, alike with all the rest, in federal, state and municipal matters—yea, even the election of a president—when not as yet a citizen of the United States, even by name, and while still a foreigner in thought and purpose.

Such a state citizenship, entitling one to vote and to hold office, state and local, *in advance of a naturalization* under the United States laws, *is an incongruity, which ought to be abolished, the sooner the better!*

True citizenship, and an intelligent exercise of the elective franchise, whether in state or in national affairs, presuppose a naturalization, not only in law or fiction, but in point of fact; and indispensable thereto seems to be *a residence, sufficiently long to become familiar with our institutions* and the common language of the country.

We, the undersigned, most of us ourselves naturalized citizens of this republic, therefore believe a revision of the respective laws to be *timely* and we request that naturalization and suffrage be made to conform *throughout the country to an uniform standard*, so that the right to vote at national, state or municipal elections, be *hereafter conferred only on those, who have resided in the United States for five years* and become citizens in accordance with the laws of congress, applicable to naturalization.

Consequently we resolve that our sister societies and other kindred associations be requested to join in the promulgation of the above sentiments, and that a copy thereof be forwarded to our representatives in congress and state legislature.

Respectfully submitted Oct. 28, 1886.

George Koeppen, *President.*

August Stirn,
J. L. Bartels,
John C. Koch,
Vice-Presidents.

Dr. Leo Stern,
C. A. Meissner,
G. E. Weiss,
H. Ilhardt,
F. W. v. Cotzhausen.

Dritter Anhang.

(Siehe Kapitel VI.)

Vorlage für eine Conferenz der Deutschen Gesellschaften.[1])

Die verschiedenen Deutschen-Gesellschaften vereinigen sich zu folgender Prinzipien-Erklärung und nehmen folgende gemeinschaftliche Grundlage für spätere Werkthätigkeit an:

1.

Um dem uns gesteckten Ziele annähernd gerecht zu werden, ist es vor Allem nöthig, daß die älteren, eingewanderten deutschen Elemente sich in diesen Gesellschaften zusammen finden und von Zeit zu Zeit in solider aber höchst einfacher Weise gesellschaftlichen Verkehr pflegen, um das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit nicht schwinden zu lassen.

2.

Die Deutschen-Gesellschaften dieses Landes haben mit der europäischen Auswanderungsfrage, wie sie mannigfach agitirt wird, durchaus Nichts gemein. Werden wir, wie dies nicht selten der Fall, von Auswanderungslustigen um Auskunft angegangen, so wird dieselbe ohne Rückhalt und sachgemäß ertheilt und nicht allein auf die Lichtseiten, sondern auch auf die Widerwärtigkeiten aufmerksam gemacht, welche sich aus einem Wechsel der heimathlichen Verhältnisse und Anschauungen nothwendigerweise ergeben. Die Aufgabe der Deutschen-

1) Dies Dokument, welches von Georg Koeppen verfaßt wurde, begleitete die Einladung zu dem vorgeschlagenen Kongreß der Deutschen Gesellschaften. Siehe Kapitel VI dieses Bandes.

Gesellschaften in dieser Beziehung besteht nach unserer Auffassung darin, dem deutschen Einwanderer Mittel und Wege anzuweisen, um diese angedeuteten Widerwärtigkeiten überwinden, wenn nicht gänzlich umgehen zu können.

3.

Es sollte sowohl hier wie auch drüben durch Wort und Schrift ein für alle Mal die Thatsache klar gelegt werden, daß unsere Deutschen-Gesellschaften sich nicht einer gesetzlichen Pflicht dem Einwanderer gegenüber entledigen, sondern einzig und allein nach jeweiligem Ermessen philanthropischen Anregungen Rechnung tragen; mit anderen Worten: Es sollte das freundliche Entgegenkommen unsererseits unter keinen Umständen als eine zu Recht bestehende Verbindlichkeit aufgefaßt werden.

4.

Die praktische Werkthätigkeit unserer Deutschen-Gesellschaften beschränkt sich im großen Ganzen auf die Errichtung und zweckdienliche Leitung von Nachweisungs-Bureaus, und man sollte füglicherweise annehmen dürfen, daß nach einjährigem Aufenthalt strebsame Ansiedler unsere Hülfe nur in seltenen Fällen beanspruchen werden.

5.

Innerhalb der oben vorgezeichneten Grenzen bleibt jeder einzelnen Gesellschaft die Regulirung ihrer Lokalthätigkeit überlassen.

6.

Wir erkennen den hohen Werth an, welcher diesem Lande aus der Einwanderung erwachsen ist. Es mag zugestanden werden, daß die Entwickelung unserer natürlichen Hülfsquellen nur durch fremden Zufluß wachgerufen werden konnte. Aber trotzdem können wir uns der Thatsache nicht verschließen, daß der Gesammtcharakter der Einwanderung sich im Laufe der Jahre bedeutend verändert hat, und daß beispielsweise im letzten Jahre der deutsche Zuzug kaum den fünften Theil der Gesammtzahl der Einwanderer bildet, nämlich: 109,000 aus

546,000, während die ungarischen Einwanderer bis auf 16,000, die Italiener auf nahezu 52,000, die Russen auf 40,000 und die Irländer auf 75,0000 angewachsen sind. Ein Jeder, welcher die statistischen Erhebungen verfolgt, wird zu dem Schlusse gelangen müssen, daß seit den letzten zehn Jahren unsere deutsche Einwanderung um mehr denn die Hälfte zurückgegangen ist, während die aus England, Schottland, Irland, Oestreich's nicht deutschen Ländern, Ungarn, Italien und Rußland (aus den letzteren Distrikten keineswegs allzuwünschenswerth) stetig zugenommen hat.

7.

Wir glauben an den von der Deutschen-Gesellschaft von Milwaukee im Oktober 1887 aufgestellten Ansichten festhalten zu müssen, indem wir allseitig anerkennen, daß die vielen heterogenen Elemente dieses Landes der Zeit und der Ruhe bedürfen, um sich zu einem Gesammtkörper mit ausgeprägtem Wesen und National-Charakter zu entwickeln. Es braucht die Einwanderung nicht mehr wie früher künstlich stimulirt zu werden. Wenngleich wir Willens sind, in der Zukunft wie auch in der Vergangenheit, ehrlichen und strebsamen Menschen herzlichst die Hand zu bieten, wenn solche wünschen, dieses Land, unter Beobachtung der bestehenden Gesetze, zur bleibenden Heimath zu gestalten, können wir doch anderseits Gesetzesflüchtigen, Anarchisten, Nihilisten, Ortsarmen, Coolies und derartigen Persönlichkeiten keinerlei Sympathie entgegen bringen; für sie ist in diesem Lande ebenso wenig ein geeigneter Platz zu finden, als dies auf der anderen Seite des Ozeans der Fall zu sein scheint. Es muß in dieser Richtung alle Sentimentalität einer vernünftigen und praktischen Auffassung zum Opfer gebracht werden; die bürgerliche Gesellschaft schuldet sich überall gewissen Schutz, und wir wünschen in keiner Weise unser Land zur Ablagerungsstätte für unliebsame Elemente zu gestalten, denen der europäische Boden unter den Füßen zu heiß geworden. Wir protestiren jedoch ernstlich gegen die Erlassung oder Auslegung irgend welcher Gesetze, die unter dem Vorwande, derartige unliebsame Elemente zurück-

zuhalten, das Landen Solcher beeinträchtigen, welche sich hier eine bleibende Heimath zu gründen gedenken und, wenngleich nur mit geringen Mitteln ausgestattet, gesunden Sinn und tüchtige Arbeitskraft uns entgegen bringen.

8.

Wir schließen uns ebenfalls der von genannter Schwester-Gesellschaft ausgesprochenen Ansicht an, daß Neueingewanderte nach sechs- oder zwölfmonatlichem Aufenthalte im großen Ganzen weder reif sind, das Stimmrecht auszuüben, noch berufen Aemter und Vertrauensposten auszufüllen. Es beansprucht auch das eingewanderte Element im Allgemeinen derartige Privilegien nicht, bis nach längerem Aufenthalt. Wir dürfen jedoch nach dieser Richtung hin keinen nativistischen Anschauungen Rechnung tragen. Das amerikanische Volk ist in seinem Wesen kosmopolitischer Natur, und es sind dem Adoptiv-Bürger gleiche Rechte zuzugestehen, wenn nach längerem Aufenthalt und längerer Bekanntschaft mit den hiesigen Verhältnissen eine intelligente Ausübung der Bürgerpflicht mit den beanspruchten Rechten Hand in Hand geht. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß im Durchschnitt ein fünfjähriger Aufenthalt zu diesem Zwecke genügt, und befürworten wir in Folge dessen die Einführung eines einheitlichen Systems und ein gleiches Stimmrecht als Attribut des National-Bürgerrechtes.

Anknüpfend an die obigen Grundsätze bekennen wir uns in Bezug auf die dem Kongresse jetzt unterbreiteten Gesetzes-Vorlagen in einzelnen Punkten wie folgt:

I.

An dem "Majority Report on Investigation of foreign Immigration", (Mr. Ford, Chairman), ist durchaus Nichts auszusetzen; die darin angeführten Thatsachen und Uebelstände sind nicht weg zu leugnen, und tritt uns in demselben durchaus Nichts entgegen, was auf eine deutsch-feindliche Stimmung schließen ließe.

II.

Die von Mr. Ford unterbreitete „Substitut-Bill" ist jedoch als nicht in Harmonie mit erwähntem Majoritäts-Berichte und den darin ausgesprochenen Schlüssen, entschieden zu verwerfen, respektive in den folgenden Punkten zu bekämpfen und zu modifiziren:

a. Sektion 1 ist abzuändern, so daß bona fide Einwandernden, respektive solchen Personen das Landen nicht erschwert wird, welche (nach den Worten des Ford'schen Majoritäts-Berichts):

„aus eigenem Antriebe und aufrichtiger Sympathie mit unseren „freien Institutionen nach Amerika kommen, um sich hier eine „bleibende Heimath zu gründen und als gesetz- und ordnungs- „liebende Bürger an den Segnungen eines freien Landes Theil zu „nehmen."

Das Recht der Einwanderung kann mit Recht nur den folgenden Klassen vorenthalten werden: Idioten, Geisteskranken, mit ansteckender Krankheit Behafteten, Ortsarmen, Sträflingen, Gesetzesflüchtigen, Polygamisten, Anarchisten und solchen importirten Arbeitssklaven, welche sich im Dienste des Kapitals des Rechtes der freien Selbstbestimmung durch vorher abgeschlossenen Kontrakt begeben haben.

Es ist doch wohl ein bedeutender Unterschied zu ziehen zwischen Anarchisten und Sozialisten, zwischen der „Propaganda der That", welche alle Authorität verneint, und andererseits dem ehrlichen Streben, gesellschaftliche Mißstände durch Wort und Lehre zu korrigiren und das Verhältniß zwischen Kapital und Arbeit erträglicher zu gestalten. Das Wort „Socialist" soll und muß aus besagter Gesetzes-Vorlage gestrichen, sowie die Ausschließung von unter Kontrakt importirter Arbeitskraft auf Lohnsclaven beschränkt werden.

b. Die Strafbestimmungen der Sektion 2 sind nicht auf die Einwandernden auszudehnen, sondern auf diejenigen Personen und Schiffsgesellschaften zu beschränken, welche der Einführung von den durch Sektion 1 ausgeschlossenen Klassen wissentlich Vorschub leisten.

Die hiesige Regierung kann füglich von einem Ausländer nicht erwarten, daß derselbe mit den Ausnahms-Gesetzen eines Landes bekannt ist, welches er eben betreten will, um ein Asyl oder lohnende Arbeit zu finden. Dagegen dürfte es für die Schiffsgesellschaften und deren Agenten nicht allzuschwer sein, sich über die Zulässigkeit ihrer Passagiere Gewißheit zu verschaffen.

c. Sektion 4, betreffend die Erhebung einer „Kopfsteuer" von $5, und Sektion 5, welche den Einwandernden die Pflicht auferlegt, sich mit einem „Konduiten-Zeugniß" von einem amerikanischen Konsul zu versehen, sollten gestrichen werden.

Wir können nicht in Abrede stellen, daß die Ueberwachung der Einwanderung und die Ausführung der dieselbe regulirenden Gesetze mit Kosten verbunden ist, aber andererseits müssen auch die Vortheile, welche unserem Lande durch die Einwanderung erwachsen, nicht übersehen werden. Die gegenwärtige Kopfsteuer von $1.00 sollte für alle vernünftigen Zwecke genügen. Wir befürworten jedoch in dieser Verbindung, daß die Einwanderung unter die ausschließliche Kontrolle und Regulirung der Bundesregierung gestellt werde, wie dies von der Deutschen-Gesellschaft New Yorks in ihrem Jahres-Berichte bereits in Anregung gebracht worden ist.

Die Idee, das Landen der Einwanderer von der Beibringung eines Konduiten-Zeugnisses abhängig zu machen, ist höchst originell. Wir können uns in keiner Weise für eine derartige unrepublikanische Ueberwachung der einzelnen Person begeistern. Unser Konsular-Dienst darf unter keinen Umständen zu einem Schnüffel-Dienst umgestaltet werden. Sollten trotz vernünftiger Ueberwachung in unsern Häfen unliebsame Elemente Eingang finden, so ist auch unter den Landesgesetzen hinlänglich Fürsorge getroffen, um die betreffende Person wieder loszuwerden oder wenigstens unschädlich zu machen, ohne daß eine ganze Masse Unschuldiger in Mitleidenschaft gezogen wird.

III.

Die dem Congresse vorliegende Bill „zur Amendirung der Naturalisations-Gesetze" scheint, wie so manches andere, mehr vom politischen als vom rechtlichen und Nützlichkeits-Standpunkte behandelt zu werden. Wir können uns weder dem Berichte der Majorität (Mr. Oates, Chairman), noch den Ansichten der Minorität (Mr. Seney), anschließen und verlangen eingehendere Erwägung dieser wichtigen Frage.

Wie bereits in dem Memorial der Deutschen Gesellschaft von Milwaukee vor zwei Jahren des Weiteren auseinander gesetzt, verlangt der Neueingewanderte, welcher sich einer ehrlichen Aufgabe und eines ernsten Strebens bewußt, das Bürger- und Stimmrecht nicht, bis er nach längerem Aufenthalte mit den Verhältnissen seiner neuen Heimath vertraut geworden. Fünf Jahre zu diesem Zwecke ist weder als zu kurze noch als zu lange Probezeit anzusehen, und bestehen wir auf Festhaltung dieser jetzt für Naturalisation bestehenden Frist. Jedoch das Staatsbürgerrecht, welches ohne vorhergehende Naturalisation bereits nach sechs- oder zwölfmonatlichem Aufenthalt in manchen der Staaten verliehen wird, ist unseres Erachtens ein Zwitterding, das aus vielerlei Gründen zu verwerfen ist. Wir stimmen deshalb der Empfehlung der Majorität des Justiz-Komites (Mr. Oates) bei, die sogenannte Declaration of Intention, respektive die „Ersten Papiere" in Zukunft fallen zu lassen, so daß das National- und Staatsbürgerrecht erst nach Ablauf von fünf Jahren zu gleicher Zeit von Eingewanderten zu erlangen ist. Die jetzt gebräuchliche Declaration of Intention braucht nur für bona fide Ansiedler unter dem Heimstätte-Gesetze beibehalten zu werden. Wir heißen ebenfalls die Empfehlung des Justiz-Komites gut, welche bezweckt, der Naturalisation eine ernstere, würdevolle Form zu geben, ohne jedoch die Erlangung des Bürgerrechts durch Kosten oder allzu große Umstände zu erschweren. Daß man nur die Bundes-Gerichtshöfe mit dieser Amts-Handlung betrauen will, scheint uns dem Gesuche um Naturalisation allzuviel Hindernisse in den Weg zu legen.

Höchst verwerflich und unbillig ist Sektion 2 der obengenannten Naturalisations-Vorlage, welche die Verleihung des Bürgerrechts an die Bedingung knüpft, daß der Applikant die englische Sprache sprechen und die Konstitution in englisch lesen kann. Wir bestehen ernstlich darauf, daß dieser Passus ohne viele Umstände gestrichen wird, und werden wir, besonders in diesem Punkte, alle kongressionellen Verhandlungen mit Ernst verfolgen. Die eidliche Erklärung, daß der Applikant kein Polygamist, Anarchist, Sozialist oder Kommunist ist, könnte füglich wegfallen. Im Uebrigen erachten wir eine Revision der einschlägigen Naturalisations-Gesetze als zeitgemäß und wünschenswerth.

Vierter Anhang.

(Siehe Kapitel VII.)

Namensliste der während der Bennett-Kampagne fungirenden deutschen Central-Komites.

I. Anti-Bennett Staats-Central-Komite.

Christian Koerner, Milwaukee, Vorsitzender; Charles Bartelt, Milwaukee, Sekretär; Gustav Wollaeger, Milwaukee; Rev. Fred. Lutz, Hope; Rev. H. A. Ahwardt, Libanon; E. Gram, Milwaukee; Rev. H. E. Nott, Milwaukee; Emil Schoenauer, Milwaukee; John E. Ludwig, Milwaukee; Rev. John Schlerf, Milwaukee; Conrad Krez, Milwaukee; Fred. Horn, Cedarburg; E. V. Briesen, Columbus; H. Graebner, Milwaukee; Prof. A. F. Ernst, Watertown; Prof. F. W. Notz, Watertown.

II. Schul-Komites der Lutherischen Synoden.

1. Wisconsin Synode: Prof. A. F. Ernst, Watertown, Vorsitzer; Prof. F. W. Notz, Watertown, Sekretär; Rev. August Pieper, Menomonee; Rev. Christian Sauer, Montello; H. Graebner, Milwaukee; Christian Koerner, Milwaukee.

2. Missouri Synode: Prof. C. F. W. Huth, Milwaukee, Vorsitzer; Rev. John Schlerf, Milwaukee, Sekretär; Prof. G. V. Mueller, Milwaukee; Rev. John Herzer, Plymouth; Rev. F. Wesemann, Grafton; Rev. C. Senel, Portage; C. F. Bartelt, Milwaukee; Gustav Wollaeger, Milwaukee.

3. Evangelische Synode von Nord-Amerika: Rev. R. J. Freitag, Merrill, Vorsitzer; E. Schoenauer, Milwaukee; Rev. H. Roehren, Milwaukee.

4. Jowa Synode: Rev. F. Lutz, Hope, Vorsitzer; Rev. G. Weng, Oshkosh, Sekretär; Rev. J. Becker, Johnson's Creek.

5. Buffalo Synode: Rev. C. Gram, Milwaukee; J. H. A. Petersen, Milwaukee; Henry J. Stark, Milwaukee.

Fünfter Anhang.

(Siehe Kapitel VII.)

Der Kern der Frage.[1])

Herr Vorsitzer! Meine Herren!

Seit Monaten hört man von der Hoard-Presse die Behauptung aufstellen, daß die Opposition gegen das Bennett-Law sich auf „eine gewisse Klasse von Fremdlingen beschränke — „auf bigotte Lutheraner und katholische Priester", welche keinen rechten Begriff von „amerikanischen Ideen", aber wichtige Sonder-Interessen in der Aufrechterhaltung ihrer Schulen zu beschützen hätten.

Ich bin nun etwas neugierig, welcher von diesen beiden Klassen ich nach dem heutigen Tage zuertheilt werde.

Keine Secten-Frage.

Ich habe leider nicht die Ehre, gegenwärtig irgend einer Kirche anzugehören; in der That nahm ein öffentlicher Kanzelredner in jüngster Zeit Veranlassung, (übrigens in sehr schmeichelhafter Weise) auf mich als einen „Ungläubigen" hinzuweisen. Ich konnte diese Bemerkung nicht wohl übersehen, da seine Predigt des längeren in einer unserer täglichen Zeitungen veröffentlicht und mir während meiner Reise in Europa zugesandt wurde. — Sogar die wärmsten Befürworter eines „paternal government" werden doch wohl unter diesen Umständen zugestehen müssen, daß ich für meine Person keine besonderen kirchlichen Interessen zu vertreten habe, wenn ich von Ihrer Einladung, Herr Vorsitzer, Gebrauch mache und an diesem Konvent theilnehme.

1) Rede, gehalten von Senator F. W. von Cotzhausen in der Anti-Bennett-Konvention am 4. Juni 1890. Uebersetzt aus dem Englischen.

Auch sollte ich bis heute als wohl verstanden annehmen dürfen, daß es im Allgemeinen nicht meine Gewohnheit ist, mit dem Strom zu treiben, oder der öffentlichen Gunst mit Aufopferung meiner persönlichen Ueberzeugung zu schmeicheln. Sogar meine politische Vorliebe und Beziehungen haben sich nicht immer als hinlänglich stark erwiesen, um einen gewissen Grad der Unabhängigkeit von der Partei zu überwinden, welche — wie ich älter werde — mir fast zur zweiten Natur zu werden scheint. Und ich fühle, als ob ich mit Recht sagen könnte: Ich komme hierher aus eigenem Antrieb und freiem Willen — und ich stehe jetzt vor Ihnen, wie vor einigen 17 Jahren, als wir in ähnlicher Weise genöthigt waren, uns unserer Haut zu wehren, und für den Widerruf des sogenannten Graham-Law zu agitiren, eines ähnlichen Auswuchses modern-amerikanischer Gesetzgebung, wie der heute unter Erwägung. — Und wie ich selbst, so fühlen Tausende in gleichem Sinne!

Prinzip oder Einzelheiten.

Wenn auch von einzelnen Seiten ich als „ungläubig" bezeichnet werden mag, so wünsche ich doch nicht als ein „Antichrist oder Heide" angesehen zu werden. Ich wurde erzogen (wie auch meine Kinder noch heutigen Tages) — in den Grundsätzen der christlichen Kirche. Ich bin mir vollens der Thatsache bewußt, daß dieses ein christliches Land, und daß der christliche Glaube einen Theil unserer gesetzlichen Grundlage, des „common law", bildet. Ich glaube auch an eine wohlregulirte, bürgerliche Gesellschaft, nicht an Staatssozialismus — und da ich nun einmal diesen Ansichten huldige, so kann es doch nicht wohl erwartet werden, Herr Vorsitzer, daß ich mich den Reihen derjenigen anschließen sollte, welche aus bloßer Negationslust, aus reiner Opposition gegen Kirchenschulen, diesen heraufbeschworenen Kampf zu genießen scheinen und öffentlich Gelegenheit nehmen, das sogenannte Prinzip dieses Bennett-Law gut zu heißen, während sie doch zugestehen müssen, daß in seinen Einzelheiten dasselbe höchst abgeschmackt und gefährlich ist.

Was mich anbetrifft, so kümmere ich mich im Allgemeinen nur wenig um Einzelheiten. Wenn das Prinzip einer Maßregel recht er-

ſcheint, ſo ſind die Einzelheiten nur untergeordneter Natur und der Verbeſſerung unterworfen. Der Uebelſtand in dem vorliegenden Falle liegt jedoch in dem eigenthümlichen Umſtande, daß die ſogenannten Einzelheiten die Quinteſſenz dieſer Maßregel bilden, und den verderblichen Charakter derſelben vollſtändig feſtſtellen.

Bis zu welchem Grade der Staat berechtigt iſt, einzugreifen.

Wenn ich von Einzelheiten ſpreche, ſo habe ich ſelbſtverſtändlich nicht diejenigen Paragraphen des Bennett-Law im Auge, welche nur eine Wiederholung früherer Statuten ſind. Die Lehre der Schulpflicht (compulsory education) iſt alt, und von der ganzen ziviliſirten Welt anerkannt; das Bennett-Law enthält in dieſer Beziehung durchaus nichts Neues. Dieſe Lehre machte in unſerem Staate ihr Erſcheinen mehr denn zehn Jahre zurück, und Niemand hat ernſtliche Veranlaſſung genommen, dieſelbe zu beſtreiten. Faſt die Hälfte unſerer Schweſterſtaaten haben die ſogenannte Schulpflicht zum Geſetze erhoben. Aber es mag bei dieſer Gelegenheit paſſend ſein, eine irrige Anſicht zu korrigiren, welche faſt allgemein verbreitet zu ſein ſcheint, und großen Theils zur Babyloniſchen Verwirrung der heutigen Begriffe Veranlaſſung gegeben hat. Schulpflicht und Schulzwang ſind durchaus nicht gleichbedeutende Ausdrücke. "Compulsory education" erfordert nicht nothwendiger Weiſe ein Rutſchen und Unterrichten auf Schulbänken. The right of nurture, welches geſetzlich definirt wird als "the right of educating and taking care of one's children until 14 years of age, and no longer", ſteht Niemand als den Eltern zu als "guardian by nurture". Der Staat kann mich nicht zwingen, mein Kind einer öffentlichen oder Privat-Schule anzuvertrauen, wenn ich es vorziehe, es auf der eigenen Schwelle nach den Diktaten meines Gewiſſens zu unterrichten und großzuziehen. Es mag ſehr bequem ſein, einen Theil meiner elterlichen Rechte und Pflichten an erfahrenere Lehrer zu delegiren, indem ich meine Kinder in eine, unter ihrer Obhut ſtehende, öffentlich anerkannte Schule ſende; aber keine Regierung, — drüben oder hier —

kann mich verhindern, eigene oder andere Unterrichtsmittel anzuwenden, wenn dieselben im Großen und Ganzen vernünftigen Ansprüchen Rechnung tragen. Es besteht ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen einem Gesetz, welches nur ein gewisses Schulalter feststellt zu Zwecken eines Elementarunterrichts, und anderseits einem Akt der Legislatur durch welchen man den Vater zu zwingen sucht, sein Kind einer öffentlichen oder Privatschule anzuvertrauen. Die sogenannten Compulsory Education Laws halten im Allgemeinen diesen Unterschied aufrecht und beschränken sich darauf, demjenigen eine Strafe aufzuerlegen, welcher ein Kind zwischen 7 und 14 Jahren unter seiner Obhut hat, und vernachlässigt, dasselbe in eine öffentliche Schule seines Distrikts zu senden, oder es anderswie mit den nöthigen Unterrichtsmitteln auszustatten (or otherwise furnish it with the necessary means of education). Weiter würde eine gute Regierung nie gehen können, und war dies auch thatsächlich unter unserem Gesetze von 1879 nicht der Fall. — Und ob in der Erfüllung dieser elterlichen Pflicht ich strafbar bin oder nicht, muß ausschließlich eine Frage für richterliche Entscheidung in unseren regulären Gerichtshöfen bleiben; ein jeder Fall ist berechtigt, auf Grund seiner eigenen Thatsachen hin beurtheilt zu werden. Die Diskretion der Eltern und natürlichen Vormünder kann in diesem Punkte nicht durch einen Codex unbiegsamer Regeln eingehemmt werden, welche eine Legislatur von Zeit zu Zeit diktirt, und einer ministeriellen lokalen Behörde zur Ausführung überwiesen hat.

Gesetze gegen die Anstellung von Kindern in Fabriken, während dieselben noch im schulpflichtigen Alter und des Elementarunterrichts bedürftig, sind nur eine natürliche Folge des Prinzips "compulsory education". Ebenso die Errichtung von Truant-schools, houses of refuge, industrial schools, orphan asylums und dergleichen; alles das ist alt. Das Recht des Staates, in solchen Fällen einzugreifen, ist gänzlich unbestritten; es beruht auf einer ganz anderen Basis als die, welche dem Bennett-Law zu Grunde liegt. In allen diesen Fällen ist das Einschreiten des Gemeinwesens nur ein nothwendiges Hülfsmittel,

neben der bereits existirenden Verpflichtung der Eltern, welche sie in der ersten Instanz mit der Erziehung des Kindes beauftragt. Wenn ein Vater unfähig oder nicht willens ist, dieser natürlichen Pflicht nachzukommen und für sein Kind Sorge zu tragen, so ist es nicht nur das Recht des Staates, sondern derselbe ist sogar verpflichtet, in loco parentis die Obhut desselben zu übernehmen, und sich mit dessen Heranziehung zu belasten. Die Elternrechte können verwirkt, aber nicht genommen werden!

Die Wisconsiner Supreme Court hat die Grenze der Staatsautorität bereits festgestellt.

Im Jahre 1876 hatte ich die Ehre, einen Fall in Madison zu argumentiren, welcher als „Milwaukee Industrial School vs. Supervisors of Milwaukee County" bekannt ist, und zitire ich aus demselben den Wortlaut der Entscheidung unseres verstorbenen Chief-Justice, des so hochstehenden Juristen Mr. E. G. Ryan.

> „Der Staat drängt sich in der Ausübung dieser Machtvollkommenheit nicht zwischen Vater und Kind, wenn dasselbe eines Eingreifens nicht bedarf; ja, wir möchten sagen, daß ihm dieses Recht durchaus nicht zugestanden werden könnte, es sei denn im Falle der Vernachlässigung oder Hülfsbedürftigkeit des Kindes, welche aus Mangel an elterlicher Fürsorge hervorgeht. Wir würden ernstlich zaudern zu entscheiden, daß diese Machtvollkommenheit in irgend einem Falle die Unfähigkeit oder Nachlässigkeit der Eltern überdauern könnte."

Die wirkliche Streitfrage.

Aber von diesen allgemein anerkannten Prinzipien, welche theilweise wiederum in diesem Bennett-Gesetz Ausdruck gefunden haben, ist es nicht meine Absicht, des Längeren zu sprechen. Es handelt sich jetzt hauptsächlich um jene neue und monströse Proposition, welche man in dieses Bennett-Law hineingezwängt hat, und die in eine einzige Frage zusammengefaßt werden kann:

„Hat unter unserer demokratischen Regierungsform der Staat als parens patriae das geringste Recht, sich in die Einzelheiten der Erziehung einzumischen, wenn und so lange die Eltern ihre Kinder nicht verwahrlosen lassen oder anderswie sich unfähig erweisen, der Pflicht nachzukommen, welche unter allen zivilisirten Nationen als die heiligste betrachtet wird, und welche die Vorsehung selbst der menschlichen Brust eingepflanzt hat?"

Und in der Erwägung dieser Frage ist es mir gänzlich einerlei, ob das jetzt seitens des Staates proponirte Eingreifen in seiner praktischen Tragweite angemessen oder abgeschmackt erscheint. Wir sind alle bereit zuzugeben, daß unsere Kinder nach allen Richtungen hin mit der offiziellen Sprache dieses Landes vertraut gemacht werden sollten; ja ich zaudere nicht, mich dahin zu äußern, daß eine Privat- oder Kirchen-Schule, welche nicht ernstlich trachtet, dieses Ziel zu erreichen, unter dem Gesammtdruck der öffentlichen Meinung baldigst begraben sein wird, weil sie den stets wachsenden Ansprüchen an Volkserziehung nicht genügen kann. Ich bin mir keiner Kinder bewußt, welche in dieser Richtung vernachlässigt werden; aber Gouverneur Hoard behauptet, daß auf seinen offiziellen Rundreisen er jeden Augenblick über einen "poor German boy" stolperte, welcher in Unkenntniß der englischen Sprache aufwüchse, und dem „die wahren amerikanischen Ideen" fremd. Und da schlägt denn der Gouverneur vor, daß man diesem „armen deutschen Knaben" tüchtig Englisch lehre, selbst auf das Risiko hin, daß ihm sein Gott dabei abhanden kommt.

Natürliche Folgen schlechter Präzedenzfälle.

Haben jene Leute, welche das Prinzip dieses Bennett-Law indorsiren und die Machtvollkommenheit des Staates in dieser Richtung auszudehnen suchen, je über die natürlichen, unausbleiblichen Folgen ihrer Stellung nachgedacht? Glauben sie wirklich, den Gesammtcharakter des Volkes nach einem einhelligen amerikanischen Maßstab durch die öffentliche Schulbank gestalten zu können? Wenn wir diese Lehre von "paternal government and State supervision over private schools"

zugestehen würden, wenn es innerhalb der Staats-Befugniß läge, auch außerhalb seiner eigenen Schule anzuordnen, daß vier spezielle Fächer: Lesen, Schreiben, Arithmetic und United States Geschichte, für eine gewisse Länge der Zeit und in einer gewissen Sprache in einer jeden Schule gelehrt werden müssen, wo soll denn nachher die Grenze für das Eingreifen des Staates gezogen werden? Soll es der Laune einer fluktuirenden politischen Majorität überlassen werden, von einer Sitzung der Legislatur zur anderen den Studienplan für uns alle festzustellen? Soll diese Befugniß an lokale Schulbehörden delegirt werden? Ist nicht das ganze Gebäude unserer Gesetze eine zusammenhängende Kette von Präzedenzfällen? Würde es nicht logisch folgen, daß die Autorität, den öffentlichen und privaten Unterricht in dieser Weise zu reguliren, sich nothwendigerweise auf den ganzen Studienplan erstrecken muß? — Und wenn der Staat berechtigt ist, zu diktiren, was gelehrt werden soll, steht ihm nicht ebenfalls die Befugniß zu, anzubefehlen, was nicht gelehrt werden darf?

Kein Mittelgrund — Kein Kompromiß.

Sie werden daraus ersehen, meine Herren, daß es nicht so sehr die Einzelheiten, als das Prinzip aller solcher Gesetzgebung ist, gegen welches wir uns auflehnen müssen. Diese ganze Lehre von "Paternal government and State supervision" ist höchst undemokratisch und gefährlich. Es bleibt uns da kein Raum für Kompromiß in Betreff der Einzelheiten, wie man dies im Frühjahr versucht hat; da gibt es keinen Mittelboden. Hier liegt der Schwerpunkt aller dieser Reiberei; auf dieser Linie müssen die Streitkräfte aufgestellt und der Kampf ausgefochten werden!

Mangel an Assimilationsvermögen, in Gedanke und Handlung.

Nachdem ich so weit gegangen, kann ich ebensowohl einen Schritt weiter thun: Seine Exzellenz der Gouverneur, welcher am 17. Mai dieses Jahres in Madison eine norwegische Versammlung adressirte, äußerte sich bei dieser Gelegenheit wie folgt:

„Es wird allgemein zugestanden, daß die Skandinavier sich schneller amerikanisiren denn irgend ein anderer fremder Volksstamm, welcher sich an unsern Küsten niederläßt. Sie erlernen die Sprache, nehmen amerikanische Ideen von Erziehung der Kinder an, und greifen bereitwilligst in allen amerikanischen Fragen in einer Weise ein, welche mannigfach günstige Beurtheilung hervorgerufen hat. Der Grund für diese Erfahrung ist nicht schwer zu finden. Ihr politisches Leben ist dem unsern sehr ähnlich. Es ist bemerkenswerth, daß die Norweger sich nicht en masse durch demagogische Appelle an nationale und religiöse Vorurtheile leiten lassen" u. s. w.

Herr Vorsitzer, es ist nicht das erste Mal, daß ich ähnlichen Bemerkungen aus derselben Quelle begegne. Wenn man anderer Argumente ermangelt, dann bleibt noch immer die Waffe der Insinuation übrig. Bei manchen Leuten bewirkt ein Appell an kleinliche Vorurtheile und Nationaldünkel wahrhaft Wunder. Nachdem er die deutschen Lutheraner vor den Kopf gestoßen, erwartet der Herr Gouverneur wahrscheinlich, ihren Verlust durch skandinavische Stimmen ausgleichen zu können.

Was meine Person anbetrifft, so glaube ich mich hinlänglich gegen den Vorwurf geschützt, diesem Lande ein Fremder geblieben zu sein. Wenn meine Erinnerung nicht trügt, so entwarf ich vor einigen Jahren zurück ein Memorial an den Kongreß und die Legislatur, worin ersucht wurde, die Naturalisationsgesetze und Staatsbürgerschaft durch das ganze Land gleichmäßig zu gestalten, so daß das Bürger- und Stimmrecht in Zukunft nur denjenigen zu Theil würde, welche wenigstens 5 Jahre in den Vereinigten Staaten gewohnt. — Ich bin mir deutlich bewußt, daß die deutsche Emigrationsgesellschaft dieser deutschesten Stadt ein solches Memorial adoptirte, und weiß ebenfalls, daß politische Drahtzieher (auf beiden Seiten) ermangelten, dieser, einer der progressivesten der amerikanischen Ideen, beizustimmen. In Anbetracht dieser einen Thatsache, selbst wenn sie vereinzelt dastehen würde, sollte

es zugestanden werden, daß unsere deutschen Freunde auch gelegentlich in amerikanische Verhältnisse in einer Weise eingreifen, „welche günstige Beurtheilung hervorrufen sollte."

Ein naturalisirter Bürger, welcher mehr denn dreißig Jahre in diesem Lande zugebracht (wenn er nicht sonstwie von der Natur vernachlässigt worden), kann wohl einen Vergleich mit dem Durchschnitts-amerikanischen Stimmgeber aushalten. Er mag selbst zu Zeiten gerechter Weise beanspruchen, beurtheilen zu können, was recht und was unrecht, besonders in Sachen der Gesetzgebung, welche sein Gewissen oder seine Religion berührt. Ich denke nicht, daß irgend Jemand berechtigt ist, den Lutheranern und unseren katholischen Freunden ausländische Schrullen vorzuwerfen, weil dieselben darauf bestehen, ihre Kirchenschulen in Ruhe zu lassen, selbst wenn sie sich in diesem Punkte ebenso eigensinnig erweisen sollten, als seiner Zeit es die alten Puritaner gewesen.

Naturalisirte Bürger und amerikanische Ideen.

Wenn ich wiederum auf mich selbst Bezug nehmen darf — mit einem großen Kreis von versprechenden Kindern um mich herum — so bin ich doch wohl nicht weniger interessirt im Heranbilden einer gesunden Gesellschaftsatmosphäre, wie die hier Geborenen. Ich habe keiner günstigen Gelegenheit ermangelt, um diejenigen Eigenthümlichkeiten in mich aufzunehmen, deren dieses Land sich rechtmäßiger Weise rühmen kann; während andererseits ich zugeben will daß ich mit Vergnügen gewisse Erinnerungen meiner früheren Jugend fortzupflanzen suche, im Besonderen die Kenntniß meiner Muttersprache pflege, weil sie sich als der Schlüssel zu einer Literatur und einer Welt von Gedanken erweist, welche — ohnegleichen dastehend — mir vor Allem lieb und werth geworden.

Wie dem jedoch immer sein mag, unsere Vereinigten Staaten Konstitution und unsere Beziehungen zu derselben sind mir deshalb nicht verschlossen geblieben. Ich habe die frühere Geschichte dieses Landes und seines Volkes enge verfolgt, weil ich aus den Erfahrungen der Ver-

gangenheit zu lernen wünsche. Von allen den vielen schönen Aussprüchen dahingeschiedener amerikanischer Staatsmänner steht mir einer stets vor Augen:

„Stetige Wachsamkeit ist der Preis unserer Freiheit."

Und gerade weil dieser amerikanische Ausspruch einen so tiefen Eindruck auf mich zurückgelassen, deshalb stehe ich heute hier, bereit, auch selbst dem ersten Angriff auf unsere Freiheit zu begegnen, möge er sich nun in der Form eines Bennett-Law oder irgend einer anderen undemokratischen Maßregel äußern.

Constitutional Government.

Vollständig durchdrungen von amerikanischen Ideen, habe ich ebenfalls gelernt, darauf zu bestehen, daß unserer Konstitution stets eine liberale Auslegung zu Theil wird; nicht nur in ihren positiven Bestimmungen, sondern in allen vernünftigen Folgerungen, welche sich aus denselben ergeben.

Der Mensch ist nicht nur frei und gleich geboren, sondern berechtigt, es auch zu bleiben! Der gegenwärtige Zeitgeist hat uns eine große — durch Erfahrung in mannigfacher Weise illustrirte — Wahrheit gelehrt:

„Ein jedes Volk ist berechtigt zu der möglichst billigen Regierung, welche zur Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten genügt, und zu der größten Freiheit, welche es mit Sicherheit vertragen kann."

Es muß demselben erlaubt sein, das Leben zu genießen, und das Glück in seiner eigenen Weise zu verfolgen, vorausgesetzt, daß man nicht mit der Freiheit Anderer, wenn in der Verfolgung desselben Zieles, in Konflikt geräth.

Insbesondere unter unserer Regierungsform, welche einzig und allein auf Kompakt beruht, haben wir ein absolutes Recht, darauf zu bestehen, daß unsere Freiheit in ängstlicher Weise gewahrt werde.

Die Gefahr einer politischen Majorität.

Man schreibt Thomas Jefferson den Ausspruch zu: „Eine wählbare Despotie ist nicht die Regierung, für welche wir gekämpft." Das ist ohne Zweifel wahr. Einer der größten Steine, über welche wir unter einer republikanischen Regierungsform stolpern, ist, daß der Wille der Majorität die Minorität nothwendigerweise bindet, und die Ansicht einer bloßen Majorität der legislativen Stimmen unsere Handlungsweise diktirt und zum Gesetz erhoben wird. Kein Schutz existirt dieser arbitrarischen Machtäußerung und einer stets wechselnden Majorität gegenüber, wenn wir diesen nicht in der Konstitution selbst finden können; und selbst dann mühen sich unsere Gerichtshöfe ab (insbesondere, wenn unter dem Einfluß öffentlicher Agitation), eine jede legislative Maßregel aufrecht zu erhalten, unter dem Vorwand, daß es nur eine vernünftige Ausübung der Polizeigewalt des Staates sei. Die konstitutionellen Bestimmungen über „unveräußerliche Rechte" werden deshalb nicht ganz ohne Grund oftmals als „pures Flittergold" bezeichnet. — —

Sie sehen also, meine Herren, daß selbst ein fremdgeborener Bürger, deutscher Abstammung, mit einiger Mühe sich ein annäherndes Verständniß von amerikanischen Ideen verschaffen kann.

Europäische Monarchien sind kein Vorbild für unsere Gesetzgebung.

Natürlicher Weise sollte das Volk dieses Landes mehr Freiheit genießen, als die Unterthanen europäischer Monarchien. Dieses ist vorzugsweise ein Land der Individualität, und ausgedehnter, liberaler Ideen. Wir dürfen nicht nach Präzedenzfällen für unsere Gesetzgebung in fremden Kontinenten herumsuchen. Was für den Zar von Rußland angepaßt — was sich als eine politische Nothwendigkeit in eroberten Provinzen erweisen mag, ist keineswegs hier anwendbar. Ein Ukas in Rußland hat in letzter Zeit auf Kanzeln und in Schulen Finnlands Alles, mit Ausnahme der russischen Sprache, unterdrückt; in Elsaß und Lothringen hat man das Deutsche anstatt der französischen Sprache für alle öffentlichen Zwecke dekretirt.

Paternal Government und State Supervision.

Aber es ist mir absolut fremd geblieben, daß auch nur eine europäische Macht, wie sehr auch immer autokratisch oder selbst despotisch, je zwischen Eltern und Kind soweit eingegriffen, um die Einzelheiten der Erziehung, welche ein Vater verpflichtet ist seinem Kinde zukommen zu lassen, nur in irgendwie vorzuschreiben. Es gibt da nur eine Ausnahme, nämlich im alten Sparta:

> „Wo der Gesetzgeber sich nicht einmal zufrieden gab, an der Wiege anzufangen, und Besitz von dem neugeborenen Kinde zu nehmen, so daß er dessen ganzes Wesen und Natur für seine speziellen Zwecke gestalten könne, sondern wo das Gemeinwesen vorher eingriff, um einen starken und gesunden Nachwuchs zu erzielen, selbstverständlich in hinlänglicher Anzahl." — Solches ist Geschichte.

Wer sich für diese Lehre von Paternal Government speziell begeistert, den bitte ich auf Lord Brougham's „Political Philosophy" und seine Kommentarien über das Spartanische System verweisen zu dürfen. Dieser große politische Philosoph sagt unter Anderem:

> „Es empörte alles Gefühl und jedwede natürliche Geschmacksrichtung; es that einem jeden vernünftigen Prinzip, auf welchem die politische Struktur der menschlichen Gesellschaft lastet, den höchsten Zwang an; es löste allen engeren Verband auf, und verwischte das ganze Gemeinwesen in eine einzige Familie."

Sie sehen, meine Herren, daß diese Lehre von „Paternal Government" durchaus nicht neu ist. Man hat bereits mit derselben 800 Jahre vor Christi Geburt experimentirt. Der Autor dieses Bennett-Law ist nicht einmal zum Kredit der Originalität berechtigt. Diese große amerikanische Idee, wie Gouverneur Hoard sie nennt, ist von den alten Heiden entlehnt! Sie setzt voraus, daß die Autorität des Staates absolut und über alles erhaben ist; erhaben über die Familie, erhaben über Religion und Gewissen. Der Staat wird an die Stelle der Eltern gesetzt, und das Kind wird das Kind des öffentlichen Gemeinwesens.

Ich glaube ich sagte vorhin, daß dieses Spartanische System die einzige Ausnahme bildete, wo die Lehre von Paternal Government bis in die Einzelheiten der Erziehung hineingetragen wurde. Ich muß mich hier etwas korrigiren; ich habe eine zweite Ausnahme auf diesem Kontinent entdeckt. Im alten Connecticut bestand ein Gesetz, welches die Eltern verpflichtete, „ihre Kinder das Kapitel betreffs „Kapital-Verbrechen" in der Ur- oder englischen Sprache lesen zu lehren, mit der ferneren Bestimmung, daß — wenn hierzu nicht im Stande — sie anstatt dessen dieselben in einem orthodoxen Katechismus unterrichten müßten." Ich leite speziell die Aufmerksamkeit von unseren Freunden, den Turnvereinen, auf dieses Connecticut Gesetz, da unter der Leitung des Herrn Boppe sie geneigt zu sein scheinen, „das Prinzip des staatlichen Eingreifens" zu indossiren. Dieses Prinzip ist wie ein zweischneidiges Schwert. Es möchte sich ereignen, daß in nicht langer Zeit in diesem Staate, (wie jetzt bereits in Illinois) eine Privat- oder Kirchen-Schule, um überhaupt als ein Erziehungsinstitut angesehen zu werden, sich der Zustimmung (approval) der lokalen Schulbehörde vorerst versichern müßte, oder daß bei einem Wiedererwachen des alten puritanischen Geistes, Herrn Boppe's Kinder einigen Zwangsunterricht im orthodoxen Katechismus erhalten möchten.

Judge Redfield über Schulzwang.

Judge Isaac F. Redfield, von Boston, lenkte bereits im Jahre 1871 die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Bestreben hin, gewisse reformatorische Ideen auf legislativem Wege zu verwirklichen. Er sagte:

> „Legislative Moralreform und Schulzwang sind die Ecksteine, auf welche hier ein großer und einflußreicher Theil unseres Volkes beabsichtigt, ein Reich zu errichten, von dem man erwartet, daß es in Charakter und Machtentfaltung weit über Alles hinwegragen soll, was uns die alte oder neuere Geschichte je geboten. Diese beiden Kardinalprinzipien: legislative Moralreform und Schulzwang, umfassen das religiöse und politische Element der besseren, wenigstens finanziell am glücklichsten situirten, unserer

modernen Reformatoren. Ob sie auf Dauer der Zeit im Stande sein werden, ihre Stellung der Opposition gegenüber einzuhalten, ist eine Frage von ziemlicher Schwierigkeit zu entscheiden. Dieser Klasse von Reformatoren gegenüber steht eine Andere im Gemeinwesen, höchst gebildet und einflußreich, welche in ihrer Denkungsart und Gefühlen auch garnichts mit der Ersteren gemein hat. Diese letztere Klasse glaubt nicht, daß das Eintrichtern der Textbücher seitens der großen Masse des Volkes, von vier Jahren an und aufwärts, nothwendigerweise dazu beiträgt, Weisheit oder Tugend zu fördern, sondern vielmehr fast das Gegentheil, in vorgefaßtem Dünkel und unvollständigen Begriffen, sowie eine Neigung in allen Gesellschaftsschichten großzieht, Dinge zu hantiren, welche an und für sich für die große Masse zu hoch liegen. Und vor allen Dingen neigt sich diese letztere Klasse der Ansicht zu, daß alle versprechende und zuverlässige Moralreform in hohem Grade nur im religiösen Glauben und in einer kirchlichen Erziehung von jüngster Kindheit an zu suchen sei; daß man dies füglicher Weise nicht von den öffentlichen Schulen erwarten dürfe, sondern einzig und allein von der Erziehung innerhalb der Familie, den Lehren der Kirche und ihrer Diener in der täglichen Disziplin eines gottergebenen Lebens. Diese beiden Schulen treten sich in diesem Lande im Laufe der Zeit immer schroffer entgegen."

Die Ansichten dieses eminenten Juristen finden sich des Weiteren in 10 Am. Law Rep., 372—375.

Die Suprematie der Familie ist nie aus den Augen zu lassen.

„Die Stimme der Natur weist auf die Eltern hin, als die rechten und zweckmäßigsten Personen zur Heranbildung ihrer Kinder, und Gesetz und Herkommen aller Nationen haben dieser einfachen Anforderung des gesunden Menschenverstandes stets Rechnung getragen. 2 Kent Comm., 189.

Gemäß Lord Coke ist es „die Aufgabe des Blutverwandten, dem Kinde zu helfen, es heranzubilden und zu beschützen."

Die Statuten Wisconsins, in Uebereinstimmung mit allen anderen Staaten, haben dieses Recht der Eltern nie außer Augen gelassen. Section 3964 lautet:

„Der Vater des Unmündigen, wenn am Leben, und im Falle seines Todes die Mutter, während sie unverheirathet bleibt, wenn dieselben sonstwie competent sind, ihre eigenen Geschäfte zu erledigen, und nicht anderswie außer Stand gesetzt, sollen zu der Obhut der Person des Betreffenden berechtigt sein, und für seine Erziehung sorgen (to care of his education)."

„Dieses Recht des Vaters steht außer aller Frage — sagt Kent — während das Kind unter 14 Jahren ist."

Niemals ist je beansprucht worden, in dieses elterliche Recht einzugreifen, es sei denn im Falle groben Mißbrauchs desselben, und dann nur durch die Courts of Chancery, auf welche dieser Zweig des Gerichtswesens seit undenklichen Zeiten unter allseitiger Zustimmung in England sowie in den Vereinigten Staaten, mit Ausschluß aller anderen Regierungsdepartments, übertragen worden ist.

> „Jede Einmischung in die elterlichen Rechte und Pflichten, es sei denn durch die bestehenden Gerichtshöfe, wenn die elterliche Macht mißbraucht worden, ist der häuslichen Subordination, dem öffentlichen Frieden, der Moral und Sicherheit der Gesellschaft nur schädlich." 2 Kent, 203, note.

„Das Vorrecht der Krone, zwischen Eltern und Kinder einzugreifen (sagt Story Sec. 1334), nimmt mehr die Form eines richterlichen Verfahrens, in foro conscientiae an, wie die Ausübung einer streng executiven Gewalt."

Und selbst das Eingreifen eines Gerichtshofes ist keineswegs arbitrarisch, sondern begrenzt und auf Einzelfälle beschränkt durch feststehende Grundsätze, welche zu einem Theil der Fundamentalordnung aller menschlichen Gesellschaft geworden sind.

Schlußbemerkungen.

Es gereicht mir zur Genugthuung, zu wissen, daß in diesen Ansichten ich nicht allein stehe. Andere — talentvoller und erfahrener wie ich — haben sich bereits in ähnlicher Weise ausgesprochen. Ich habe versucht zu diesen Schlüssen zu gelangen, unbeeinflußt durch Streiflichter, wenn auch die Versuchung zeitweilig nahe lag, auf die wirkliche Absicht der Urheber näher einzugehen. Ich habe mir Mühe geben müssen, die auffallende Thatsache außer Augen zu lassen, daß „der arme deutsche Knabe, welcher der Erziehung im Englischen so bitter bedürftig", sich eigenthümlicherweise, zu gleicher Zeit, in fast allen Republikanischen Staaten vorfindet. Massachusetts, Illinois, Wisconsin, Dakota, Nebraska, Jowa — sie scheinen alle derselben legislativen Reform zu bedürfen. — Ist es denn wirklich wahr, was manche unserer Freunde so ernstlich befürchten, daß diese ganze Bewegung nur ein „verdeckter Angriff" auf unsere deutsche Sprache sei? Daß, während offene Angriffe, wie die Pond- und andere Vorlagen durchgefallen, man jetzt dasselbe Ziel auf indirekte Weise zu erreichen sucht? Sind die politischen Parteien in letzterer Zeit des wahren Verdienstes so vollständig bar, daß — nachdem Prohibition in Pennsylvania zur Ruhe gelegt — sie jetzt nach anderen noch sensationelleren Streitfragen greifen mußten?

Aber das ist nicht die Frage, die ich im Augenblick zu erörtern wünsche. Wir können uns ebensowohl darauf beschränken, unsere Stimme gegen diesen legislativen Mißbrauch unter dem Deckmantel der Reform zu erheben, und dabei von allen Nebenfragen abzusehen. Diese Proposition ist jedenfalls weitgehend genug. Das Volk muß lernen (um die Worte unseres Chief-Justice Ryan nochmals anzuwenden) „sorgfältig zu unterscheiden zwischen einem berechtigten Eingreifen und ungebührlicher Einmischung der Legislatur in Sachen rein privater Natur, und insbesondere in die natürlichen und heiligen Beziehungen des Vaters zum Kind."

Wenn in dieser Richtung erfolgreich (sagt Mr. Justice Redfield), so wird es ein erstaunlicher Fortschritt sein auf dem Wege zur Freiheit.

Die folgenden Sätze scheinen kaum der ferneren Begründung zu bedürfen:

1. Das Recht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, so lange dieselben noch unter 14 Jahren, ist ebenso weittragend und unerschütterlich, als ihr Anspruch auf die Person, Obhut und Gesellschaft derselben.

2. Elterliche Rechte können durch Mißbrauch, sowie eigene gröbliche Vernachlässigung — wenn durch richterlichen Spruch festgestellt — verwirkt, aber nicht in summarischer Weise entzogen oder beeinträchtigt werden, weder durch legislative Maßregeln oder Exekutiv-Gewalt.

3. Wenn die Eltern im Laufe eines eingeleiteten Gerichtsverfahrens schuldig befunden worden, ihre Elternpflichten gröblich vernachlässigt zu haben, so tritt der Staat — in loco parentis — in ihre Rechte ein, und übernimmt die Obhut und Erziehung des Kindes, bis die Eltern zu ihrer Pflicht zurückkehren; aber dem Gemeinwesen steht in keiner Beziehung zu, sich zwischen Eltern und Kind zu drängen, wenn keine dringende Nothwendigkeit vorliegt.

4. Die Einzelheiten der Erziehung und die angewandten Unterrichtsmittel sind gänzlich dem Gutdünken des natürlichen Vormundes anheimgegeben. Die elterliche Diskretion darf nicht durch einen Kodex von unbiegsamen Regeln, welche die Legislatur oder eine lokale Schulbehörde aufstellen mag, kontrollirt werden.

5. Die Eltern können nach Belieben einen Theil ihrer Erziehungspflichten und Elternrechte auf Lehrer übertragen, welchen die Leitung einer öffentlichen, privaten oder kirchlichen Schule anvertraut worden; — aber auch in dieser Richtung muß die Auswahl der gebotenen Schulgelegenheiten ihrem eigenen Ermessen überlassen bleiben.

6. Schulzwang oder Schulpflicht-Gesetze — so lange dieselben nur die natürlichen Verpflichtungen der Eltern zu enforciren suchen, sind keineswegs außer Ordnung. Bestimmungen, welche ein Alter feststellen, welches in erster Instanz dem Elementarunterricht der Kinder gewidmet sein soll, sind höchst zweckmäßig; so auch das Verbot der Anstellung von Kindern in Fabriken, so lange sich dieselben im schulpflichtigen Alter befinden und der ferneren Ausbildung bedürfen. Aber weiter soll und darf eine gute Regierung nicht eingreifen. Privat- und Kirchen-Schulen, welche in keiner direkten Beziehung zum Staate stehen — sollten der Kontrolle desselben und dem Visitationsrecht lokaler Behörden so wenig, wie die Eltern selbst, unterworfen sein.

Und Euch, meine Herren in diesem Konvent, gebührt der Kredit für den ersten Schritt zur Agitation. Bleiben Sie nun auch der Kernfrage getreu, bis Sieg Ihre Fahne krönt! Es giebt — wie ich bereits angedeutet — keinen Mittelgrund, keinen Raum für Compromiß, „Der Gebrauch der Waffen ist wohl am Platz, wenn der Zweck, für welchen man dieselben zieht, recht und gerecht!"

Ich kann Sie versichern, daß in diesem Kampfe Sie nicht allein stehen werden. Eine freie und aufgeklärte Strömung durchzieht das Land! Das Bewußtsein einer gerechten Sache wird Ihre Stütze sein, und eine gütige Vorsehung Ihr Werk nach allen Seiten fördern!

Sechster Anhang.

(Siehe Kapitel VII.)

Platform der am 4. Juni 1890 in Milwaukee abgehaltenen Anti-Bennett-Staatskonvention.[1])

I.

Indem wir als Bürger des Staates Wisconsin zur Bekämpfung des sogenannten Bennett-Gesetzes — Laws of Wisconsin 1889. Chapter 519 — zusammentreten, finden wir es geboten, uns von vornherein gegen gewisse Verdächtigungen zu verwahren, durch die man unsere Stellung in ein schiefes Licht zu setzen versucht hat. Deswegen erklären wir:

a. Wir sind nicht Feinde der englischen Sprache, sondern sehen im Gegentheil darauf, daß unsere Kinder einen gründlichen Unterricht in derselben bekommen.

b. Wir erkennen öffentliche Schulen als eine Nothwendigkeit an, sind aber der Ansicht, daß den Eltern die Freiheit und das Recht zusteht, Schulen für ihre Kinder selbst zu errichten oder zu wählen.

c. Wir erklären, daß wir keinen Anspruch machen auf die Unterstützung von Kirchen- und sonstigen Privatschulen aus dem öffentlichen Schulfond.

---

1) Das Komite, von welchem diese Platform aufgesetzt wurde, bestand aus den folgenden Delegaten: Professor Huth, Milwaukee; Rev. Allwarth, Lebanon; Rev. F. Lutz, Hope; Gustav Wollaeger, Milwaukee; C. Fehlinger, Waterloo; O. Plathner, Spencer; und Paul F. Sauer, Glades Corners.

d. Wir sind nicht gegen das gesetzliche Verbot der Kinderarbeit in Fabriken, gegen ein vernünftiges Schulzwangsgesetz, noch gegen das Einschreiten des Staates gegen solche Schulen, die sich etwa in Widerspruch mit der öffentlichen Ordnung und den Gesetzen der Moral befinden.

II.

Wir protestiren aber gegen das Bennettgesetz, weil dasselbe in unnöthiger und ungerechter Weise unsere religiöse und persönliche Freiheit beschränkt. Denn

a. Es giebt dem Schulboard das Recht, willkürlich zu bestimmen, daß ein Kind während der Zwangsperiode nur in eine Schule der Stadt, des Town oder Distrikts geschickt werden darf, in welchem es seinen Wohnsitz hat, und nimmt den Eltern das Recht, ihre Kinder in eine bessere und mehr entsprechende Schule außerhalb des Distrikts zu schicken.

b. Es bindet die Kirchen- und Privatschulen an Zeitbestimmungen, die von den Schulbehörden getroffen werden, ohne daß diese auf gemeindliche und kirchliche Verhältnisse die geringste Rücksicht zu nehmen brauchen.

c. Es schreibt uns gewisse Fächer und eine Unterrichtssprache vor und ist überhaupt so gefaßt, daß es den Schulbehörden Gelegenheit giebt, sich Rechte herauszunehmen, die ihnen nicht zustehen, während der Staat und die Staatsbeamten doch kein Recht haben, sich in die inneren Angelegenheiten von Kirchen- und Privatschulen einzumischen.

III.

Wir erklären, daß wir ohne Rücksicht auf bisherige Parteiverhältnisse nur für solche Kandidaten stimmen werden, die für den Widerruf des Bennettgesetzes zu wirken sich verpflichten.

IV.

Als patriotische Bürger, als Vertheidiger religiöser und persönlicher Freiheit, als Vertreter einer wahrhaft vernünftigen und sittlichen

Unterrichtsweise, als Freunde der englischen Sprache und als Gegner jeglicher engherzigen Unterdrückung eingewanderter Bürger und des berechtigten Gebrauchs ihrer Muttersprache fordern wir darum alle gleichgesinnten, freiheitsliebenden Bürger ohne Unterschied der Partei und Abstammung auf, sich mit uns in dem Bestreben zu vereinigen, den Widerruf des unnöthigen, Zwietracht stiftenden, ungerechten Bennettgesetzes zu erzielen.

Namen-Verzeichniß.

A.

Seite

„Abend = Post", Die.....256
Adams, C. K 187
Adams, John 88
Adler, David 67, 109, 111
Alwardt, Rev. H. A.....278, 297
Anderson, Prof. R. P.....161
Allen, Prof. 187
Altpeter, Oscar 92
American Protestant Association..228
Allis, E. P. 56, 70
Anneke, Fritz 16
Anneke, Mathilde Francisca.....
.....14, 21, 40
„Anzeiger des Westens".....256
Ascherman, Ed. 67, 106
Auer, Louis 92
Aurora = Loge 255

B.

Bach, Christ. 113, 216
Bading, Rev. John 111
Baensch, Emil 215, 234
Baetz, Henry..67, 107, 110, 113, 211
Balaika Hans 219
Balk, H. G. 189
Barnay, Schauspieler 222
Bartell, C. F. 278
Bartels, J. L. 269
Barwig, Chas. 104
Basse, G. D.....107
Baumgärtner, Henry....92, 106, 247
Becker, Rev. J. 278
Becher, J. A. 106, 111
Becher, F. A. 106
Bechtner, Paul.....106, 107, 214
Bennett, Michael.....145, 146, 147
Bennett, W. C. 195
Berger, Victor 96
Beringer, Hedwig 222
Bieberstein, Frank 49
Bielfeld, Heinrich A. 2
Bierfach, Adolf 195
Bishop, Frank Jr. 56
Seite

Black, John 104
Black, W. C.....199
Bland, Congreßman 105
Bleyer, Julius 199
Blatz, Valentin 201
Bodenstedt, Fried. 213, 253
Boeppler, William 219, 221
Boebel, Hans 67
Borchert, Ernst 67
Bohmrich, L. G. 246
Bonns, Henry 107
Boppe, C. Hermann.....140, 154
Blaine, James G. 100, 108
Block, Emil 106
Blumenfeld, Max 109
Boelte, Christ. 161
Booth, Mary 17
Bouk, Gabriel 73, 166
Brehm, Dr. E. A. 212, 253
Bredesen, A. 161
Bremer, G. 111
Bragg, General 98, 162, 236
Briesen, E. von 161
Brickner, Geo. H. 104
Briesen, E. B. 278
Brooks, Samuel Marsden.....39
Brockhaus 188
Brown, Chas. E. 195
Brisbane, Alb. 80
Brown, T. H. 93
Brucker, Jos.....68, 82, 106, 138
Brumder, Geo. 78
Bruin, T. A. 192
Brunken, Ernst.....143, 155, 195,
..... 200, 215
Bruening, Hans 221
Bryan 245
Buechner, Dr. Ludwig 20

C.

Carlisle, John L.....99
Caspary, S. 67
Chamberlain, Prof. 187
Chase, Geo. H. 140

Seite

Clas, A. C. 57, 193
Clauder, Jos. 216
Christiansen, C. A. 161
Cleveland, Grover..68, 69, 97, 109 226
Conze, Alexander 1
Cotzhausen, F. W. von..63, 68, 72, 90, 92, 111, 138, 149, 161, 166, ...212, 214, 233, 236, 269, 279
Court, Emil 259
Cudahy ,Patrick 48

D.

Dapprich, Emil 156, 202
Debs Eugene 96
De Haas, Dr. Carl 2
Delanen 104
Dernehl, Paul H. 195
Deubler, Conrad 46
Deuster, P. V...73, 103, 109, 111, 120, 138, 233, 235, 245, 253, 259
Dilg, Wilhelm 7
Dillmann, A. 111
Doerflinger, Carl 193
Dohmen, P. L. 111
Domschke, Bernhard 5
Dorner, Dr. C. Hermann.....202
Dohse, Peter 68
Duemling, Dr. Herm. 79
Durr, Emil 106, 200
Durward, Brand Isaac.....39
Deutsche Gesellschaft.....214, 111
Deutsch-Englische Academy 191
Deutscher Club 210

E.

Eckstein, Ad. 68
Egery, C. A. 89
Eisfeldt, Chas. 106
Ehret, Geo. 41
Ely, Prof. R. P. 187
Ely, Lidia 40
Elliott, Eugene S. 93
Ellmenreich, Schauspieler 222
Ende, Amalie v. 9, 24
Ende, Henrik v. 19, 24
Enders, Frank 40, 44
Engelmann, Peter 191
Ernst, A. F...83, 160, 180, 181, 278
Esch, John J. 104, 234

F.

Fehr, Hermann ... .231
Fehlinger, C. 297
Felker, C. W. 162

Seite

Ferry, Geo. B. 57, 193
Fenling, John B. 187
Fiebing, Bella 3
Fiebing, Otto 3
Fiebrantz, W. H. 230
Fingado, Chas. 106
Fink, Bruno 143
Fink, Henry 67, 106, 111, 248
Fink, Wilhelm 107, 111
Flesch, Bischof 171
Ford, Senator 274
Frattinger, Peter 106
Frank, H. O. 52
Frankfurt, William 111
Frankfurt, Frau W. 201
Freitag, Rev. R. J. 278
Friedmann, Ignatz.....67, 107, 201
Friend, J. G. 107
Friend, Elias 111
Fricke, Chas. 67, 107
Fricke, W. A. 231, 234
Fritz, Theodor 89
Fröhlich, W. H. 234
Fuchs, J. P. 187

G.

Garfield, James A.....74, 108
Garside, B. 89
Geilfuß, Albert 67, 106
„Germania", Die 77, 256, 257
Germania-Verein 210
Geuder, William 247
Giegold, Georg 31, 33
Giesler, A. C. 106
Giese, W. F. 189
Goldschmidt, Julius..106, 107, 111 138, 248
Gorder William 161
Graban, Rev. 175
Graebner, H. 278
Gram, C. 278
Graenicher, Dr. S. 195
Grant, U. S. 58
Greeley, Horace 65, 80
Groenlund, Lawrence 84
Grottkau, Paul.....86, 93, 95
Gudden Sopie 34
Gugler, Julius.....26, 30, 106
Guenther, Dr. O. 111
Guenther, Richard....71, 73, 104, 123, 138, 233, 253

H.

Haas, Gustav 79
Haben, Andrew 71

Seite

Haertel, H. 111
Hansen, J. E. 211
Hailmann, W. N. 67
Hase, Schauspieler 222
Hatten, W. H. 190
Harrison, Präsident 248
Hayes, Präsident 61, 255
Hecker, Peter 171
Heine, F. W. 46, 49
Heinrich, Prinz 244, 259
Heinzen, Carl 22
Heinemann Geo. H. 190
Hendrick, Senator 64
Hennecke, Caspar 68
Henni, Erzbischof 171
Henricus vom See 7
Heiß, Erzbischof 156, 171
Herbold, Alexander 82
Herfurth, Sabine 190
„Herold", Der 256, 257
Herzer, Rev. John 278
Hickler, Simon 154
Hilbert, H. J. 93
Hill, Gouverneur T. B. 145
Hoard, Gouverneur..160, 163, 165, 214, 225
Hoar, Senator 239
Horn, Fred. 278
Hoyt, Frank W. 200
Huck, Clara 218
Huth, Prof. C. F. W...160, 278, 297

J.

Ilhardt Herm 269
„Illinois Staats-Zeitung" 141
Immler, F. A. 199
Inbusch, J. H. 111
Jaffé, William 221
Jahn, Julius 221
Jahn-Heymsen, Frau 52
Jastrow, Joseph 189
Jenkins, James G. 71
Johnson, D. H. 90
Juessen, Emil 109

K.

Kablenberg, Prof. 189
Kapp, Friedr. 19
Katzer, Erzbischof 171
Kainz, Schauspieler 222
Kann, Hugo 220
Keller, Fidor 262
Kerl, Fritz 51

Seite

Kemper, Herm. 220
Kersten, Theo. 249
Kieckhefer, F. A. W. 190
Kiewert, C. L. 211
Kindt, Louis 35
Kissinger, J. P. 111
Klauser, Julius 220
Knotser, E. A. 69
Koch, J. C. 228,231,246,269
Koch, H. C. 57, 106
Koehler, Robert 40
Koerner, Christ. 160, 278
Koerner, Gouverneur Gustav 65
Koeppen, Geo. 67, 78, 82, 111, 113, 136, 190, 211, 233, 269, 270
Krembs, Ernst 106
Krautbauer Bischof 171
Kremers, Prof. 189
Kretlow, Ed. 161
Kreutzer, Andrew 234
Krez, Conrad..5, 9, 10, 109, 159, 233, 278
Kroeger, Hermann 92
Kronshage, Theo. 234
Krueger, August 158
Kuestermann, Gust. 248
Kuehns, Carl 55
Kuehn, Ferd. 68, 111, 126, 197
Kupper, Paul J. 55

L.

La Follette, Gouverneur..234, 245, 248
Landauer, Max 106
Lapham, Increase A. 192
Lawton Frederic 56
Legler, H. E. 146, 147
Leidel, C. R. M. 107
Leisch, W. C. 190
Lenz, Congreßrepr. John 243
Lindblom, Robt. 67
Linke, F. Oskar 82
Loeber, Paul, Bildhauer 55
Lochner, Pastor 178
Lohe, H. 161
Lorenz, Richard 47
Louis, H. E. 67
Ludwig, John C., 92, 160, 215, 278
Lydington, Gouverneur 70
Luening, A. F. 106
Luening, Eugen 106, 221
Luenings Conservatorium 221
Lutz, Rev. Fred. 278, 297
Lyser, Gustav 68, 82

M.

Seite

Macklin, Edmund 5, 8, 12
Mann, Henry 201
Mallory, James A. 70, 92
Marr, Carl 40
Maschauer, Lorenz 201
McKinley, Präsident..236, 246, 248
Mathes, H. 87
Mayer, Louis 42, 52, 53
Melcher, Jos. 171
Mendel, H. M. 111, 138
Meisnest, Dr. 199
Meißner, C. A. 269
Merz, Leonhard 190
Meßmer, Bischof 171
Meyer, Geo. 211
Meyer, Joseph 89
Meyer, Professor 189
Michalowski, Herm. 48
Milbrath, Georg 107
Milwaukee Freie Presse 113
Mitchell, John L. 227
Mitchell, Alexander 71, 210
Mohr, Oscar 111
Monroe, C. E. 195
Meratwetz, Jacob 107
Moses, Dr. J. L. 111
Most, John 86
Mueller, Prof. G. V. 278
Mueller, Alexander .....52—54
Mueller, P. F. 161
Muenzberg, Paul 106
Muehlhauser, Pastor 175
Muensterberg, Prof. Hugo 25
Muench, Friedr. 65
Murphy, R. S. 96

N.

Nagel F. 161
National Deutsch = Amerikanisches Lehrer = Seminar.....201
Natural Historical Society 192
Nazro, John 217
Nehring, Henry 193
Neustadt, J. 67, 107
Neustadt, Simon 107
Niemann-Rabe, Schausp. 222
Nochren, Rev. H. 278
Nott, Rev. H. C. 278
Notz, Dr. W. 159, 278
Noyes, Geo. H. 90
Nusser, John 82

O.

Obermann, Geo. 198
Obermann, Jacob 112, 124
Oldenburg, Chas. 106
Oswald, A. 81
Ofjen, Theobald 104, 234
Ottendorfer, Anna 201
Ottendorfer, Oswald 64

P.

Pabst, Fred. 190, 223
Pabst, Fred. jr. 190
Pankow, A. 161
Paschen, Geo. 67, 106
Patten, Phil. v. 87
Paulus, Christ. 107
Paulus, G. 67
Payne, H. C. 165, 225, 231
Peasley, Prof. 198
Peckham, Geo. H. 194
Peck, Elmer E. 144
Peck, Geo. W. 165, 214, 225
Penner, Dr. L. 190
Pereles, J. M. 190
Pereles, T. J. 190
Pereles Nathan 67
Peter, Georg 49
Petersen, J. H. A. 278
Pfister, Chas. F. 190, 201, 235
Pfister, Elisabeth 202
Pfister, Guido 111
Pflaume, Carl 3
Piening, A. 4
Pieper,, Rev. Aug. 278
Pieper, Carl 161, 162
Philipp Adolf 31
Plathner, A. 207
Pond, Senator 145
Poppert, Henry 67
Pors, W. A. 132
Porth, G. W. 93
Pretorius, Emil 244
Preußer, Christ. 67, 111, 192, 201
Pritzlaff, John 67, 111
Puchner, Rudolph 5
Puls, Dr. A. F. 190

R.

Raab, Georg 50
Raabe, Wilh. 82
Radke, J. 161
Raine, H. 109
Raster, Herm. 130
Rauschenberger, W. G. 106, 246
Rauschenberger, John 106
Rauterberg, F. 195
Redfield, Richter Isaac F. 291

Seite
Reinsch, Prof. 189
Remington, Fred. 47
Richard, Julius 222
Riemer, Gust. 89
Ries, F. G. 106
Roeder, L. R. 107, 111
Roedder, Dr. E. C. 189
Röhr, Julius 234
Rhorbur, Franz 49
Rose, D. S. 247
Rosenstengel, W. H. 187
Roß, August 161, 227
Rudzinski, T. 89
Ruhland, Hermann 8
Rupp, Peter 90, 92
Ruppius, Otto 5
Ruschhaupt, G. 106
Rusk, Gouverneur 74 87

S.

Salomon, Gouverneur 66, 112
Salomon, Ernst 67
Sanger, Caspar M. 67, 103, 106
Sanderson, Lilian 220
Saume, Frau Oscar 14
Sauer, Rev. Christ. 278
Sauer, Paul E. 297
Sauerhering, Edw. 104
Schade, Robert 44
Schaeffer, Dr. H. W. 154
Schandein, Emil 91, 111
Schandein, Lisette 42, 48
Schleinitz, Emil v. 79
Schlerf, John 160
Schlichting 220
Schindler, J. F. 245
Schilling, Robt. 95, 236
Schmidt, Geo. J. 67
Schneider, Bernh. 50
Schneider, Emil 68
Schoeffler, Moritz 5
Schoenauer, Emil 278
Schroeder, W. 50
Schurz, Carl, 61, 65, 100, 105, 107 112, 190, 219, 239, 242, 244
Schuetz, Georg 82
Schuetz, Fritz 106, 181
Schuler, A. D. 94
Schulz, W. R. 245
Schwarz, John 106
Schwebach, Bischof 171
Scofield, Gouverneur 245
Seaman, Richter 162
Seuel, Rev. C. 278
Seite
„Seebote", Der 77, 256
Sigel, Franz 12
Sigel, Hermann ..107, 108, 126, 138, 164
Siller, Frank 34
Smith, Henry, ...89, 93, 104
Smith, Gouverneur 70, 73, 89
Sommers, P. J. 116, 227
Sonnenthal, Schauspieler 222
Soubron, Otto 25, 27
Slupecki, Jos. 198
Spies, Aug. 86
Spooner, Senator 163, 225, 231
Sprinkmann, Christ 52
Stallo, Richter 65, 109
Stark, Josua 217
Stark, Hy. J. 278
Steckel, Adrian 111
Steinlein, August 2
Sterling Susan 190
Stern, Leo 269
Stern, H. 67
Stirn, August 111, 130, 192, 269
Suchy, Rev. Leo. 111
Sulzer, T. C. 244

T.

Teller, E. E. 195
Terborg, Rev. J. E. 111
Tesch, J. H. 67
Thormaelen, Anton 7, 131
Thorne, Henry Vane 39
Tilden, Samuel 61, 66
Träumer, Geo. B. 86
Trentlage Georg 67
Trebupp, Chas. F. 49
Trott, A. v. 111
Trumpff, G. C. 34
Tubesing, Fred. 68
Turner, Prof. F. W. 187

U.

Uhl, Edwin 227
Uhlein, August 111, 190, 201
Ulrich, John 2, 69
Ulrici, Emil 111
Upham, W. C. 236

V.

Van Dyke, John H. 56
Van Ewehk, Arthur 220
Van Hise, Prof. 187

Seite
Van Schaik, Isaac 94
Vette, Dr. W. 68
Vianden, Heinrich....39, 44, 49, 160
Vilas, Senator...109, 162, 166, 236
Vogel, Fred. sen. 67, 111, 201
Vogel, Fred. jr. 190, 201
Vogel, Louise 202
Vogt, Henry 88
Voigt, Anna 36
Voß, Dr. Ernst 188, 190

W.

Wachsner, Leon 222
Wagner, C. H. 106
Wagner, J. G. 190
Wahl, Christ. 218
Wallber, Emil..68, 87, 106, 132, 215
Wallich, Adolph 3
Walther, Dr. C. F. W.....151, 175
Wall, Edw. C.....109, 162, 166
Warner, Hans B. 73
Warnecke, A. 67
Wechselberg, Jul.....67, 107
Wegner, John 95
Wehner, Wilh. 46
Weibrecht, Louis 106
Seite
Weiß, G. E. 269
Weißkirch, Emil 111
Welb, Ferd. 222
Weng, Rev. G. 278
Werbke, Hermann 222
Wernich, G. 138, 140
Wesemann, Rev. F. 278
„Westliche Post", Die 256
Wheeler, W. L. 193
Winans 162
Widule, Christ. 106
Winterfeld, Chas. 106
Wintermeyer, Valentin 3
Winkler, F. C., 67, 125, 192, 211, 233, 244
Winter, Rev. 172
Wisconsin Conservatorium 221
Wittmann, Adolph 4
Wittmann, Anna Christine.....4
Wolf, W. H.....106
Wollaeger, Gustav 278, 297

Z.

Zantle, H. 67
Zeininger, Monsignore 236
Zöhrlaut, Hermann 111
Zündt, Ernst Anton 5, 8, 13

MAY 23 1933